This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

39.5.

4634/289

4 Bde.

J9000/2964

Der
österreichische
Volksfreund.

****

Von

J. B. Weis.

I. Band, I. Heft.

Wenn Jemand das, was Andere gesagt haben, gut zu wiederhohlen, gemeinnützig zu machen versteht, so hat er gewiß selbst viel nachgedacht.

Lichtenberg.

Wien, 1830.
Auf Kosten des Herausgebers.
In Commission bey Franz Wimmer, Buchhändler
(Dorothee-Gasse).

Gedrängte Übersicht der in diesem Werke enthaltenen Gegenstände.

1. Österreichische Staatengeschichte, von der ersten Bevölkerung Österreichs bis auf den gegenwärtigen Tag.

An die Geschichte, die, periodenweise durch die einzelnen Hefte fortgeführt, dem Werke als eine Kette dienen soll, schließen sich:

2. Biographien der vorzüglichsten Personen, die in jeder Periode lebten;

Erfindungen, Entdeckungen und andere Anstalten, die in dem abgehandelten Zeitraume gemacht wurden, mit besonderer Beziehung auf den gegenwärtigen Zustand derselben in den österreichischen Provinzen.

3. Chronologische Darstellung der Geschichte Wien's, seiner Denkwürdigkeiten, Bildungs-, Unterrichts- und Humanitäts-Anstalten, sonstigen Institute u. s. w.

Bey dem immer mehr zunehmenden Glanze unserer Kaiserstadt, bey den vielen Veränderungen, Verbesserungen und Anstalten, welche vorzüglich in der neuesten Zeit, theils durch die Großmuth unseres erlauchten Herrscherhauses, theils durch den Biedersinn der Bewohner gestiftet wurden, werden diese Aufsätze, welche nach jeder wichtigen Periode der Geschichte ein gedrängtes Bild von dem jedesmahligen Zustande Wien's darbiethen, für Jedermann um so mehr von Interesse seyn, als die über Wien erschienenen älteren Werke theils vergriffen, theils den jetzigen Zeitumständen nicht mehr anpassend, die neueren hingegen, ungeachtet ihres erwiesenen Werthes, nicht immer von der Art sind, daß sie durch eine oft wünschenswerthe Kürze einen schnellen, und dabei deutlichen Ueberblick gewähren, um so im Allgemeinen mehr zusagen zu können.

4. Gemälde aus der Völkerkunde, zur Kenntniß aller bedeutenden, auf der Erde lebenden Nationen, ihrer Sitten, Gebräuche, Feste und anderer merkwürdigen Einrichtungen.

5. Sammlung des Interessantesten und Wichtigsten älterer und neuerer Zeit.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES STACKS JAN 19 1970

DB1 C32

Österreichische Staatengeschichte.

Urgeschichte von der Bevölkerung Österreichs bis auf die Markgrafen aus dem Hause Babenberg (984).

Österreich erhob sich durch einen Zeitraum von mehr als 500 Jahren von einer Grenzgrafschaft zu einem der ersten Staaten von Europa. Die Art und Weise, wie dies geschah, ist einzig in der Geschichte; denn nicht Kriege, List und Trug, sondern Heirathen, Wahl, Erbschaft und freiwillige Unterwerfung haben Österreichs Grenze nach und nach erweitert, und die verschiedensten Länder in einen Staatskörper vereint, den kein Sturm der Zeit zu erschüttern vermochte. Nebst dieser seltenen Erhöhung werden aber auch seine Verdienste, die es sich von seiner Gründung an bis auf die neuesten Zeiten um Europa erworben hat, ewig in den Annalen der Weltgeschichte glänzen.

Als Markgrafschaft schon war es die Schutzwehre von Deutschland und dem westlichen Europa gegen die herumziehenden Horden der Avaren und Mongolen. Seit Maximilian dem I. kämpfte es im Osten gegen die Osmanen. Wien wurde zwei Mal belagert, an seine Eroberung war das Schicksal eines halben Welttheiles gekettet; doch Österreichs Macht gelang es, die asiatischen

Barbaren über die Grenze Ungarns zu treiben. — In den neuesten Zeiten erhob sich im Westen der Koloß einer Universal-Monarchie. Österreich suchte ihm Grenzen zu setzen, und wirkte vorzüglich mit, daß er bald nach seinem Entstehen wieder in Trümmer zerfiel.

Diese Siege haben unserem Vaterlande manche Opfer gekostet; allein bei allen Gefahren wachte ein mächtiger Schutzgeist über dasselbe. Muth und Entschlossenheit, Vaterlandsliebe und Heldensinn hielten es aufrecht. Der Fürst fand seine Stütze in dem Volke, das Volk die Erfüllung seiner Hoffnung in dem Fürsten, und es ist gewiß, daß solche Gesinnungen Österreich immer erhalten werden.

Erste Bewohner von Österreich.

Österreich hat seine Bewohner nicht, wie man nach der Analogie der Völkerzüge schließen sollte, deren Zug sich stets von Osten nach Westen gerichtet hat, nach dieser Richtung erhalten; seine Bewohner kamen von Westen nach Osten. Die wandernden Völker zogen Anfangs durch Österreich, ohne sich da aufzuhalten; da sich nun in den neuen Ländern Hindernisse entgegen setzten, so waren sie oft gezwungen, in die früher besuchten Gegenden zurück zu kehren. Nach Livius kamen die ersten Stämme aus Gallien nach Österreich.

Zur Zeit des ältern Tarquinius (600 Jahre vor Chr. G.) lebte im südlichen Gallien ein Fürst der Celten, Nahmens Ambigat. Diese Völker trieben damahls keinen Ackerbau, sondern sie zogen als Nomaden im Lande herum; daher geschah es, daß der Raum für sie bald zu enge wurde. Ambigat beredete seine zwei Neffen, Segoves und Belloves, daß sie sich mit einer Anzahl Colonisten weitere

Wohnplätze suchen sollten. Sie befragten den Zug der Vögel, und diese wiesen den Beloves nach Italien, den Segoves nach Deutschland. Der Letztere ließ sich mit einem Theile der Völker, die mit ihm zogen, unter denen sich auch die Volsker befanden, — eine Nation, die sich durch Tapferkeit, Biedersinn und Rechtschaffenheit auszeichnete, — beim Schwarzwalde und in den niedrigen Gegenden nieder; doch auch hier wurde ihnen das Land bald zu klein, und, nach Justin, zog ein Theil weiter, und besetzte das Land von der Donau bis an die julischen Alpen. Das Andenken an sie erhält sich bei uns noch heut zu Tage in der Benennung verschiedener Ortschaften, als: Volkenmark, Volkendorf u. a. m.

Von hier breiteten sie sich weiter aus, und unternahmen einen Zug nach Griechenland, wo sie von dem vereinten Heere der Griechen bei Delphi eine völlige Niederlage erlitten. Ein Theil von ihnen flüchtete sich nach Thracien, welches sie dem Könige von Macedonien entrissen, eroberten dann auch einen Theil von Alt-Phrygien, und gaben ihm den Nahmen Galatien; der andere Theil kehrte wieder nach Illyrien und Pannonien zurück *).

Das Land unter der Ens wird römisch.

Nachdem die ganze römische Welt zwischen Antonius und Octavianus getheilt war, führte der Letztere seine Legionen, um sie zum Kampfe gegen Antonius

*) Pannonien nahm seinen Anfang vom Kahlengebirge, und begriff das heutige Ungarn diesseits der Donau, nebst Croatien, Slavonien und dem Militär-Grenzlande; zu Noricum gehörte das heutige Österreich jenseits des Kahlengebirges, Salzburg, Steyermark und Kärnthen.

vorzubereiten, nach Pannonien, dessen Eroberung er schon lange im Sinne hatte. Antonius schwelgte unterdeß bei Cleopatra. Octavianus mußte jedoch eines entstandenen Aufruhrs wegen wieder nach Rom zurück kehren, und die angefangene Eroberung Pannoniens vollendete erst später, als er Alleinherrscher war, sein Stiefsohn Tiberius. Auch Noricum mußte sich den siegreichen Waffen der Römer unterwerfen, und es blieb bis zum Anfange des 5. Jahrhunderts in ihrer Gewalt, während der Zeit sie jedoch einen immerwährenden Kampf mit den Markomannen zu bestehen hatten. Obwohl diese unter Nerva eine große Niederlage erlitten, suchten sie doch unter Trajan über die gefrorne Donau zu setzen, wurden aber gänzlich geschlagen. Marc-Aurel mußte die ganze Macht seines Reiches aufbiethen und seinen eigenen Hausschatz versetzen, um die bis Aquileja vorgedrungenen Markomannen und Quaden zurück zu schlagen. In Carnunt schlug er ein Lager auf, in dem er sich fünf Jahre aufhielt, und wo er sein vortreffliches Werk: „Moralische Betrachtungen über sich selbst," schrieb; das erste Werk, welches in der Gegend von Wien geschrieben wurde. — Bis Theodosius (394 n. Chr. G.) war die Donau die Grenze des römischen Reiches; allein seine Nachfolger konnten dem Eindringen der Markomannen keine Macht mehr entgegen setzen, und somit hielt ihren Übergang über die Donau nichts mehr auf.

Welche Verdienste hatten die Römer um Österreich?

Vor der Eroberung der Römer war Österreich ein Steppen- und Grasland; denn seine ersten Bewohner waren Barbaren, die von der Jagd, Viehzucht und vom

Kriege lebten, und zerstreut in Zelten oder Hütten wohnten. Das heutige Wien ist vielleicht der einzige beträchtliche Ort gewesen, der sich in demselben befand.

Die Unterjochung haben die Römer überall durch eingeführte Cultur vergütet. Mit der römischen Besatzung kamen auch Ackerbau, Weinbau und alle Lebenskünste in's Land, Meierhöfe und Dörfer wurden gebaut, und Colonien angelegt. Zu Carnunt (zwischen Petronel und Hainburg) lag die 14. Legion und eine Flotte nebst einer Schild-Fabrik; zu Vindobona (Wien) war die 10., zu Laureacum (Lorch), am Ausflusse der Ens in die Donau, war die 2. Legion mit einer zweiten Flotte. Auch die thermae Cetiae oder aquae Pannoniae, das heutige Baden, war schon bekannt. Mehrere Heerstraßen durchliefen das Land, die theils zum Marsche der Soldaten, theils zur Beförderung des Handels dienten. Das größte Verdienst aber, das sie sich um unser Vaterland erwarben, war die Einführung des Christenthums durch römische Colonisten. Römer mußten einen ganzen Welttheil unterjochen, rohen Barbaren Gesetze, Verfassung und Sprache geben, die dem Christenthume als eine Brücke diente, auf der es zu den entferntesten Nationen überging!

Österreich während der Völkerwanderung.

Nun beginnt die traurigste Periode für Österreich; denn es war mehr als 300 Jahre das Durchzugland roher Völker, und dies Einzige kann allein schon sein Schicksal erklären. Bevor wir jedoch diese Periode beginnen, müssen wir zuerst einen Blick auf das römische Reich selbst werfen.

Kaiser Theodosius theilte sein Reich unter seine zwey Söhne, Arcadius und Honorius, so, daß der

Erstere im Orient, der Letztere im Occident herrschen sollte. Beide Prinzen waren jung, geistesschwach und daher zur Regierung unfähig. Minister, Weiber und Verschnittene herrschten zu gleicher Zeit im Reiche, das unter den Schlägen einer Menge auswärtiger Feinde zu zittern begann. Die ersten Minister waren Rufin bei Arcadius, und Stilicho bei Honorius. Rufin, der sich schon unter der vorigen Regierung die Präfectur des Orients auf eine ungerechte Weise erworben hatte, war eifersüchtig auf Stilicho, der ein Verwandter der kaiserlichen Familie war, und zugleich behauptete, daß ihm Theodosius die Regierung beider Reiche übergeben habe. Um seinem Gegner in weiteren Unternehmungen hinderlich zu seyn, rief er die Gothen und Hunnen heimlich ins Reich.

Die Ersteren hatten ursprünglich an der baltischen Küste zwischen der Weichsel und Oder ihren Sitz. Von da zogen sie südlicher in die Gegend des schwarzen Meeres, vereinten sich mit mehreren Stämmen, und bildeten das große gothische Reich, das die ungeheure Strecke vom Don bis zur Theiß, vom schwarzen Meere bis zur Ostsee umfaßte. Gegen das Jahr 369 theilte sich durch innere Revolutionen das gothische Reich in das Reich der Ostgothen, vom Don bis zum Dnepr, — und Westgothen, vom Dnepr bis zur Donau. Diese nun gingen unter Alarichs Anführung (401) über die Donau, und breiteten sich in den Provinzen zwischen dem adriatischen Meere und Constantinopel aus. Sie waren die Ersten, die in Pannonien einfielen, nach dessen Verwüstung sie nach Macedonien und Griechenland zogen. Der orientalische Kaiser sah kein anderes Mittel, den raschen Fortschritten Alarichs Einhalt zu thun, als ihm die Präfectur

von Illyrien anzutragen. Alarich, der von seinen Kriegern zum Könige der Westgothen ausgerufen wurde, faßte nun den Entschluß, auf den Ruinen Roms ein gothisches Kaiserthum zu gründen. Er rief die Barbaren von den Ufern der Donau herbei, und zog, mit ihnen vereint, nach Italien, wurde aber geschlagen, und mußte sich zurück ziehen. Darauf versammelte er ein neues Heer, erschien an den Ufern des Po, und näherte sich ohne bedeutende Hindernisse der Hauptstadt. Gerührt durch die Bitten der Römer, begnügte er sich mit einer Summe von 5000 Pf. Gold, 30,000 Pf. Silber, 4000 seidenen Gewändern, 3000 Stück feinem Scharlachtuche und 3000 Pf. Pfeffer, und hob die Belagerung auf. Da Honorius von dem Schrecken befreit war, dachte er keinesweges mehr darauf, sein Versprechen zu halten. Alarich ließ ihn mehrmals darum ansuchen; immer vergebens. Endlich brach er mit seinen Völkern von Noricum, wo er die Antwort erwartete, auf, und stand, ehe man es vermuthen konnte, vor den Thoren Roms. Unfähig ihre Stadt zu schützen, mußten sich die Römer mit ihren Schätzen loskaufen; Alarich nahm zugleich die Kinder der Vornehmen als Geißel mit. Er setzte den Honorius ab, und bestimmte den Attalas, der in Rom Präfect war, zum Kaiser; war aber bald mit ihm so unzufrieden, daß er ihn wieder absetzte, und sich mit Honorius in Unterhandlungen einließ. Während dieser wurde sein Heer angefallen und ein entsetzliches Blutbad darin angerichtet. Alarich belagerte nun Rom zum dritten Mal, eroberte es, und gab es der Plünderung preis (409). Nur das Eigenthum der Kirchen wurde geschont, sie selbst als unverletzliche Zufluchtsörter betrachtet. Da er einen längeren Aufenthalt für seine Soldaten gefährlich hielt, zog er nach Sicilien, wo ihn

der Tod überraschte (411). Mit ihm starb der Entwurf einer gothischen Herrschaft. Sein Nachfolger verglich sich mit den Italienern, und suchte mit seinen Gothen anderswo ein neues Reich zu gründen.

Das zweite Volk, das auf dem damaligen Schauplatze der Welt eine bedeutende Rolle spielte, waren die Hunnen. Sie hausten ursprünglich an der nördlichen Grenze von China, auf einem Striche Landes von 500 Meilen in der Länge und 300 in der Breite. Um sich vor ihren Anfällen zu sichern, ließen die Chinesen die bekannte Mauer bauen. Bald entstanden aber unter ihnen selbst Kriege, wo sich dann ein Theil immer weiter gegen Westen drängte. Attila, ihr König, ein Mann von einem unerschrockenen und wilden Charakter, der sich selbst die „Geißel Gottes" nannte, wurde verrätherischer Weise ins Reich gerufen, und machte sich in kurzer Zeit das orientalische und occidentalische Kaiserthum zinsbar. Pannonien wurde ihm abgetreten; allein dies war ein gefährliches Mittel, die Ruhe, die man für einige Zeit erhielt, zu erkaufen. Nun richtete Attila, da in Europa für den Augenblick nichts zu gewinnen war, in Verbindung mit den Vandalen, Ostgothen, Gepiden und andern Völkern, seinen Zug mit einer Armee von 700,000 Mann nach Persien, wurde aber auf den Ebenen von Armenien geschlagen. Er zog wieder nach Europa zurück, und verheerte alle Provinzen vom schwarzen bis zum adriatischen Meere; zwei Armeen wurden geschlagen und 70 blühende Städte in Asche verwandelt. Der orientalische Kaiser mußte den Frieden mit 6000 Pf. Gold und einem jährlichen Tribut von dem Drittel dieser Summe erkaufen. Das Ungewitter zog gegen Westen.

Der Vandalen-König Genserich verlangte für seinen Sohn von Theodorich, König der Westgothen, die Tochter zur Gemahlinn; allein die Braut gefiel weder dem Bräutigam, noch dem Vater. Sie ließen ihr die Ohren abschneiden und schickten sie wieder zurück. In Angst über die begangene Unmenschlichkeit wandten sie sich an Attila, der ohne weitere Umstände Gallien überfiel. An der Spitze einer Armee von 500,000 Mann zog er längs der Donau über den Rhein, und verwüstete das Land zwischen dem Rhein, der Seine, Marne und Mosel auf eine Art, die dem Charakter der Hunnen vollkommen entsprach. Theodorich verband sich mit den Römern, deren Anführer Aetius war; zugleich traten auch die Franken und Burgunder auf seine Seite. Attila drang bis vor die Mauern von Orleans, allein Aetius zwang ihn, die Belagerung aufzuheben, und sich nach der Champagne zurück zu ziehen. In den Ebenen von Chalons an der Marne entspann sich eine wüthende Schlacht. Die Hunnen hatten schon die Reihen der Römer und Gothen durchbrochen, und Attila glaubte des Sieges gewiß zu seyn, als Theorismund, Theodorichs Sohn, von den benachbarten Höhen auf die Hunnen stürzte und Verwirrung unter sie brachte (453). Dies war die blutigste Schlacht, die je in Europa geliefert wurde, denn beinahe 160,000 Todte bedeckten das Schlachtfeld. Hätten die Gothen den Sieg benutzt, so wäre es um Attila geschehen gewesen; denn er ließ schon seine Schätze auf einen Haufen werfen, um im Falle der Noth sich mit ihnen zu verbrennen. Doch die Sieger hatten zu viel gelitten: Theodorich selbst blieb auf dem Schlachtfelde.

Attila zog wieder nach Deutschland und verwüstete alles; dann unternahm er mit neuen Völkern und ver-

doppeltem Muthe einen zweiten Zug nach Italien. Honoria, die Schwester Kaiser Valentins des III., ließ heimlich dem Attila ihre Hand antragen. Dies benutzte der Hunne, forderte Honoria zur Gemahlinn und die Hälfte des Reiches zur Mitgabe. Da nun diese Forderung abgeschlagen wurde, drang er in Italien ein, und zerstörte Padua, Vicenza, Verona, Bergamo, nebst den umliegenden Gegenden. Die Einwohner flohen theils in die Gebirge, theils auf die nahe liegenden Inseln des adriatischen Meeres, und gründeten da in der Folge Venedig. Der Kaiser hatte keine Armee entgegen zu setzen, und Rom wäre verloren gewesen, wenn nicht Papst Leo der I. den Frieden bewirkt hätte. Eine Haupursache, warum sich die Hunnen zum Abzuge bewegen ließen, lag vielleicht auch darin, daß sie mit übermäßiger Beute beladen waren, die sie in Sicherheit bringen wollten. Wenigstens zogen sie mit der Drohung ab, das künftige Jahr wieder zu kommen. Der Tod befreite aber mit einem Mal die Welt von der Geißel Gottes. Attila starb plötzlich an einem Pulsaderbruche (453). Nach seinem Tode balgten sich die Söhne mit der Theilung des Reiches. Die meisten Nationen machten sich bei diesem Streite frei. Die Gepiden behaupteten sich in Slavonien, die Ostgothen in Pannonien, die Longobarden in Böhmen und Mähren, und so ging das hunnische Reich in Staub auf.

Österreich wurde in dieser Periode auf dem flachen Lande gänzlich verwüstet, nur die festen Plätze blieben verschont. Die Römer hatten nämlich die Rugier, von der Insel Rügen in der Ostsee, die erste deutsche Nation, die sich in Österreich niederließ, in das Land aufgenommen, um die Festungen zu besetzen; sie hatten

vorzüglich das Land ober und unter dem Manhardsberge inne. Die Rugier behaupteten sich glücklich gegen die Hunnen, da aber der versprochene Sold ausblieb, entschädigten sie sich bald dafür, und machten sich zu Herren des Landes. Nun war Noricum ein Reich der Rugier. Der erste König hieß Flaccitheus; ihm folgte (468) sein erstgeborner Sohn Fallöt, auch Fava genannt. Er ließ Vindobona's beschädigte Mauern wieder herstellen und verlegte seinen Sitz dahin. Von ihm erhielt die Stadt den Nahmen Faviana, woraus Viana und später das deutsche Wien entstand. Da aber Fallöt der Aufenthalt daselbst nicht gefiel, trat er ihn seinem jüngern Bruder Friedrich dem I. ab, und zog auf das Marchfeld. Fallöt's Gemahlinn, Gisa, beredete ihren Sohn Friedrich, seinen Oheim zu ermorden. Dieser Mord war der Vorwand, unter welchem Odoaker die Rugier angriff. Fallöt wurde mit seiner Gemahlinn nach Rom geführt, und Friedrich der II. floh zu Theodorich, König der Ostgothen.

Odoaker, berühmt durch die gänzliche Zerstörung des abendländischen Reiches, war in dem heutigen Österreich geboren. Er besuchte einst den heil. Severin in Heiligenstatt, und dieser prophezeite ihm viel Glück für die Zukunft. Darauf zog er nach Italien, und trat in römische Dienste, wo er sich durch Tapferkeit zum Anführer verschiedener deutscher Miethtruppen emporschwang. Als Oreste, der einst Secretär des Attila war, durch Verrätherei seinen Sohn Augustus, den man wegen seines zarten Alters Augustulus nannte, auf den römischen Thron erhob, forderten die Miethtruppen den rückständigen Sold, oder das Drittel der Länder. Als beides verweigert wurde, trat Odoaker feindlich auf, belagerte

Pavia, wo sich Orestes aufhielt, nahm die Stadt mit Sturm, und ließ ihn enthaupten. Augustulus legte aus freiem Antriebe die Krone nieder, und Odoaker schickte ihn mit einem ansehnlichen Jahrsgehalte nach der Villa Luculli; dann bezwang er Italien, und nahm den Titel eines Königs an (476). So endete die Weltbeherrscherinn Rom im 1230. Jahre ihrer Erbauung.

Für Odoaker mußte es sehr schmeichelhaft seyn, über sein Vaterland zu herrschen. Dies war vielleicht die einzige Ursache, warum er das Reich der Rugier zerstörte. Ihm waren aber die überlegenen Talente Theodorich's gefährlich, und dies machte, daß seine Regierung nicht von langer Dauer war. Theodorich, zu dem sich, wie erwähnt wurde, Friedrich der II. flüchtete, zog nach Italien gegen Odoaker (489). In Friaul kam es zur Schlacht, in der die Gothen siegten; auch bey Verona war Odoaker's tapfere und verzweifelte Gegenwehr fruchtlos; er zog nach Ravenna, wo er über zwei Jahre belagert wurde. Von Hunger gänzlich aufgerieben, mußte er sich endlich, nachdem er sich die Mitregentschaft in Italien zur Bedingung gemacht hatte, ergeben. Allein Theodorich hielt sein Versprechen nicht, vermuthlich weil Odoaker geheime Plane gegen ihn ausführen wollte; er lud ihn zur Tafel, und ermordete ihn mit eigener Hand (492). Odoaker's Reich dauerte nur sechzehn Jahre. Italien fiel nun in die Hände der Ostgothen, und Noricum wurde ein Theil dieses Reiches.

Theodorich, der nicht mit Unrecht den Nahmen des Großen verdient, war durch seine Talente dem Lande ein Segen. Er gab dem Ackerbau wieder Leben, Reben bedeckten die Hügel, neue Dörfer und Flecken gingen aus den Trümmern hervor. — Nach 30 Jahren entstanden

Unruhen unter den Gothen; diese benützte Justinian, und seine ausgezeichneten Generale Belisar und Narses haben dieses Reich wieder in Italien zerstört, welches nun eine Provinz der Byzantiner wurde (554).

Österreich kam von den Ostgothen in die Hände der Longobarden, die ihren Nahmen von den langen Bärden (Spießen, durch welche sie sich von den übrigen nordischen Völkern unterschieden) erhalten haben. Sie wohnten an der Ostsee, in dem heutigen Mecklenburg, an dem Westufer der Elbe, zogen von Norden nach Süden, kamen an das linke Ufer der Donau, und nahmen die Sitze der Rugier in Besitz. Als Justinian den Krieg gegen die Ostgothen anfing, verband er sich mit den Longobarden, und trat ihnen das südliche Ungarn ab. Hier wurden die Gepiden, die sich in Pannonien festgesetzt hatten, so geschlagen, daß ihr Nahme gänzlich aus der Geschichte verschwand. — Diese Verbindung hatte für die Zukunft gefährliche Folgen. Die Longobarden, welche unter Narses das ostgothische Reich mit zerstören halfen, lernten das schöne Italien kennen, und es war natürlich, daß bei ihnen der Wunsch rege gemacht werden mußte, dieses Land mit Norikum zu vertauschen. So lange Narses, Statthalter in Italien, lebte, verhielten sie sich ruhig; nach seinem Tode aber überließen sie Pannonien und Noricum den Avaren, ihren Freunden, unter der Bedingung, daß sie diese Länder dann wieder abtreten sollten, wenn ihr Unternehmen auf Italien nicht glücken würde. Das Glück jedoch hat die Frage unentschieden gelassen, ob diese Barbaren das Völkerrecht, das ihnen gewiß Ehre gemacht haben würde, treuer beobachtet hätten, als manche andere civilisirte Nationen.

Alboin, König der Longobarden, brach demnach (568) von Pannonien aus in Friaul ein, und machte sich fast ohne Widerstand zum Meister von ganz Ober-Italien. Von den Longobarden stammt der Nahme Lombardie. Dieses Reich bestand 206 Jahre unter 23 Königen von acht verschiedenen Familien, bis es im Jahre 774, unter der Regierung des Königs Desiderius, Karl der Große mit seiner fränkischen Monarchie vereinigte. Das heutige Österreich blieb durch diesen ganzen Zeitraum in den Händen der Avaren, einer Nation, die aus verschiedenen Volksstämmen bestand, und das Gebieth von der Ens bis an die Weichsel inne hatte. Durch diese rohen Horden wurde das Land wieder verödet, alle Cultur vertilgt, und Noricum war wieder ein Steppenland.

Karl der Große entreißt den Avaren das Land von der Ens bis an die Raab, und setzt über dasselbe einen eigenen Grenzgrafen.

Die Zerstörung des lombardischen Reiches durch Karl den Großen zog wie an einer Kette eine Reihe merkwürdiger Begebenheiten nach sich.

Tassilo der II., Herzog von Baiern, hatte eine lombardische Prinzessinn zur Gemahlinn, die es nicht vergessen konnte, daß Karl ihren Vater des Reiches beraubte. Sie wiegelte Tassilo auf, und dieser verband sich mit den Avaren, die seine nächsten Nachbarn über der Ens waren. Diese Unterhandlung wurde aber Karl dem Großen verrathen. Er schrieb einen Reichstag aus, auf dem Tassilo vom Adel als Verräther angeklagt, und nach dem Ausspruche der Fürsten zum Tode verurtheilt wurde. Karl begnadigte ihn, und ließ ihn im Herzogthume; allein

Tassilo setzte seine Verbindung fort, und wurde zum zweiten Mal zum Tode verurtheilt. Karl begnadigte ihn abermals, und schickte ihn ins Kloster. Er hob dieses Herzogthum auf, und theilte Baiern in Grafschaften.

Die Avaren fingen nun an, in Baiern einzufallen, indem sie dieses Land als ihrer Beute überlassen betrachteten. Karl beschloß, sie anzugreifen und weiter von der Grenze seiner Länder wegzudrängen. Auf einem Reichstage zu Regensburg wurde beschlossen, die Avaren von drei Seiten zugleich zu bekriegen. Das erste Heer, welches Karl selbst befehligte, brach demnach von Regensburg auf, und rückte bis zur Mündung der Ens, wo es sich verschanzte. Das zweite Heer rückte aus Italien, unter Anführung Pipins, Karls Sohn, und der Grafen von Friaul und Istrien, über die Save ins Avaren-Land; das dritte kam aus Sachsen durch Böhmen. Bei dieser Gelegenheit hatte Karl das Projekt, den Rhein mit der Donau zu verbinden; der Bau eines Kanals zwischen der Altmühl und Regnitz wurde schon angefangen, verfiel aber nach seinem Tode wieder.

Karl griff nun im Mittelpunkte die Avaren selbst an, eroberte die zwei Hauptringe in dem heutigen Österreich, — den einen bei Grafenswerd, an der Mündung des Kamp-Flusses, den andern am Kumberge bei Zeiselmauer, — und trieb die fliehenden Feinde über Wien bis an die Raab. Diese Ringe hatten mehrere Meilen im Durchmesser und waren mit 20 Fuß hohen Wällen und tiefen Gräben eingefaßt; hier waren ihre Zelten, Herden und Schätze aufbewahrt. Karl hätte sie vielleicht noch weiter gedrängt, wenn ihn nicht ein Aufruhr, der in Sachsen entstand, zurück gerufen hätte. Im J. 796 drang Pipin mit dem Herzog Erich von Friaul abermals in das

Land der Avaren ein, eroberte und zerstörte ihren Hauptring, wo sie alle seit 200 Jahren geraubten Schätze aufbewahrt hatten; sie wurden bis über die Theiß zurückgedrängt. Noch Ein Mal wagten sie es in der Folge, sich von der Herrschaft der Franken unabhängig zu machen; sie wurden geschlagen, und von der Zeit kommt keine Meldung mehr von einem Kriege mit ihnen vor.

Die christliche Religion wurde durch Karl den Großen in unsern Gegenden wieder hergestellt, und die Cultur, die unter den rohen asiatischen Horden gänzlich darnieder lag, fing sich neuerdings zu heben an. Österreich war ein Theil der fränkischen Monarchie; es wurde mit einem besonderen Namen bezeichnet, Marchia orientalis oder Fines Pannonici, und als ein eigenes Land angesehen. Das Land von der Ens bis an die Raab wurde in Gauen abgetheilt, und über jeden ein Graf — von grau, weil man meistens alten, erfahrnen Männern diese Würde ertheilte — gesetzt. Alle Gaugrafen standen unter dem Grenzgrafen, der die Aufsicht über das Land hatte, das Heer befehligte, die Einkünfte im Namen des Königs erhob, und an den Gerichtstagen präsidirte. Der Markgraf hatte seine Besoldung in liegenden Gütern; denn das Geld war damals selten. Diese Grafen waren Verwalter des Kaisers, und wurden von ihm ein- und abgesetzt. Dann waren wieder Sendgrafen, welche die Untersuchungen hielten, das Volk beriefen, und jeden aufforderten, ob er keine Klage vorzubringen habe. Bei diesen Untersuchungen war der eigentliche Graf nicht zugegen. So war Karl im Stande, sein weitläufiges Reich mit einem Blicke zu übersehen, und die Vorsteher der Grafschaften von Eigenmächtigkeiten und Bedrückungen der Unterthanen abzuhalten.

Schicksale Österreichs unter den Karolingern.

Die Geschichte Österreichs kann keine andere seyn, als die Veränderung der Regierung des fränkischen Reiches. Die zwei ältern Söhne, Pipin und Karl, die Karl der Große zu seinen Nachfolgern bestimmte, die auch die Gefährten seiner Kriege waren, und die Erben seiner Länder und Tugenden werden sollten, starben vor ihm. Nun erklärte er seinen dritten Sohn Ludwig zu seinem Nachfolger, und nahm ihn zum Mitregenten an (813). Bald darauf starb Karl in Aachen, und die Trümmer der fränkischen Monarchie waren sein Grabmal. Sein Reich hatte das Schicksal der Staaten Alexanders: der Riesenkörper zerfiel, sobald er nicht mehr von dem Geiste seines Schöpfers beseelt wurde. Ludwig der Fromme bestieg den Thron, ohne die Lage des Reiches, den Gang der Geschäfte und die Staatsbeamten zu kennen. Es fehlte ihm zwar nicht an Einsicht und gutem Willen; denn als Regent eines kleinen gebildeten Staates würde ein Titus, als Privatmann der liebenswürdigste Mensch aus ihm geworden seyn; als Regent eines mächtigen und noch rohen Volkes, das mit Nachdruck und Ernst regiert seyn will, mangelte es ihm an Stärke des Charakters, und weil er sich nicht zugleich lieben und fürchten machen konnte, verlor er die Folgsamkeit und Achtung seiner Völker und selbst seiner Kinder. Die Regierung Ludwigs war eine Reihe von Fehlern, die meistens aus seiner Gutmüthigkeit flossen, und ihn zum unglücklichsten Regenten machten. Aus lauter Gutherzigkeit theilte er unzeitig nach dem Antritte seiner Regierung das Reich unter seine drei Söhne. Er verehelichte sich wieder, und da er noch einen vierten Sohn, Karl den Kahlen, bekam, und auch diesem einen Theil der

Länder zu geben wünschte, wurde er mit seinen Kindern in Krieg verwickelt, der nach seinem Tode in volle Flammen ausbrach, bis im J. 843 der Vertrag zu Verdun zu Stande kam, in welchem die Monarchie Karls des Großen in drei von einander unabhängige Reiche getheilt wurde. Ludwig erhielt alle Länder diesseits des Rheins, welche in Deutschland zu der fränkischen Monarchie gehörten, nebst den drei Städten: Worms, Speyer und Mainz über dem Rhein. Österreich fiel Ludwig dem Deutschen zu. Die Grenzgrafen wurden aus verschiedenen Familien genommen; Erblichkeit war noch nicht eingeführt. Unter Ludwig dem Frommen war daselbst ein Markgraf Gerold; dieser wurde von Ludwig dem Deutschen entsetzt, und an seiner Stelle zwei Brüder Wilhelm und Engelschalk ernannt. Diese blieben in einer Schlacht gegen Swatopluk, und Karl der Dicke verlieh die Markgrafschaft dem Arbo. Die hinterlassenen Söhne der vorigen Markgrafen glaubten sich beschimpft, weil ihnen ein anderer vorgezogen wurde; sie jagten deswegen den ernannten Grenzgrafen fort, und wollten an seine Stelle treten; allein Arbo wurde wieder eingesetzt, und die Empörer flohen aus dem Lande. —

Karl der Dicke überlebte alle übrigen Nachkommen Karls des Großen, und vereinte unter seine Regierung das ganze fränkische Reich, wie es unter seinem Stifter bestanden; allein sein eingeschränkter und schwacher Geist war kaum fähig, eine kleine Provinz zu regieren; auf dem Throne Kaiser Karls des Großen mußten sowohl seine Fähigkeiten als auch seine Tapferkeit um so verdächtiger werden. Der schimpfliche Friede, den er mit den Markomannen und Normännern schloß, brachte ihn vollends um alle Achtung und alles Ansehen, und gab zu einem allge-

meinen Mißvergnügen Anlaß, welches bald in eine öffentliche Gährung überging. Die Deutschen rebellirten zuerst. An ihre Spitze trat Arnulf, Herzog von Kärnthen, ein Seitensproße Karlmanns. Karl der Dicke wurde auf einem Reichstage im J. 887 förmlich des Reiches entsetzt, und Arnulf als König der Deutschen anerkannt. Er erfocht einen vollständigen Sieg über die Normänner, allein er verdunkelte den Ruhm, den er sich dadurch erwarb, durch die unbedachtsame Herbeyrufung der Magyaren.

Österreich in dem Besitze der Magyaren.

Seit dem Jahre 846 haben die Slaven in Böhmen und Mähren durch ihre verwüstenden Einfälle Deutschland verwundet. Ludwig der Deutsche bezwang sie zwar, und legte ihnen einen Tribut auf, aber dieser wurde bald durch neue Einfälle aufgehoben. Im J. 884 stiftete Swatopluk das große mährische Reich; er brachte alle slavischen Völker in eine Conföderation zusammen, deren Haupt er war. Um Ruhe zu erhalten, räumte ihm (890) der tapfere Arnulf das erledigte Herzogthum Böhmen ein; allein dieser, so vergrößert und mächtig, sagte seinem Lehensherrn den Gehorsam auf, und machte sich von der deutschen Abhängigkeit los. Arnulf wollte ihn mit Gewalt der Waffen zur Unterwürfigkeit zwingen, ward aber geschlagen. Aus Rache griff er zu einem Mittel, wie es ihm nur die Verzweiflung eingeben konnte: er both nämlich im J. 893 die Magyaren aus dem tiefen Siebenbürgen und der Wallachei zur Bezwingung der Mährer auf. Die wilden Barbaren fielen in Mähren ein, entrissen dem Swatopluk die Länder, die er in Pannonien hatte, und unterwarfen sich noch bei Lebzeiten Arnulfs Pannonien bis an den Save-Fluß, und das Land vom Einflusse der Morava (March) in die Donau bis an

die Grenzen der Moldau. Nun bekam Deutschland wieder Barbaren zu Nachbarn, die an die alten Hunnen des Attila erinnerten. So lange Arnulf lebte, galt es nur den Mährern und andern Völkern Pannoniens; allein nach seinem Tode griffen sie das deutsche Reich selbst feindlich an, und unterwarfen sich gleich das heutige Unteröesterreich bis an die Ens. — Die Deutschen mußten für Arnulfs Unvorsichtigkeit fast ein ganzes Jahrhundert büßen.

Er hinterließ einen siebenjährigen Sohn, Ludwig den IV. oder das Kind. Dessen Regierung war eine Reihe von Unglücksfällen. Nie war vielleicht für die Deutschen, so lange sie bestehen, eine unglücklichere Zeit, als die erste Hälfte des 10. Jahrhunderts. Die Magyaren waren die Landplage; schon im 6. Jahre nach dem Aufgebothe ihrer Hilfe gegen die Mährer fingen sie ihre Zerstörungen unter Ludwig dem Kinde in Deutschland an. Im J. 900 griffen sie Baiern an, 901 und 902 Kärnthen und Mähren; 907 schlugen sie die Baiern in einer dreitägigen Schlacht aufs Haupt; das Jahr darauf hatten die Thüringer und Sachsen gleiches Schicksal. Im J. 909 traf die Schwaben und 910 die Franken die Reihe. So waren also binnen einigen Jahren die Hauptvölker Deutschlands von diesen Barbaren geschlagen, ihre Länder geplündert und verwüstet. Es fehlte den Deutschen nicht an Tapferkeit; allein die ungarische Art, Krieg zu führen, war ihnen neu und fremd. Mit ihrer leichten Reiterei fielen sie hordenweise mit ungemeiner Schnelligkeit in das Land ein. Von keinem festen Orte aufgehalten, flogen sie in wenigen Wochen von der Ens bis an die Weser, und von da wieder in ihre Heimath zurück! Der flüchtige Magyar war für den deutschen Reiter unerreichbar. Deutschland mußte sich durch einen Tribut von ferneren Verwüstungen loskaufen. Unterdeß starb Ludwig

im 19. Jahre ohne Kinder, und schloß den Karolingischen Stamm in Deutschland. —

Das Land unter der Ens, welches die Barbaren schon im ersten Feldzuge besetzten, wurde bei der allgemeinen Rath seinem eigenen Schicksale überlassen. Um das Land ob der Ens und Baiern einiger Maßen zu sichern, baute der Graf von Nordgau, Leopold (900), am linken Ufer der Ens die Festung Anesburg (das heutige Ens).

Heinrich der I. entreißt den Magyaren das Land von der Ens bis in die Nähe von Melk.

Heinrich der I., der Finkler, der nach dem Tode Konrads des I. zum deutschen Könige erwählt wurde, verwandte die ganze Zeit seiner Regierung auf die Sicherstellung seines Reiches gegen die Einfälle der Normänner, Slaven und Ungarn. Letztere verwüsteten noch immer durch ihre schrecklichen Einfälle die schönsten Provinzen. Auf dem ersten Einfall, den sie (922) unter Heinrich dem I. thaten, bekam er einen der Vornehmsten ihrer Anführer gefangen, und gab ihn nicht eher frei, bis sie einen neunjährigen Waffenstillstand versprachen. Diese Zwischenzeit benutzte er, Deutschland in eine solche Verfassung zu setzen, daß es den Barbaren für immer gewachsen sey.

Deutschland wurde auf dem platten Lande von Räuberhorden in seiner innern Ruhe gestört. Heinrich ließ das Gesindel zusammen fangen, errichtete daraus ein eigenes Heer, das er in Waffen übte und in seine neuerbaute Festung Merseburg verlegte, um gegen die Wenden und Ungarn immer in Waffen zu bleiben. Außerdem befahl er, in verschiedenen Gegenden wohlgelegene Örter und Plätze mit Gräben und Mauern einzufassen, wohin sich das Landvolk

im Nothfalle mit seinen Habseligkeiten flüchten, und vor dem Andrange der Feinde Schutz finden sollte. So legte Heinrich den ersten Grund zur Erbauung der Städte in Deutschland.

Um den schwerfälligen Deutschen zum Widerstande gegen den flinken Ungar geschickter zu machen, führte er unter ihnen leichtere Waffen und Kriegsübungen, eine Art Turniere, ein, in welchen Mann gegen Mann, besonders zu Pferde, seine Geschicklichkeit versuchte, um durch Spiele zum Ernste des Krieges sich gewandter zu machen. —

Nach Verlauf des neunjährigen Waffenstillstandes erschienen die magyarischen Gesandten, um den gewöhnlichen Tribut zu fordern. Heinrich schlug ihn nicht nur ab, sondern begegnete den Gesandten mit Trotz und Verachtung. Dadurch aufgebracht, fielen die Magyaren in Thüringen ein, und belagerten die Festung Merseburg, wo sie fast eine gänzliche Niederlage erlitten. Dieses Blutbad befreite Deutschland so lange, als Heinrich lebte. Unter Otto dem I. versuchten sie ihre Einfälle von Neuem. Bald besiegt, bald Sieger, fielen sie (958) in Baiern ein, und drangen bis Augsburg mit einem so ungeheuren Kriegsheere vor, daß sie es für unmöglich hielten, besiegt zu werden, wenn nicht der Himmel einfiele oder die Erde sie verschlänge. Ihr Vertrauen täuschte sie aber schrecklich. Sie erlitten am 10. August auf dem Lechfelde bei Augsburg eine so schreckliche Niederlage, daß ihnen die Lust zum Wiederkommen verging. Über 100,000 Mann sollen auf dem Schlachtfelde geblieben seyn, und ihre vornehmsten Anführer wurden als Räuber aufgehangen; die übrigen galoppirten mit verhängten Zügeln

nach ihren Grenzen. Dieser Sieg hatte zur Folge, daß man den Magyaren einen Theil der Landschaft unter der Ens bis in die Nähe von Melk, das dazumal eine ungarische Festung war, abnahm; der übrige Theil blieb in ihren Händen.

In dem eroberten Theile wurde ein Markgraf, Namens Burkhard, eingesetzt. In welchem Jahre er sein Amt antrat, ist ungewiß. Zum ersten Mal geschieht seiner im J. 973 in einer Urkunde Kaiser Otto's des II. Erwähnung, wo er eine Schenkung einiger Weingärten, (in comitatu venerandi marchionis Burchardi), an die Kirche Passau bestätigt.

Um dieses Land desto schneller zu bevölkern, hat der heil. Wolfgang, Bischof von Regensburg, eine Colonie aus Baiern dahin geführt, welche am Zusammenflusse der großen und kleinen Erlaf einen festen Platz, Suisila (Wieselburg), anlegte, um gegen die Einfälle der Magyaren gesichert zu seyn.

Burkhard begleitete Otto den II. auf seinem Zuge nach Italien, der die, von Seite seiner Gemahlinn Theophania, einer griechischen Prinzessinn, herrührenden Rechte auf Kalabrien und Apulien geltend machen wollte. Die Griechen schlossen mit den Saracenen aus Sicilien ein Bündniß, und schlugen die Deutschen (982) bei Baffantelo so fürchterlich, daß sich der Kaiser nur mit Noth zu Schiffe rettete, Burkhard aber verlor sein Leben. —

Die neue Markgrafschaft wurde wegen ihrer Lage gegen das übrige Deutschland gewöhnlich: Ostmark, Ostreich, Österreich (plaga orientalis) genannt. Die Kultur des Bodens in Österreich, welche durch die Pflege und Anstalten Karls des Großen zu gedeihen

anfing, ging durch die Magyaren völlig zu Grunde. Die breiten Hufe ihrer Rosse haben die zarte Pflanze wieder in den Boden getreten und erstickt; so geschah es, daß sich Österreich zum vierten Male aus der Barbarei herausreißen mußte.

Ausgezeichnete Personen, Entdeckungen, Erfindungen, Anstalten und andere Erscheinungen, durch welche diese Periode merkwürdig geworden ist.

Belisar.

Die Geschichte hat uns nicht viele Helden aufbewahrt, die mit so wenig Mitteln unter den ungünstigsten Verhältnissen, bei immerwährenden Umtrieben heimlicher Neider, solche ausgezeichnete Thaten verrichtet haben wie Belisar. In ihm schien der alte römische Geist, der in dem orientalischen Kaiserthume längst erstorben war, wieder zu erwachen; doch Eine Stütze war zu schwach für ein Gebäude, das damals schon unter den Schlägen einheimischer und auswärtiger Feinde zu wanken anfing.

Belisar war in Thracien geboren; wer seine Ältern waren, ist unbekannt. Anfangs diente er unter Justinian in der Leibwache, zeichnete sich aber bald dergestalt aus, daß ihm das Commando über eine Armee von 25,000 Mann, die an der persischen Grenze stand, übertragen wurde, mit der er im Jahre 530 über die Perser, die 40,000 Mann stark waren, bei Daras einen vollständigen Sieg errang. Im folgenden Jahre hingegen verlor er die Schlacht bei Callinicum. Die mißgünstigen Umstände widerriethen ihm zwar, das Treffen zu wagen; allein die verwegene Hitze der Soldaten,

die sein kluges Benehmen Feigheit schalten, und mit Empörung drohten, zwang ihn dazu. Diese, ohne sein Verschulden mißlungene Unternehmung, die einzige während seiner ganzen militärischen Laufbahn, bewirkte seine Zurückberufung; allein diese unverdiente Kränkung hielt ihn nicht ab, dem Kaiser bei einem Aufruhre der Partheien des Circus das Leben zu retten.

Die beliebtesten Schauspiele waren damals die Wettrennen im Circus, denen man mit einer solchen Wuth nachhing, daß sie mörderische Factionen unter dem Volke erzeugten. So waren die blaue und die rothe Parthei am vorherrschendsten; ihre Benennung erhielten sie von der Farbe der Wagenführer, durch die sich auch die Anhänger von einander unterschieden. Die Kaiser begingen oft selbst die Unvorsichtigkeit, die eine oder die andere dieser Partheien zu begünstigen, und so geschah es, daß sie bald in öffentliche Gewaltthätigkeiten ausarteten. Eben so veranlaßte Justinian durch die Begünstigung der blauen Parthei eine Empörung, durch die er beinahe schon gezwungen war, Constantinopel zu verlassen, wenn nicht seine Gemahlinn Theodora, die er von einer Theater-Tänzerinn zur Kaiserinn erhob, und die Heldenrollen besser zu spielen wußte, ihn zurückgehalten hätte. Das Volk hatte bereits einen neuen Kaiser ausgerufen, als Belisar mit einer Zahl treuer Anhänger die alte Ruhe wieder herzustellen suchte. Wie blutig der Kampf war, der sich entspann, läßt sich daraus abnehmen, daß bei diesem Aufruhre 30,000 Menschen das Leben einbüßten, und ein großer Theil der Stadt in Asche verwandelt wurde. Den neuen Kaiser Hypatius, der wider seinen Willen dazu ausgerufen wurde, ließ Justinian im Gefängnisse erdrosseln. Aus Dankbarkeit gab der Kaiser

dem Belisar die Befehlshaberstelle über eine Armee, die nach Afrika segelte, um dem Könige der Vandalen, Gelimer, sein Reich zu entreißen. Die ganze Armee bestand aus 10,000 Mann Fußvolk und 6000 Reitern. Er landete fünf Tagreisen weit von Carthago, und schien durch die genaue Kriegszucht, die er bei seiner Armee einführte, nicht als Feind, sondern als Retter zu kommen. Er drang mit Schnelligkeit vor, schlug den Gelimer mehrere Mal, und bemächtigte sich aller seiner Reichthümer und selbst seiner Person; so war innerhalb dreier Monathe die ganze Macht der Vandalen zerstört. Dies mußte den Neid in Constantinopel erregen; man beschuldigte Belisar, daß er auf eine Empörung denke; doch seine Erscheinung bei Hofe siegte über seine Feinde. Der Kaiser bewilligte ihm einen Triumph, den ersten, der in Constantinopel gehalten wurde, und ließ ihm zu Ehren Münzen mit der Aufschrift: „Belisarius gloria Romanorum," prägen, die sich bis auf unsere Zeiten erhalten haben. Durch die Spaltungen der Gothen in Italien hat sich Belisar neue Lorbern gesammelt.

Amalasunta, Theodorichs Tochter, Königinn der Ostgothen, war durch die Verrätherey ihres Gemahls, Theodats, oder, wie Andere meinen, auf heimliches Anstiften der Theodora ermordet worden. Dies benutzte Justinian, und suchte unter dem Vorwande, den Mord zu rächen, seine Absichten auf Italien auszuführen. Belisar bemächtigte sich nach und nach Siciliens, und nahm nach einer zwanzigtägigen mörderischen Belagerung Neapel, in welche Stadt er durch eine ehemalige Wasserleitung eindrang. Die Gothen, voll Wuth über den Verlust dieser Stadt, riefen den Vitiges, einen Officier von geprüfter Tapferkeit, zum Könige aus. Theodat ward auf

der Flucht getödtet. Belisar rückte nun siegreich vor Rom, das ihm gegen Ende des Jahres 537 die Thore öffnete, mußte aber darin mit einer Armee von 5000 Mann eine Belagerung von mehr als 100,000 Gothen aushalten, mit denen Vitiges ihn einschloß. Diese Belagerung, eine der merkwürdigsten in der Geschichte, dauerte ein Jahr und neun Tage, bis Vitiges durch die Ankunft neuer Hilfsvölker gezwungen wurde, selbe aufzuheben. Er machte dann Justinian Friedensvorschläge, die dieser zwar annahm, jedoch Belisarn keinesweges bewegen konnte, den Frieden bei dem vortheilhaften Stande der Dinge anzuerkennen; er nahm Ravenna weg und machte den Vitiges selbst zum Gefangenen. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm wiederholt von den Gothen die Krone von Italien angetragen, die er jedes Mal ausschlug. Aber je größer seine Verdienste waren, desto eifriger sannen bei Hofe seine Feinde auf sein Verderben. Sie wußten es bei Justinian dahin zu bringen, daß er ihn aus Italien abrief, und gegen die Perser sandte. Unterdessen ward in Italien von den Gothen Totilas, ein junger Prinz, der dem Theodorich an die Seite gesetzt zu werden verdient, zum Könige ausgerufen. In kurzer Zeit eroberte er den größten Theil des Landes, und Bothen kamen über Bothen nach Constantinopel, die augenblickliche Hilfe verlangten, wenn nicht Italien verloren seyn sollte. Justinian ließ zwar den Belisar dahin abgehen, aber mit so wenigen Truppen, daß dieser tapfere Feldherr sich genöthigt sah, zu Ravenna zu bleiben. Totilas eroberte Rom, konnte aber die Stadt wegen Mangels an Truppen nicht behaupten. Wiewohl sie Belisar besetzte, und eine abermalige Belagerung aushielt, sah er doch bald die Unmöglichkeit ein, länger mit Ehre in Italien zu verweilen; denn Justinian vergeudete zur

Verschönerung der Städte ungeheure Summen, zu ihrer Erhaltung zahlte er nicht einmal den rückständigen Sold. — Belisar trat freiwillig von einem Kampfplatze ab, auf dem unter solchen Verhältnissen kein Ruhm zu erwerben war. So lebte er zehn Jahre beynahe in einer gänzlichen Abgeschiedenheit in Constantinopel, als das Reich durch Einfälle der Avaren, Tartaren und Hunnen aufs Neue geängstigt wurde.

Die einzige Zuflucht bei dieser traurigen Lage blieb Belisar; er trieb die Barbaren zurück und richtete eine blutige Niederlage unter ihnen an. — Von der Furcht befreit, erhob sich abermals der Neid in Constantinopel, und Belisar wurde, wie er es als Lohn für seine Thaten schon gewohnt war, zurückberufen. Seine Feinde gingen dieses Mal so weit, daß sie drei Verräther dungen, welche den Helden einer Verschwörung beschuldigten. Man hielt ihn sieben Monathe lang gefangen, beraubte ihn seiner Aemter, und ließ ihn jeden Augenblick sein Todesurtheil erwarten. Er rechtfertigte sich endlich, und gewann die Gunst Justinians wieder, der aber bald darauf starb.

Daß ihm die Augen ausgestochen wurden, und er auf den Straßen von Constantinopel sein Brot betteln mußte, scheint eine Erdichtung zu seyn, weil kein gleichzeitiger Schriftsteller davon Erwähnung macht.

Mahomet.

Wenn irgend eine Erscheinung bleibende Wirkungen hervorbringen soll, so muß sie in die Zeit passen, das heißt, der Zusammenfluß äußerer Verhältnisse muß von der Art seyn, daß ihr Gang beschleunigt, ihre allgemeine Verbreitung mehr befördert werde. So sehen wir Männer in der Geschichte als Sterne erster Größe glänzen, welche

hundert Jahre früher oder später wie ein Meteor zwar die augenblickliche Bewunderung erregt haben würden, aber auch in dem Augenblicke ihres Erscheinens spurlos verschwunden wären. Derselbe Fall ist bei Mahomet. In einer andern Zeit würde er höchstens eine vorübergehende Secte der Araber gestiftet haben, von der die Welt keine Notiz genommen hätte, aber der Stifter einer so weit verbreiteten Religion und Weltmonarchie wäre nie aus ihm geworden. — Um dies einzusehen, wollen wir einen Blick auf den Zustand Arabiens vor Mahomet, und zur Zeit seiner Geburt werfen.

Arabien vor Mahomet war seit den ältesten Zeiten, was es noch heut zu Tage ist, nur ein kleiner Theil des Südens und ist fruchtbar. Hier und an der Küste des arabischen Meerbusens wohnten Mäkler und Spediteurs der Handelswelt. Der größte Theil ist eine Sandwüste, in welcher Hirtenstämme, Beduinen genannt, herumzogen, welche die Karavanen der Kaufleute plünderten oder brandschatzten, und die friedfertigen Wanderer freundschaftlich aufnahmen und bewirtheten. Von Mahomet an stand Arabien nie unter einem allgemeinen Oberhaupte, sondern jeder Stamm hatte seine eigenen Fürsten, Emire, die unaufhörlich unter einander Kriege führten. Wie alle Hirtenstämme, waren die Araber Barbaren ohne Schrift, folglich ohne alle Kultur. Ihre älteste Buchstabenschrift ist zu Ende des 6. Jahrhunderts, und die neuere, der sie sich jezt bedienen, 400 Jahre später aufgekommen.

Zur Zeit als Mahomet auftrat, hatte seines Vaters Bruder, Abutaleb, die geistliche und weltliche Herrschaft über Mekka und dessen Gebieth; im übrigen Arabien war alles voll Spaltungen, im Staate und in der Kirche, und ein Staat kriegte gegen den andern. Mekka und

Medina, zehn Tagreisen aus einander, waren in tödtlicher Feindschaft gegen einander. Die zwei nächsten anstoßenden Staaten waren Persien und das byzantinische Reich. Persien besaß zwar noch weitläufige Länder; allein im Innern herrschten Zwietracht, Verwirrung und Königsmord. Unter den großen Unruhen wurden minderjährige Prinzen auf den Thron erhoben, und in Kurzem wieder herabgeworfen. Auch das byzantinische Reich stand noch aufrecht, es hatte aber keine Belisare mehr, die es zu vertheidigen gewußt hätten. In Arabien also selbst, und an den Grenzen, und weit über diese, war alles zu schwach, um einem entschlossenen Eroberer zu widerstehen. Nur in dem äußersten Osten und Westen standen die Chinesen und Franken, welche im Stande waren, den Arabern Widerstand zu leisten. So konnte demnach Mahomet, so arm er war, ein Reich stiften, vor dem bald nach ihm die Völker in den drey Welttheilen zitterten.

Von seinem Vater, der in seiner Kindheit starb, erbte er nicht mehr als fünf Kamehle und einen äthiopischen Sclaven. Sein Oheim, Abutaleb, vertrat Vaterstelle an ihm, der ihn dann in die Dienste einer reichen Witwe, Khadigia, brachte, wo er die weitläufigen Geschäfte des Handlungshauses besorgte, und häufige Reisen nach Syrien und Persien unternahm. Bei seinen Kaufmannsgeschäften und auf seinen Handelsreisen grübelte er über die Religion der Christen, Juden und Heiden nach. Mit diesem einzigen Gedanken beschäftigt, wurde er nach und nach ein Schwärmer, und der Erfinder einer neuen Religion, in welcher die drei übrigen vereinigt werden sollten. Er hielt sich im Gewissen verbunden, diese weiter zu verbreiten, und seinem Volke einen bessern Gottesdienst zu geben. Da in Arabien von jeher die weltliche Macht mit

der geistlichen verbunden war, so zog Mahomets Religion gleichsam mit Gewalt auch Mahomets Regierung nach sich. Der Hauptinhalt seiner Lehre war: „Es ist nur Ein Gott, und Mahomet sein Prophet.“ Die Evidenz dieser Lehren bewies er nicht aus Vernunftgründen, sondern aus Erscheinungen und Eingebungen der Gottheit. Er ging jährlich in die Höhle des Berges Heroc, 3 Meilen von Mekka, wo er seinen Grübeleien nachhing.

In seinem vierzigsten Jahre fing Mahomet sein Propheten-Amt an, und war 12 Jahre verfolgter Priester in Mekka. Die ersten Bekehrten waren: sein Weib — die reiche Witwe, in deren Diensten er war, — seine Schwester, sein zehnjähriger Neffe, ein Christ und sein Sclave. Abu-Bekr, ein überall geachteter Mann, war von den Mekkanern der Erste, der sich für den Glauben Islam bekannte; die nächsten Anverwandten hingegen lachten den neuen Propheten aus, und verschrien und verfolgten ihn als einen rasenden Schwärmer und todeswürdigen Empörer gegen die Heiligkeit der alten Verfassung. Sie brachten bald einen solchen Anhang zusammen, daß sich Mahomet um das Jahr 622 nach Medina flüchten mußte. Diese Flucht nennen die Moslemin im religiösen Sinne die Hegira, und sie bestimmt bis auf den heutigen Tag ihre Zeitrechnung. Es folgten ihm viele seiner Anhänger, und nun erst machte er sein Vorhaben, die neue Religion mit Gewalt der Waffen einzuführen, bekannt. Er bezwang einige arabische Stämme, wurde immer reicher und mächtiger, machte mit den Mekkanern einen Waffenstillstand auf zehn Jahre, unterjochte die Juden, welche ihn als den versprochenen Messias nicht anerkennen wollten, geht (629) mit 10.000 Mann wegen des gebrochenen Waffenstillstandes vor Mekka, erobert seine Vaterstadt mit Sturm, be-

handelt sie aber sehr großmüthig und klug, indem er sie für eine Freistadt erklärt, und bekehrt selbst den Fürsten von Mekka, seinen Todfeind. Der Besitz von Mekka war der Gegenstand seines Ehrgeizes und Stolzes; dadurch hoffte er die Ungläubigen von der Wahrheit seiner Sendung am sichtbarsten und handgreiflichsten zu überzeugen; denn für den rohen Verstand ist der glückliche Erfolg Bestätigung der Wahrheit und Gerechtigkeit der Sache. Seit dem Besitze von Mekka war die Herrschaft über Arabien entschieden. Die verschiedenen Völker Arabiens schickten Gesandte an ihn, und bekannten sich zum Glauben oder Tribut; und wer nicht glauben und nicht zahlen wollte, der mußte sterben. Selbst gegen die Byzantiner bestanden die Araber ihren ersten Kampf mit Muth, und besiegten den Statthalter von Syrien. Noch that Mahomet eine Wallfahrt nach Mekka im Gefolge von 100,000 Mann; er, der vor 7 Jahren kaum 300 Mann ins Feld stellen konnte. Er starb im Jahre 632 zu Medina, wie man glaubte, an einem langsam tödtenden Gifte, das ihm eine Jüdinn vor 4 Jahren in einem Schöpsenbraten beigebracht hatte. —

Mahomet lebte bis in sein 40. Jahr still, ruhig und fleißig, und wäre unbekannt gestorben, wenn ihn unter dieser Zeit der Tod übereilt hätte. Ein Hauptzug in seinem Charakter scheint Frömmigkeit und Hang zum Grübeln gewesen zu seyn. Mit der Lehre von der Einheit Gottes durch Juden und Christen bekannt, bekam er einen unwiderstehlichen Abscheu gegen die Abgötterei in Mekka. Aus Liebe zu seinem Vaterlande mag er sich vielleicht mit dem Gedanken beschäftigt haben, wie er es von diesem Irrthume befreien könne. Spekulation über einen einzigen Gegenstand erzeugt Begeisterung und Er-

scheinungen. Mahomet, von der Nothwendigkeit, die Wahrheit zu verbreiten, überzeugt, macht die allgemeine Pflicht zum besonderen Berufe, und wird Prediger zu Mekka. Vom blinden Enthusiasmus und von Schwärmerei zum Betruge ist ein schlüpfriger und gefährlicher Weg, und zwischen Selbsttäuschung und vorsetzlichem Betruge eine kleine Scheidewand. Nach der gewöhnlichen Regel, der Zweck heilige die Mittel, glaubte er sich alles erlaubt, was seine Absichten befördert. Dem Spotte seiner Feinde setzte er außerordentliche Erscheinungen und Wunder entgegen; ihre Verfolgung erregte in ihm Rachsucht und Stolz. Man läßt den Schwärmer entfliehen, und er findet in der feindlichen Stadt Anhänger, die seine Feinde zu den ihrigen machen. Der Flüchtling wird Fürst, und der Prediger Anführer einer Horde; seine Feinde werden Gottes Feinde, gegen die er zu Felde zieht. Das Glück vermehrte die Zahl seiner Anhänger, die Hoffnung auf Beute, Befehlshaberstellen und Reichthum waren geschickte Mittel, die raubsüchtigen Araber für seine Parthei zu gewinnen. Von jeher plünderten sie Karavanen, nun gingen ihre Plünderungen ins Große, ihre Beute waren Städte, ganze Distrikte. So waren in den ersten Jahren Schwärmerei, in den letzten Ehrgeiz die herrschenden Leidenschaften Mahomets. So lange seine Herrschaft nicht befestigt war, erlaubte er sich unter dem Vorwande der Religion Betrug, Treulosigkeit und Grausamkeit gegen Götzendiener, Juden und Christen. Als er in seiner Herrschaft befestigt war, ließ er jeden bei seinem Glauben, der Tribut zahlte. So nahm im gleichen Verhältnisse, als seine politische Größe wuchs, sein moralischer Werth ab. Bevor er die Rolle des Propheten spielte, lebte er zufrieden mit seiner Khadigia; seitdem

aber nahm er 15 Weiber, welche Begünstigung er auch seinen Gläubigen zu Theil werden ließ, ihre Zahl jedoch auf vier beschränkte.

Daß sein Grab in der Luft hänge, glaubt Niemand als der blinde, wunderfüchtige Pöbel; Mahomet liegt vielmehr zu Medina begraben, wo er starb, und eine in der heiligen Kapelle verschlossene Urne stellt sein Grabmal vor, das mit eisernem Gitterwerke umgeben ist, und wozu Niemand gelassen wird.

Karl der Große.

Wenn je ein Monarch auf den ehrenvollen Beinamen des Großen einen gegründeten Anspruch machen kann, so ist es gewiß der Gründer der fränkischen Monarchie. Doch nicht allein als Monarch, sondern auch als Mensch, steht er weit erhaben über sein Zeitalter da. Man staunt öfters, wenn man in der Geschichte sieht, wie ein halbroher Charakter, durch außerordentliche Menschenkraft, die civilisirtesten Völker in seine Fesseln schmiedet; allein mit Recht bewundern wir den, der durch die Stärke seiner Einsichten und seines Geistes seinem Jahrhunderte voreilt, und im Stande ist, rohe Barbaren weise zu regieren. Karl der Große verstand nicht allein die Kunst, große Reiche zu gründen, — das, was ihn vor anderen Eroberern auszeichnet, ist die seltene Gabe, das Eroberte mit Weisheit zu verbinden und zu beherrschen. —

Er war im Jahre 742 auf dem Schlosse Ingelheim geboren. Seine äußere Gestalt entsprach ganz seiner großen Seele. Er hatte einen hohen Wuchs, große lebhafte Augen, ein heiteres, offenes Gesicht und eine

Adlernase. Seine Zeitgenossen haben Karl groß genannt wegen seiner riesenmäßigen Statur von sieben Schuh; die dankbare und gerechte Nachwelt gibt ihm gerne den Beinamen des Großen wegen seiner Thaten und seiner Geisteserhabenheit. Es ist Schade, daß die Bezwingung der Sachsen, die ihn in einen 32jährigen Kampf verwickelte, die meiste Zeit seiner segensreichen Regierung raubte. Die Eroberung des lombardischen Reiches dauerte nur 6 Monate, wo er zugleich auf einem Zuge nach Rom die römische Kaiserwürde wieder herstellte. Die Feierlichkeit ist merkwürdig. Als Karl am Weihnachtstage zu Rom in der St. Peterskirche der Messe beiwohnte, und beim Evangelium vom Gebethe aufstand, trat Papst Leo der III. zu ihm, und setzte ihm eine kostbare Krone auf. Das anwesende Volk rief drei Mal: Carolo Augusto, a Deo coronato, magno et pacifico, vita et victoria!" (Karolus Augustus, von Gott gekrönter, großer, friedebringender Kaiser! ihm langes Leben und Sieg!)

Den Grund der Möglichkeit, sein ungeheures Reich mit einem Blicke zu übersehen, legte Karl dadurch, daß er die bisherige Völkerregierung in eine Länderregierung umschuf. Die Herzoge, welche als Statthalter über ganze Provinzen mit Civil- und Militär-Gewalt versehen waren, und dadurch dem königlichen Ansehen und der Ruhe des Reiches gefährlich wurden, setzte er ab, und theilte dafür das Reich in Gauen, Grafschaften (Kreise) und Bisthümer ein. Der Bischöfe Pflicht war es vorzüglich, durch Religion und Unterricht das Volk zu bilden. Zu diesem Zwecke stellte er die Klöster und Domschulen, welche durch die Einfälle der Barbaren gänzlich zu Grunde gegangen waren, wieder her, und sorgte für einen standesmäßigen Unterhalt der Lehrer. Ja,

er fand es nicht unter seiner Würde, die Schulen selbst zu besuchen, um sich von den Fortschritten der Zöglinge zu überzeugen. Er liebte den Umgang mit Gelehrten; wer immer ein Mann von Talenten und Kenntnissen war, hatte Zutritt zu ihm. In seinem Pallaste hatte er eine Art von gelehrter Gesellschaft, davon Alcuin, den er mit besonderer Freundschaft beehrte, unter dem Namen Flaccus Präsident, der Kaiser aber nur ein Mitglied unter dem Namen David war.

So glorreich und erhaben er also in seinen Staatseinrichtungen war, so liebenswürdig und herablassend war er in seinem Privat-Leben. Er lebte mit seiner Familie wie ein guter Hausvater; speiste mit seinen Kindern zusammen: fünf Schüsseln waren die frugale Malzeit des größten Monarchen von Europa. Seine Kleidung war eben so einfach, und kaum von der fränkischen Volkstracht unterschieden; nur an hohen Festtagen und großen Feierlichkeiten erschien er prächtig und reich gekleidet. Es schmerzte ihn, wenn er andere in dem Anzuge mehr Aufwand machen sah, als es die Gelegenheit erforderte. „Lernet," sagte er einmal zu einigen geputzten Herren, „lernet Euch wie Männer kleiden, und laßt die Welt „nach Euren Verdiensten, nicht nach Eurem Gewande von „Eurem Range urtheilen."

Bei allen diesen ausgezeichneten Eigenschaften war es nicht zu wundern, daß er sich die Ehrfurcht und Bewunderung seiner Zeitgenossen erwerben mußte. Und dies war vielleicht eine der Haupturſachen, daß das fränkische Reich gleich nach seinem Tode wieder in Trümmer ging, und dadurch die Barbarei des neunten Jahrhunderts größer wurde, als jene, woraus er sein Zeitalter zu reißen suchte. Es war nicht zu erwarten, daß nach einer 40jäh-

rigen glorreichen Regierung ein Mann den Thron besteigen werde, der dem kaum geknüpften Bande zwischen Fürsten und Volk jene Festigkeit zu geben im Stande war, wie es nothwendig geschehen mußte, wenn Karls Anstalten von Dauer seyn sollten. Dies war der Fall mit allen großen Reichen, die in so kurzer Zeit von Einem Helden gegründet wurden. Die Unterthanen bewundern zwar die ausgezeichneten Thaten ihres Herrschers, und diese Bewunderung fesselt sie zugleich an das neu gegründete Reich; aber ihnen fehlt die Liebe zum Vaterlande, das ihnen noch zu wenig thun konnte, um den Wunsch und das Vermögen, sich von ihm zu trennen, zu unterdrücken. Anders war es mit Rom. Das ungeheure römische Reich entstand durch stufenweise Eroberungen in einem Zeitraume von sieben hundert Jahren. Da war es möglich, daß der Same, den sie in fremden Boden pflanzten, Wurzel fassen, und mit der Zeit seine Zweige in den mächtigen Baum, der drei Welttheile beschattete, verschlingen konnte. Allein das fränkische Reich mußte zerfallen, wenn Europa zu den Vorzügen, die es auszeichnen, gelangen sollte. Es ist leicht möglich, daß es bei Erhaltung dieser Universal-Monarchie vielleicht eher zu einer halben Civilisation gelangt seyn würde; aber das wäre auch das Höchste, was zu erreichen war. Die Kraft, der Ruhm und die Tugend, die unsern Welttheil erheben, sind daher größten Theils in der Gestaltung der aus Karls Monarchie entstandenen Reiche zu suchen. —

Glasfenster.

Unter der Regierung des Theodosius sind die Glasfenster in Gebrauch gekommen. Es ist merkwürdig, daß bis auf diese Zeiten Niemand darauf verfallen ist, das Glas, das seit vielen Jahrhunderten schon bekannt und gemein geworden war, zu diesem Zwecke zu verwenden. Allein die Häuser der Morgenländer, von denen eigentlich diese Erfindung ausging, hatten auf der Vorderseite keine Fenster, auf der Seite des Hofes aber waren dieselben entweder mit Vorhängen oder mit einem beweglichen Gitterwerk versehen; im Winter überzog man sie mit einem durchsichtigen, in Öl getränkten Papiere. Die Sinesen bedienten sich zu ihren Fenstern geschliffener Austerschalen, und die Römer des lapis specularis, welcher nach der Beschreibung nichts Anderes, als das blätterige Marien- oder Frauenglas war. Im heutigen Frankreich hatte man Anfangs statt des Glases auch weiß gesottenes Horn, in Öl getränktes Papier, und dann dünn geschabtes Leder. Im Jahre 1180 wurden in England blos die Fenster der Vornehmen mit Glas versehen. Um das Jahr 1458 rechnete es Äneas Sylvius noch zur größten Pracht, die er in Wien fand, daß die meisten Häuser Glasfenster hatten. Im 16. Jahrhunderte hatten zwar alle Kirchen in Frankreich Glasfenster, aber noch wenig Wohnhäuser. —

Erfindung des Glases.

Die Erfindung des Glases fällt in die ältesten Zeiten, und wird, nach Plinius, den Phöniziern zugeschrieben. Kaufleute, welche Salpeter geladen hatten, landeten in der Gegend von Sidon, am sandigen Ufer

Der Glashandel, der in Österreich immer activ ist, hat sich in der neuesten Zeit so gehoben, daß im Jahre 1826 für 2,424,000 fl. Glas- und Thonwaaren ausgeführt wurden; die Einfuhr hingegen betrug nur 75,456 fl., unter welcher Summe jedoch 58,352 fl. blos für Thon und Thonwaaren begriffen sind, so, daß die Einfuhr an Glas in die österreichische Monarchie sich in diesem Jahre nicht mehr als auf 17,104 fl. belief.

Seidenbau.

Unter der Regierung Kaiser Justinians des I. wurden im J. 551 die ersten Seidenwürmer nach Europa gebracht. — Es ist unglaublich, welche ungeheuren Summen damals für die Einfuhr der Seide außer Land gingen; denn erstens hatte der Luxus zu der Zeit den höchsten Grad erstiegen, dann stand dieser Artikel so hoch im Preise, daß man Anfangs, als die Seide bekannt wurde, selbe mit Gold aufwog. Den ausgebreitetsten Handel hatten die Perser, die sich eben dadurch so sehr bereicherten. Als aber Justinian mit ihnen in Krieg verwickelt wurde, war es ihm erwünscht, als zwei Mönche den Samen der Seidenwürmer aus Asien nach Konstantinopel brachten, und ihm versprachen, die Seidenkultur auch in Europa einzuführen. Justinian ließ dann zu Konstantinopel, Athen, Korinth und Theben Seiden-Manufakturen anlegen. Seit dem Jahre 827 betrieben zwar die Araber auch in Sicilien den Seidenbau; als aber Roderich, König von Sicilien, Anfangs des 12. Jahrhunderts mit dem morgenländischen Kaiser Krieg führte, und einen großen Theil Griechenlands eroberte, nahm er einige tausend Arbeiter mit, und ließ in Palermo und in Kalabrien die ersten ordentlichen Seiden-Manufakturen anlegen; von da verbreitete sich der

Seidenbau in dem übrigen Italien, und später auch in Spanien und Frankreich. Im Jahre 1470 legte Ludwig der XI. zu Tours die erste Seiden-Manufaktur an, wozu er die Arbeiter aus Italien und Griechenland kommen ließ. — In England ließ Jakob der I. Maulbeerbäume pflanzen und Seidenwürmer ziehen. — In dem augsburgischen Steuer-Register kommt schon im J. 1490 eine Seidenspinnerinn vor, doch hob sich in Deutschland der Seidenbau erst zur Hälfte des vorigen Jahrhunderts, so, daß im J. 1774 in den Provinzen Magdeburg, Brandenburg und Pommern 6849 Pfund reiner Seide gewonnen wurden.

Unter der segensreichen Regierung der Kaiserinn Maria Theresia nahm auch die Seidenkultur in mehreren österreichischen Provinzen ihren Anfang, wo durch ein Patent vom 16. August 1763 denen, die sich in der Kultur der weißen Maulbeerbäume vorzüglich auszeichneten, eine Belohnung zugesprochen wurde. In dem österreichischen Kaiserstaate ist die Seidenkultur im lomb. venet. Königreiche am ältesten, und wird auch gegenwärtig große Sorgfalt darauf verwendet. In Tirol wird sie am stärksten in der Gegend von Roveredo, Trient und Botzen betrieben. Wie groß die in diesen Ländern erzeugte Quantität der Seide ist, und wie sehr sie im Auslande, besonders in England, gesucht wird, läßt sich daraus abnehmen, daß im Jahre 1825 die Ausfuhr der rohen und filirten Seide schon über 2,564,150 Pfund im Werthe von 22,670,000 fl. C. M. betrug. — In Ungarn wurden die ersten Versuche in Banat, um das J. 1735 gemacht; nachdem aber der darauf folgende Türkenkrieg diesen emporsteigenden Zweig vernichtet hatte, begann derselbe wieder aufzuleben, und erreichte unter Joseph dem II. eine

bedeutende Stufe; denn der Seidenertrag, der sich im J. 1765 auf 183 Pf. beschränkt hatte, war bis 1785 schon auf 13,000 Pf. abgehaspelter Seide gestiegen. Die meisten Fortschritte hat die Seidenkultur in der Militärgränze gemacht, während in vielen Comitaten Vernachlässigung und andere Umstände beitrugen, den Seidenbau wieder zurückzusetzen. Durch die seit dem Jahre 1827 bestehende Verpachtung der Seiden-Galetten-Einlösung in Ungarn und in der Militär-Grenze hebt sich jedoch dieser Industrie-Zweig bedeutend, indem die Pächter Hofmann und Goldstein alles anwenden, nicht nur die Quantität der Seide zu vermehren, sondern auch die Qualität beträchtlich zu verbessern.

Wasseruhr.

Die Erfindung der Wasseruhren reicht über alle uns bekannte schriftliche Nachrichten hinaus. Als die Menschen den ersten Schritt auf der Bahn der Kultur machten, d. i., als sie in eine gesellige Verbindung mit einander traten, mußte aus dem Gange ihrer wechselseitigen Geschäfte das Bedürfniß erwachsen, die Zeit eines Tages in gewisse Theile abzutheilen, nach denen sie die Dauer ihrer Arbeiten bestimmen konnten. Der Stand der Sonne, und der, aus der Verschiedenheit desselben, veränderte Schatten, konnte ihnen zwar schon als Hilfsmittel einer gleichen Zeiteintheilung gedient haben; da sie aber dessen bei regnerischen und trüben Tagen entbehren mußten, waren sie bald gezwungen, ein anderes Mittel zu ersinnen. Bedürfnisse machen erfinderisch; ein Zufall thut dabei oft das Meiste. So konnte es geschehen, daß man bei einem rinnenden Gefäße ein gleichzeitiges Abtropfen des Wassers bemerkte, und dadurch auf den Gedanken kam, Maschinen zu ver-

fertigten, wo das Wasser durch ein kleines Loch eines Gefäßes in ein anderes fiel. Ein leichter Körper, der in dem Gefäße schwamm, zeigte die Höhe des Wassers und die bei dem Abtropfen desselben verflossene Zeit an. Auf diese Art entstanden die Wasseruhren, die ältesten, die man außer den Sonnenuhren kennt. Kaiser Karl der Große bekam im J. 807 von dem persischen Könige Aaron eine Wasseruhr zum Geschenke, bei der nach Ablauf der Stunden kleine Kügelchen auf eine Glocke fielen. Sie fingen nun an, sich mehr zu verbreiten, bis man einsah, daß sie durch die Verdünstung des Wassers unsicher wurden. Man bediente sich in der Folge statt des Wassers eines feinen Sandes, und die Sanduhren blieben bis zur Einführung der Räderuhren im Gebrauche.

Wasserorgel.

Unter der Regierung Karls des Großen fing man an Wasserorgeln zu bauen, nach dem Muster jener, die er von dem griechischen Kaiser zum Geschenke bekommen hatte. Obwohl diese nach ganz anderen Grundsätzen, als unsere jetzigen Windorgeln, gebaut waren, so mögen sie doch immer die erste Veranlassung zu diesen gewesen seyn. Im Grunde ist es bei jeder Orgel die Strömung der Luft, welche den Ton in der Pfeife hervorbringt, nur daß die Art und Weise verschieden ist, wie selbe erzeugt wird. Die Claves bei den Wasserorgeln waren so breit und schwer zu bewegen, daß man sie mit Fäusten schlagen mußte; daher der Ausdruck: „Die Orgel schlagen."

Aus dieser ziemlich massiven Behandlung läßt sich auch auf den Ton des Instrumentes schließen, der aber in den alten Chroniken so erhoben wird, daß darüber eine

Frau aus Rührung gestorben seyn soll. Wenn man aber andere Stellen dagegen vergleicht, so sieht man leicht, welche Bewandtniß es mit dem damaligen Geschmacke und mit den übertriebenen Lobeserhebungen der Chronik-Schreiber habe. Im ersten Buche der Chronik de rebus bellicis Caroli Magni wird erzählt, daß bei Gelegenheit eines großen Festes Karl der Große, um seine Pracht zu zeigen, seinen besten Musikern befahl, die Gäste, die sich entfernten, mit Gesang und Klang zu begleiten, welche nun so rührende Melodien anstimmten, daß darüber die Wellen des Rheins zu Stein geworden sind. Man sieht, daß die Sucht zu übertreiben, die man den Franzosen zum Vorwurfe macht, schon in den Franken vor tausend Jahren gelegen ist.

Der Bergbau.

Der Bergbau war in Deutschland zur Zeit Karls des Großen schon ziemlich ausgebreitet, erhielt aber durch die Entdeckung der Bergwerke auf dem Harz und im meißnischen Erzgebirge eine bessere Ausbildung und größere Ausdehnung. Die Entdeckung der Bergwerke auf dem Harz fällt in die Zeit der Regierung Otto's des Großen (968) und jener auf dem Rammelsberge bei Goslar in das Jahr 972. Die Veranlassung dazu soll folgende gewesen seyn: Ein Ostfranke, Namens Grundelkart, band sein Pferd, das den Namen Rammel führte, auf einem Berge bei Goslar an einen Baum, um in dem dasigen Reviere zu jagen. Bei seiner Zurückkunft sah er, daß das Pferd durch das Scharren mit dem Fuße Bleiglanz entblößt habe, welches Veranlassung gab, an diesem Orte, den der Edelmann nach seinem Pferde Rammelsberg nannte, ein Bergwerk anzulegen,

wo bis jetzt noch viel Blei-, Kupfer- und Silbererze, Vitriol und Schwefelkiese gewonnen werden.

So sind auch die Bergwerke im meißnischen Erzgebirge durch Zufall entdeckt worden. Ein Salzfuhrmann aus Goslar fuhr durch diese Gegend und fand daselbst ein silberreiches Stück Erz. Er ließ es probieren, und da man es für gutes Silber erkannte, begaben sich Bergleute aus Zellerfeld dahin, und legten im J. 1169 die Bergwerke bei Freiberg an.

Die ersten Zinnbergwerke legte im J. 1260 ein englischer Bergmann in Deutschland an, der aus Mißvergnügen England verlassen hatte. Die Silber-, Kupfer- und Bleibergwerke zu Schwatz und Rattenberg in Tirol hoben sich schon um das J. 1449.

Die Entdeckung der Goldbergwerke zu Kremnitz und Schemnitz geschah durch erschossene Rephühner, in deren Eingeweiden Goldkörner gefunden wurden. —

Den Ertrag aller Bergwerke in der österreichischen Monarchie rechnet man jährlich auf 3846 Mark Gold, 486 Ctnr. Silber, 56,000 Ctnr. Kupfer, 30,000 Ctnr. Blei, 5000 Ctnr. Zinn, 1,200,000 Ctnr. Eisen, 13,000 Ctnr. Queckfilber, 9415 Ctnr. Kobalt, 10,000 Ctnr. Vitriol, 8000 Ctnr. Alaun, fast 2 Millionen Ctnr. Steinkohlen, 600,000 Ctnr. Salz.

Münzen.

Nach der Entdeckung der Bergwerke auf dem Rammelsberge sind in Deutschland die ersten Münzen geprägt worden, welches die Blechmünzen waren. —

Die alten Franken hatten auf ihren Münzen ein Kreuz, woher der Name Kreuzer entstanden ist. — Das Wort Geld hat seinen Ursprung von „gelten.“

Das lateinische Wort nummus (Münze) kommt vom Könige Numa Pompilius, der die ersten Kupfermünzen prägen ließ. Diese Münzen wurden unter Servius Tullius mehr vervollkommnet; er ließ die Bilder der Schafe, Ochsen und anderer Thiere darauf prägen, daher das Geld von dem Worte pecus den Namen pecunia erhielt. — Julius Cäsar war der Erste, der sein Brustbild mit einem Lorbeerkranze auf die Münze prägen ließ. Die Römer hatten auch bleierne Münzen. Marcus Antonius verfertigte sie aus Eisen, und überlegte sie mit Silber. Dies war die erste Verfälschung der Silbermünzen bei den Römern.

Karl der Große ließ aus einem vollen Pfund Silber 20 Stück, die er Sols nannte, prägen, und aus einem Sol 12 Stück, Deniers genannt; die Mark Silber bestand demnach aus 10 Sols. — Unter seiner Regierung bestand das Einkommen der Bischöfe in einer von jeder Pfarre gereichten Abgabe von 1 Scheffel Gerste, 1 Faß Wein und einem Lamme, zusammen im Werthe 5 Sols oder ½ Mark Silbers. — Da das Verfälschen der Münzen unter Karl dem Großen um sich griff, so verordnete er im Jahre 805, daß die Münze an keinem anderen Orte, als in seinem Pallaste seyn sollte.

Im Jahre 1124 wurde in Venedig aus den ledernen Zäumen der Pferde Geld gemacht.

In Rußland fing man 1290 an, aus Leder Geld zu machen. —

Lehranstalten in dem westlichen Europa im siebenten Jahrhunderte.

Mit dem Untergange des römischen Kaiserthums sind auch die Schulen und gelehrten Anstalten verschwunden,

welche von den Kaisern angelegt und unterhalten wurden. Durch die Einfälle der Barbaren ging alle Kultur zu Grunde, und in Italien und Gallien war im 5. und 6. Jahrhunderte kaum mehr eine Spur römischer Einrichtungen vorhanden. Die Ersten, denen der Mangel an öffentlichen Schulen am fühlbarsten werden mußte, waren die Bischöfe, die gezwungen waren, ihre jungen Geistlichen selbst zu unterrichten. Sie legten also in ihren Domkirchen Schulen an, wo die jungen Leute, welche sich dem geistlichen Stande widmen wollten, in den nöthigen Kenntnissen und Wissenschaften unterrichtet wurden. So entstanden die Kloster- und Stifts- oder Domschulen, und von dieser Zeit an zogen sich alle gelehrten Kenntnisse, Lehrer und Lehrlinge in die Kirchen und Klöster zurück. Allein diese Schulen waren blos zum Unterrichte für künftige Geistliche bestimmt; es wurden also daselbst nur solche Wissenschaften der Alten aufgenommen und gelehrt, welche mit der Religion in Verbindung standen, oder die man dazu erforderlich wähnte. Auf die übrigen Volksklassen, auf das gesellschaftliche Leben und auf die Geschäfte des Staates ward keine Rücksicht genommen. Die edlere Jugend und die höheren Stände wurden von der Geistesbildung durch Erwerbung nützlicher Kenntnisse fast ganz ausgeschlossen; selbst königlichen Prinzen ging es nicht besser. Die Wissenschaften nun, die man in den Klöstern lehrte, wurden auf die sieben freien Künste zurück gebracht, welche man die artes oder disciplinas liberales nannte. Diese waren folgende: Grammatik, Rhetorik oder Dialektik, Logik, und die vier mathematischen: Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik; die Rechts- und Arzneiwissenschaften wurden ganz ausgeschlossen. In diesen sieben

freien Künsten lehrte man nicht die Regeln oder Lehrsätze, wodurch diese Wissenschaften den Geist bilden, und für das gemeine Leben nützlich werden, sondern man erklärte unvollständig die Gegenstände, welche den Inbegriff dieser Wissenschaften ausmachten. Man hat aus dem Umfange der menschlichen Kenntnisse nur diese wenigen in den Lehrvortrag aufgenommen, weil man sie für einen Geistlichen erforderlich und unentbehrlich hielt, da sie theils zum Verstehen und Erklären der Bibel, theils zum Gottesdienste und andern Kirchengeschäften nothwendig waren. Doch nur von Bischöfen und Prälaten forderte man, daß sie darin unterrichtet seyn sollten; für die Landseelsorger oder Pfarrer war es genug, wenn sie im Besitze der Kunst des Lesens und Schreibens waren, und vom Latein so viel verstanden, daß sie die Formeln der Sacramente in einfacher und vielfacher Zahl, im männlichen und weiblichen Geschlechte abzuändern wußten. Die Unwissenheit fing an, so weit einzureißen, daß man im 6. Jahrhunderte auf dem Concilium zu Narbonne verbiethen mußte, einen Illiteratum, d. i., der nicht lesen und schreiben konnte, zum Priester zu weihen.

So traurig es nun mit den damaligen Wissenschaften stand, von denen sich blos ein matter Schimmer, und da nur in den Klöstern erhielt: so danken wir diesen allein die Rettung der wenigen Überreste, die uns aus helleren Zeiten aufbewahrt wurden. Wir neueren Europäer haben uns nach dem Muster der Griechen und Römer gebildet; dies wäre aber nicht möglich gewesen, wenn die Sprachen dieser beiden Völker nicht durch den stillen, unermüdeten Fleiß der Klostermönche gerettet worden wären. Die Bibel führte auf das Studium der griechischen und römischen Literatur. Das neue Testament ist ursprünglich in der grie-

chiſchen Sprache geſchrieben, in welcher die Werke des Geiſtes, des Witzes, der Erfindungskraft und des Geſchmackes des geiſtreichſten aller Völker verfaßt ſind. Die Sprache des Gottesdienſtes in der abendländiſchen Kirche war die römiſche, die des erſten Volkes nach den Griechen, das durch ſeine Kultur, Geſetze und Geiſteswerke berühmt war. Es war daher die Sache der Religion ſelbſt, die griechiſche und römiſche Sprache und ihre Literatur zu erhalten. So waren die Klöſter und Mönche für die Zeiten der Barbarei wohlthätig; denn nur in den Klöſtern war in den damaligen Zeiten Ruhe zu finden. Wenn auch ihr Geſchmack in den Wiſſenſchaften ſehr einſeitig, und ihre Schriftſtellerei für das praktiſche Leben ohne Nutzen war; ſo wird doch Niemand die großen Vortheile verkennen, die die Nachwelt aus den Überreſten ſo koſtbarer Schätze zog.

Völkerkunde.

Gemälde aus Brasilien.

Es dürfte nicht uninteressant seyn, von den verschiedenen Bewohnern dieses ungeheuren, mit unermeßlichen Reichthümern gesegneten Reiches, ihren Sitten und Gebräuchen eine gedrängte Schilderung gerade in dem gegenwärtigen Zeitpuncte zu lesen, wo Brasilien sowohl in Amerika, als auch in Europa auf dem politischen Schauplatze eine bedeutende Rolle spielt.

Ureinwohner.

Ein Sturm wirft den Ostindienfahrer Pedro Cabrel Alvarez an eine unbekannte Küste; er landet und Brasilien ist entdeckt im Jahre 1500. Die Portugiesen nehmen Besitz, breiten sich aus, dringen vor, und die Urbewohner ziehen sich in undurchdringliche Wälder zurück, von welchen die völlig wilden Indianer Tapuyas, die civilisirten Caboclos heißen.

Tapuyas findet man beinahe in allen Theilen Brasiliens; die meisten jedoch in den Gebirgen und Waldungen von Minas Geraes und der Ostküste, wohin noch kein europäischer Fuß gedrungen ist. Hier brechen sie von Zeit zu Zeit hervor, überfallen die portugiesischen Besitzungen, zerstören die Pflanzungen, plündern die Häuser,

ermorden die Einwohner und verzehren sie. Es befinden sich zwar bei solchen Besitzungen einige Militär-Posten von 20 bis 28 Mann; auch werden mit gutem Erfolge große Spürhunde gebraucht; indessen reicht beides nicht immer hin, diesen Streifereien Einhalt zu thun. Einer der stärksten, gefährlichsten und grausamsten Stämme ist der der Butucudos. Diese zeichnen sich vor allen andern Stämmen durch die eigenthümliche Form der Ohren und Unterlippen aus; jene hängen ihnen bis auf die Schultern herab, diese stehen beträchtlich über die obern hervor. Beides ist indessen nur eine künstliche Verunstaltung. Von Jugend auf durchbohren sie nämlich jene Theile, und stecken, um sie bis zum Äußersten auszudehnen, runde Hölzer von immer größerer Dicke hinein; dabei haben sie die Haare vom Nacken an bis über die Schläfe abgeschoren, so, daß sie äußerst widrig anzusehen sind. Wie mit den Weißen leben sie auch mit den übrigen Stämmen in Krieg und Feindschaft. Bei ihren Einfällen stecken sie die Häuser durch eine Art Feuerpfeile in Brand, fallen über die Einwohner her, schlagen sie todt, und verzehren sie. Auch lauern sie den Weißen und Negern hinter Gebüschen auf, oder bereiten ihnen Fallgruben ganz nach Art unserer Wolfsgruben. Indessen fürchten sie die Feuergewehre sehr, und ergreifen meistens beim ersten Schusse die Flucht. Dies hindert jedoch ihr Wiederkommen durchaus nicht.

Die Cabocles, die civilisirten Indianer, leben entweder noch in Wäldern, jedoch als Freunde der Portugiesen, oder sie sind getauft worden und bewohnen eigene Dorfschaften nach europäischer Art. Von einem solchen Stamme, den Puris, erzählt der Prinz von Neuwied: „Gegen Abend kamen acht derselben, fünf Männer und

drei Weiber, mit einigen Kindern an. Diese kleinen, unersetzten, beinahe ganz nackten Menschen, mit den langen Bogen und Pfeilen in den Händen, machten einen ganz eigenen Eindruck. Drei bis vier sprachen gut portugiesisch. Die meisten hatten auf Stirn und Wange rothe Punkte; andere waren mit schwarzen Streifen in der Länge und Quere bemalt. Der Eine trug ein Band von einem gelblich weißen Affenfelle um den Kopf. Die Gesichtsbildungen hatten etwas Kalmückisches, kurze breite Nase, starke Backenknochen u. s. w. Wir mußten versprechen, am folgenden Tage einen Gegenbesuch zu machen, und so verließen sie uns. Als wir am andern Morgen hingehen wollten, trafen wir die ganze Horde nahe bei der Zucker-Fabrik an. Ein ganz einziger Anblick! Fünfzig nackte braune Menschen, Männer, Weiber und Kinder, alle auf mancherlei Art bemalt, einige Kinder wie Perlhühner gedüpfelt. Wir zogen nun mit ihnen in den Wald. Der Weg führte in ein einsames Thal hinab; immer schmäler und immer wilder; endlich standen wir bei der äußersten Hütte still. Sie war sehr einfach. Zwei Bäume, eine Querstange, eine Reihe Palmblätter darum — das machte das Ganze aus; dann das ausgespannte Schlafnetz, die Bogen und Pfeile, ein kleines Feuer, einige Kürbißflaschen, u. dgl. m. Die Wilden bothen uns Waffen und ihre sämmtlichen Putzsachen an. Da wir uns darauf vorgesehen hatten: so tauschten wir eine Menge davon gegen Messer, kleine Spiegel, Schnupftücher, rothwollene Mützen, Rosenkränze von bunten Glaskorallen u. s. w. ein. Zum Beschlusse schenkten wir ihnen ein Schwein. Sie sengten es lebendig, lachten bei dem Schreien desselben gewaltig, tödteten es hierauf mit Pfeilschüssen, und aßen es beinahe ganz roh; dagegen bothen sie uns Affenfleisch an."

Mulattos, Mamalucos und Meſtizos.

Die Mulattos bilden die Klaſſe zwiſchen Weißen und Schwarzen; die Mamalucos zwiſchen Weißen und Indianern, und die Meſtizos zwiſchen Indianern und Negern; die Farbe gibt den Rang und macht den Unterſchied. Es gibt freie Mulatten und Mulatten-Sclaven; hier wird nur von den erſteren geſprochen. Die Mulatten ſtehen nach ihrer Meinung den Weißen am nächſten; ſie ſehen mit Verachtung auf Mameluken und Meſtizen herab; in der That ſind ſie auch in Braſilien begünſtigter als irgendwo. Jeder freie Mulatte iſt zu öffentlichen Ämtern geſchickt; er wird dadurch factiſch ein weißer Mann, obgleich ſeine Farbe das Gegentheil ſagt. Er war ein Mulatte — heißt es dann — nun iſt er es nicht mehr.

Man findet indeſſen Leute von ſehr guter Erziehung, vortrefflichem Charakter und großem Vermögen unter den Mulatten, wie ſie denn überhaupt voll herrlicher Anlagen ſind. Heirathen zwiſchen Mulattinnen und Weißen finden ſehr häufig Statt. Getadelt pflegen ſie nur dann zu werden, wenn der Weiße vom Stande, und die Mulattinn gar zu dunkelfarbig oder beinahe ſchwarz iſt. Hierauf wird bei Perſonen vom Range und Vermögen ſehr genau geſehen. Sonſt gilt jede braune Schattirung durchgehends für weiß.

Die Mamalucos zeichnen ſich durch körperliche Schönheit aus. Sie ſind braun, haben aber weit edlere Züge und völlig glattes Haar. Meiſtens leben ſie im Innern des Landes vom Ackerbaue und von der Viehzucht. Sie ſind ſtolzer und ſelbſtſtändiger als die Mulatten, und bemüthigen ſich vor den Weißen bei weitem nicht ſo ſehr.

Unstreitig trägt das Bewußtseyn ihrer völlig freien Abkunft und ihre Lebensart dazu bei. Wo von einer Heldenthat oder von etwas Außerordentlichem die Rede ist, kommt sicher ein großer, starker Mamalucam vor.

Die Mestizos werden gewöhnlich zu den Mulatten gerechnet, worin auch wirklich ihr Ehrgeiz besteht. Sie treiben den Kleinhandel, halten Garküchen u. dgl.

Im Allgemeinen wird jeder sehr dunkelfarbige, häßliche, mißgestaltete Mensch ein Mestizo genannt, von welcher Kaste er auch seyn mag.

Die Sertanejos.

Die Einwohner der inneren Gegenden Brasiliens werden Sertanejos genannt. Sie sind ein kräftiger, gutgebauter und wohlgebildeter Menschenschlag; besonders pflegen die Weiber in ihrer Jugend fast durchgängig sehr hübsch zu seyn. Die Hautfarbe ist bei beiden Geschlechtern tiefes Dunkelbraun; indessen hat fast jedes Individuum seine eigene Schattirung. Zwey Sertanejos von derselben Farbe gelten für eine Seltenheit. Selbst Kinder von denselben Eltern weichen darin ab; immer aber ist die Farbe rein und fest. Die Sertanejos tragen gewöhnlich nichts als ein Hemd mit langen Hosen von grober Leinwand, eine lederne Mütze und Sandalen von Rindshaut; auf Reisen aber haben sie einen vollständigen Anzug von dunkelbraunem Leder.

Ein solcher Sertanejo auf seinem kleinen Pferde mit langer Mähne und gleichem Schweife macht in der That einen höchst sonderbaren Aufzug. Der hohe, hinten und vorne mit einer Lehne versehene Sattel, die verrosteten Steigbügel, das dicke, weit heraus stehende Gebiß, die

längen, rauhen, zusammen gedrehten Zügel, der rothe, runde Boysack mit der Hangmatte und etwas Wäsche gefüllt; der Schnapsack mit Farinha, dem gedörrten Fleische, dem Tabak und Allem, was zum Rauchen gehört, hinten quer über den Sattel gehängt; schon dies hat ein wahrhaft exotisches Ansehen. Dann aber der Reiter selbst mit seinem schmalen, niedrigen Lederhute, die kurze, braun geräuchte Pfeife im Munde; mit Messer und Säbel bewaffnet; in der rechten Hand eine lange, geflochtene Reitgeißel; an den nackten Fersen die großen, verrosteten Spornen — in der That eine echte brasilianische Original-Figur! — Die Weiber der Sertanejos gehen gewöhnlich blos im Hemde und Unterrocke, und haben dabei in der Regel keine Strümpfe, häufig selbst keine Schuhe an; auf Reisen aber lassen sie die letztern durchaus nicht fehlen, und schlagen überdies um Kopf und Schulter ein Stück grobe, weiße Leinwand. Kinder beiderlei Geschlechtes pflegen bis zum sechsten und siebenten Jahre völlig nackt zu gehen; dann aber kleidet man sie auf beschriebene Art. Ihre Lebensart ist äußerst einfach; die Grundlage der Nahrungsmittel macht das Rindfleisch und das Maniokmehl aus. Sie halten täglich drei starke Mahlzeiten; ihr Appetit soll musterhaft seyn. Zuweilen wird der Maniok durch Reiß oder Mais ersetzt.

Von grünen Gemüsen kennen die Sertanejos blos die Gartenbohnen, welche ein sehr beliebtes Gericht sind; nur werden sie erst bei gänzlicher Reife, also vollkommen hart und eingeschrumpft gepflückt. Viehzucht ist die Hauptbeschäftigung und der Haupterwerb der Sertanejos. Rindvieh und besonders Pferde ziehen sie in großer Menge auf, und auch an Schafen fehlt es nicht, indem Schaffleisch zuweilen das Rindfleisch ersetzen muß.

Ihre mäßig großen Wohnhäuser sind von Lehm gebaut, und zuweilen mit Ziegeln, meistens aber mit Blättern von Palmen gedeckt. Betten und Stühle werden durch Hangmatten ersetzt; statt des Tisches wird mit seltenen Ausnahmen der Boden gebraucht; einige Töpfe, Tiegel und Pfannen, ein silbernes oder irdenes Waschbecken zum Händewaschen vor und nach der Mahlzeit, endlich mehrere halbe Kürbißflaschen zu Wassergefäßen u. dgl., dies ungefähr pflegen die Geräthschaften zu seyn. Übrigens hat der Charakter der Sertanejos viel Eigenthümliches, ist aber im Ganzen wirklich ehrenwerth. Es sind gute, bedachtsame, gastfreie, aufrichtige und beherzte Menschen, als deren einzigen Fehler man nur heftige Eifersucht und unversöhnliche Rachgier anführen muß. Hieraus pflegen eigentlich die häufigen Mordthaten zu entstehen, die kein Sertanejo leider für Sünde hält. Den Diebstahl kennt man kaum dem Namen nach; aber Jemanden im Handel u. s. w. hinter das Licht führen, gilt für einen Beweis von Geschicklichkeit. Auch dies wird Ursache manches Mordes, weil der Betrogene den Schimpf nicht auf sich sitzen lassen darf.

Freineger.

Freineger werden nicht freigelassene, sondern freigeborne Neger genannt; sonst heißen sie auch Creolen-Neger, und bilden eine zahlreiche, scharf bestimmte Klasse der brasilianischen Bevölkerung. Die Creolen-Neger stehen ganz allein, ihre Farbe trennt sie zu sichtbar von den Weißen. Sie sind im Allgemeinen groß und wohlgebaut, haben Muth und Unternehmungsgeist, und zeigen sich den Weißen gern gefällig; allein

bei der geringsten Anspielung auf ihre Farbe gerathen sie in heftigen Zorn. „Ein Neger bin ich zwar, aber ein ehrlicher Mann!“ heißt es dann häufig, was auch meistens gegründet ist. Von den Sclaven unterscheiden sie sich durch alle die Würde, Ruhe und Sicherheit, die das Gefühl der Freiheit zu geben vermag. In der Regel treiben sie Handwerke oder den Kleinhandel, selten Künste, am häufigsten die Gärtnerei. Von öffentlichen Ämtern können sie nur Eines bekleiden; sie können nämlich eine Art Landreiter werden, die zum Aufsuchen entlaufener Sclaven bestimmt sind, wozu man sie beinahe ausschließlich ernennt; außerdem bilden sie eigene Miliz-Regimenter, deren Uniform weiß mit Scharlach ist.

Mandinga.

Das Wort Mandinga hat in der Negersprache eine doppelte Bedeutung; entweder bedeutet es jede Bezauberung, oder jedes Zaubermittel. Die Kunst befindet sich in den Händen gewisser Meister oder Mandingueiros, die zugleich Wahrsager, Schlangenbeschwörer, Taschenspieler u. s. w. sind. In der Regel geben sich damit nur alte Neger ab. Die Mandingueiros, sagt der Volksglaube, können jedem mit ihren Mitteln den Tod anthun; daher die Neger sich außerordentlich davor fürchten. Die Mandinga hat ungefähr die Größe eines Apfels, und besteht aus einem Gemische von Erde, Federn, Asche, Lumpenstreifen u. s. w., welches alles in fünf bis sechs Baumblätter von Granaten, Orangen u. dgl. eingebunden ist; es scheint jedoch, daß die Zusammensetzung nach der verschiedenen Absicht verändert wird. Man legt die Mandinga unter die Schlafstätte der Person, worauf in drei Tagen

die Wirkung erfolgt. Nicht immer ist es indessen auf den Tod dabei abgesehen. Die Mandinga soll auch Liebe und Haß erregen, krank oder gesund machen, ein Vorhaben befördern oder verhindern, kurz alles bewirken, was dem Käufer gerade angenehm seyn kann. Die Neger wissen hierüber eine Menge Wundergeschichten zu erzählen, und unterhalten sich ganze Abende damit.

Charakter der Neger.

Die Grundzüge des Charakters der Neger sind im Allgemeinen sehr gut; dies beweiset die Anhänglichkeit an ihre Weiber und Kinder, an ihre Verwandten und Unglücksbrüder, endlich ihre Achtung und Aufmerksamkeit für das Alter. Aber die Sclaverei drückt auch dem Charakter ihr Siegel auf; daher besonders der allen Negern gemeinsame Hang zum Stehlen, ferner die Neigung zur List und zum Betruge, so wie der Hang zur Trunkenheit; daher das scheue, abgestumpfte, niedergedrückte Wesen der Sclaven, woran sie zu erkennen sind. Nur im Rausche oder bei ihren Festen zeigen sie ihre wahre Natur. Am Neujahrstage — erzählt ein neuer Reisender, Herr v. Langsdorf — wohnten wir dem, zu dieser Zeit gewöhnlichen Negerfeste bei. Gesang und Trommelschall, Klappern und Beckenschlagen, Rasseln und Händeklatschen kündigten schon von fern den Schauplatz an. Der Anführer des tanzenden Haufens zeichnete sich durch Größe, Putz und Anstand aus. Sein Kopf war mit Goldpapier und bunten Federn geschmückt, seine Brust mit Spiegeln, Silberflittern und Goldfranzen verziert, seine Hüftbinde mit Sonnen und Sternen von Gold- und Silberpapier bedeckt. Er stand in der Mitte des um ihn gebildeten Kreises, und gab den Takt mit einem zwei Fuß lan-

gen Rohre an. Auch die übrigen Neger hatten sich nicht weniger nach ihrer Art herausgeputzt. Sie trugen Diademe von Goldpapier, mit bunten Federn und Bändern verziert, einige hatten eine Art Masken, mit den grellsten Farben bemalt, alle waren mit Stöcken, Klappern, Schellen und anderen Geräusch machenden Werkzeugen versehen; zugleich schlugen einige die Trommel, die aus einem hohlen, mit Ochsenhaut bespannten Klotze bestand. Der Tanz begann, doch traten nur die geschicktesten Neger und Negrinnen auf; die übrigen sangen afrikanische Lieder dazu. Der obere Theil des Körpers blieb fast unbeweglich, der untere dagegen war im heftigsten Muskelspiele; dazu noch ein Aufblasen der Backen und ein Verzerren des Gesichts als Zeichen der höchsten Kunst. Die Tänze bildeten eine Art Ballet, worin eine Reihe Jagd-, Kriegs-, Fischerei- und anderer Lebensscenen dargestellt ward.

Der Negerkönig.

Die Neger, besonders die Congo-Neger, haben die Erlaubniß, aus ihrer Mitte einen König und eine Königinn zu erwählen, deren Würde lebenslänglich ist. Ein Augenzeuge, Herr Köster, beschreibt diese Feierlichkeit auf folgende Art: Wir hatten uns neben dem Geistlichen gestellt, als wir den ganzen Negerhaufen, einige Hunderte zusammen, unter Trommel- und Pfeifenschall mit fliegenden Fahnen daher ziehen sahen. In ihrer Mitte befand sich der König und die Königinn. Beide trugen Kronen, zum Theil mit bunten Federn bemalt, zum Theil mit Goldpapier eingefaßt. Der König hatte einen grünen Rock, eine rothe Weste, gelbe Beinkleider, schwarze Strümpfe und weiße Schuhe an; dabei trug er einen hölzernen, jedoch vergoldeten Zepter in der Hand. Die Königinn war

in eine blau seidene Adrienne gekleidet, deren Schnitt aber sehr altväterisch war. Eine hohe Frisur und drei große Straußfedern vollendeten, nebst einer dreifachen Reihe von Glaskorallen, diesen königlichen Schmuck. Auch der die schwarzen Majestäten begleitende Staats-Sekretär trug eine Art ziemlich zusammen geflickter Hof-Uniform. Als der Zug bei der Kirche ankam, ward Halt gemacht. Die Pfeifer und Trommelschläger stellten sich in zwei Reihen auf; der König, von den Fahnenträgern, Groß-Offizieren u. s. w. begleitet, schritt langsam bis an die Kirchenthür vor, kniete auf der Schwelle derselben nieder, nahm seine Interims-Krone ab, und übergab sie, nebst dem gleichen Zepter, dem Staats-Sekretär. In demselben Augenblicke hörte man einen Trompetenstoß, und sofort empfing die schwarze Majestät aus den Händen des Kaplans die eigentliche Reichskrone nebst dem Zepter unter dreimaligem Freudengeschrei. Beide sind von Kupfer und leicht vergoldet, beide machen aber die Hauptartikel des großen Reichsschatzes aus. Die Trommeln wirbelten, die Kessel erklangen, Trompeten schmetterten, und unzählige Schwärmer sprühten umher; da entließ der Kaplan die Majestät. „Jetzt, Herr König, ist's gut! Jetzt kannst Du gehen!" Drei Knieverbeugungen zur Anerkennung der geistlichen Oberlehensherrlichkeit vollendeten die Ceremonie. Hierauf folgte ein großes Gastmal. — Eine solche Königskrönung ist ein Hauptfest der Neger, wovon sie noch im spätesten Alter erzählen, und das unter ihre frohesten Erinnerungen gehört.

(Der Schluß folgt im zweiten Hefte.)

Sammlung des Interessantesten und Wichtigsten älterer und neuerer Zeit.

Mekka.

Die Stadt Mekka, welche die Araber mit dem hochtrabenden Namen Omel Korak (Mutter der Städte), el Moscherefe (die Edle), und Bileb el Emeyn (die Region der Gläubigen) bezeichnen, ist in einem sandigen Thale gelegen, das ungefähr 40 Meilen von der Küste des rothen Meeres sich von Norden nach Süden erstreckt. Dieses Thal wechselt in seiner Breite zwischen ein hundert und sieben hundert Schritt und in dem breitesten Theil desselben liegt die Stadt Mekka. Nur ein kleiner Theil derselben ist am Abhange einer der beiden Hügelreihen, welche das Thal begrenzen, hinaufgebaut. Diese Hügel sind von 200 zu 500 Fuß hoch, baumlos und vollkommen unfruchtbar. — Im Ganzen kann man Mekka eine hübsche Stadt nennen; da die Straßen breit, die Häuser hoch und von Stein erbaut sind. Gegen die Gewohnheit des Orients haben die Häuser hier zahlreiche Fenster, die auf die Straße gehen. Bäume sieht man wenig und keinen einzigen Garten, auch keine Mauer um die Stadt. — Jedes Haus hat seine Terrasse, von welcher der Boden, aus einem Präparat von Kalkstein gebaut, ein wenig geneigt ist, um das Regenwasser ablaufen zu lassen. Einfache Brustwehren entziehen diese Terrassen frem-

den Augen; denn es wird im Orient für unanständig gehalten, wenn ein Mann auf der Terrasse gesehen würde, weil man ihn beschuldigen könnte, er sehe nach den Weibern in den benachbarten Häusern. — Alle Häuser von Mekka sind zu der Aufnahme von Fremden eingerichtet, und deshalb in viele Gemächer getheilt, die durch Zwischenmauern von einander getrennt sind. — Die Straßen sind ungepflastert, und im Sommer ist der Sand und Staub in denselben eben so beschwerlich, als während der Regenzeit der Koth, der sie oft völlig unwegsam macht. Man kann es vielleicht der Wirkung des Regens zuschreiben, der, obwohl von kürzerer Dauer, als in andern tropischen Gegenden, doch mit ungemeiner Heftigkeit fällt, daß man in Mekka keine alten Gebäude findet. Selbst die Moschee hat so viele Reparaturen erlitten, daß man sie als ein modernes Gebäude betrachten kann, und von den Privat-Gebäuden ist kein einziges über 400 Jahre alt. Dasselbe gilt von Medina, und eben so arm mögen auch die Städte von Jemen an Denkmalen alter Architektur seyn. Das Wasser ist, seitdem die große, durch Zobeyda, Gemahlinn Harun al-Raschid's, angelegte Wasserleitung verfallen ist, so selten, daß man oft von Bettlern oder armen Pilgern auf der Straße angesprochen wird, ihnen einen Trunk Wassers zu geben. — Die Bevölkerung wird, mit den Sclaven, auf 30—34,000 geschätzt, obwohl die Stadt ihrem Umfange nach leicht das Dreifache dieser Einwohnerzahl fassen könnte.

Medina.

Die Stadt Medina, wohin der Prophet floh, als ihn die Meckawys verfolgten, und wo seine sterblichen

Ueberreſte nach ſeinem Tode beigeſetzt wurden, iſt an dem Rande der Wüſte, am Fuße der Gebirgskette gelegen, welche das Land von Norden nach Süden durchzieht und eine Fortſetzung des Libanon iſt. Die Stadt liegt in einer Vertiefung in dem niedrigſten Theile der Ebene, wo das Waſſer ſich zur Regenzeit in Pfützen ſammelt und bis zu ſeiner Verdünſtung ſtehen bleibt. Die Luft iſt daher um Medina ungeſund, und das Waſſer ſoll abſcheulich ſeyn. Von drei Seiten iſt die Stadt mit Dattelpflanzungen, Gärten und Feldern umgeben; auf der gegen Mekka iſt der Boden indeß völlig unfruchtbar und dürr.

Medina iſt in die innere Stadt und in die Vorſtädte getheilt. Die innere Stadt bildet ein Oval von ungefähr 2300 Schritt im Umfange, das in eine Spitze ausgeht, an welcher auf einem Felſen die Burg gebaut iſt. Das Ganze iſt von einer ſtarken Steinmauer umgeben, die, an vierzig Fuß hoch und von dreyßig Thürmen flankirt, mit dem ſtellenweiſe freilich faſt ganz ausgefüllten Graben, in Arabien eine ſehr achtbare Vertheidigung darbietet, weshalb Medina immer als eine der vornehmſten Feſtungen betrachtet wird. Bis zum Jahre der Hedſchira 360, in welchem zuerſt dieſe Mauer gebaut wurde, war die Stadt ganz offen, und täglich den Einfällen der benachbarten Beduinen ausgeſetzt.

Medina iſt gut gebaut, durchgängig von Stein. Die Häuſer ſind meiſt zwey Stock hoch und haben insgeſammt flache Dächer. Da ſie nicht geweißt ſind, und der Stein, woraus man ſie bauet, eine dunkle Farbe hat, ſo bieten die Straßen einen düſteren Anblick dar, zumal da ſie ſehr enge ſind, oft nur zwei bis drei Schritt breit. Einige der Hauptſtraßen ſind

mit großen Steinplatten gepflastert. — Medina ist eine der bestgebauten Städte im Orient, indem es in dieser Beziehung zunächst nach Aleppo kommt. Gegenwärtig ist die Stadt sehr verödet und die Häuser sind verfallen, weil die Eigenthümer, die früher durch die Schaaren von Fremden, welche zu allen Jahreszeiten eintrafen, großen Gewinn zogen, jetzt ihr Einkommen sehr vermindert finden und die Kosten des Bauens scheuen, indem sie wissen, daß ihnen dieselben nicht mehr, wie früher, durch das Vermiethen einzelner Gemächer ersetzt werden.

Die Hauptstraße von Medina und zugleich die breiteste ist die, welche von dem Thore von Cairo nach der großen Moschee führt; in dieser Straße sind auch die meisten Kaufläden. Eine andere bedeutende Straße, el Belat, geht von der großen Moschee zu dem syrischen Thore; in dieser liegen bereits viele Häuser in Ruinen, doch enthält auch sie einige Kaufläden, die in keinem anderen Theile der Stadt gefunden werden, während Mekka ein ununterbrochener Markt ist.

Mahomet's Grabmal zu Medina.

Das Grabmal Mahomet's, von dem in Europa so viele Sagen verbreitet waren, steht in der großen Moschee zu Medina. Diese Moschee ist in der Gegend des östlichen Endes der Stadt gelegen, und obwohl beträchtlich kleiner, als die von Mekka, nach demselben Plane gebaut: ein offener viereckiger Platz, auf allen Seiten von bedeckten Colonnaden eingeschlossen und ein kleines Gebäude in der Mitte. Die Säulen der Colonnaden sind von verschiedenem Umfange und bis zu der Höhe von sechs Fuß vom Boden mit Blumen und Arabesken in einem rohen Style bemalt. Die Decke der Colonnade besteht aus einer Anzahl

kleiner Dome, die außen glänzend geweißt sind, so wie die zu Mekka. Auch die inneren Wände sind geweißt, außer auf der südlichen Seite, wo sie mit Marmorplatten bekleidet sind. Mehrere Reihen Inschriften in großen goldenen Buchstaben, die auf dem weißen Marmor sich vortrefflich ausnehmen, geben eine über der anderen um die ganze Colonnade; der Boden ist auf der West- und Ostseite und auf einem Theile der Nordseite mit gewöhnlichen Steinen gepflastert. Der Rest der Nordseite ist ungepflastert und gleich dem offenen Hofe nur mit Sand bedeckt. Auf der Südseite, wo der Erbauer überhaupt alle seine Pracht verschwendet hat, ist er dagegen mit schönen Marmorplatten belegt, und dem Grabe Mahomet's gegenüber besteht er aus Mosaik von wahrhaft meisterhafter Arbeit, die zu dem Besten in dieser Art gehört, was der Orient aufzuweisen hat.

Gegen die Südost-Ecke hin steht das berühmte Grabmal, das von den Mauern der Moschee — fünfzig Fuß von der östlichen, fünf und zwanzig von der südlichen — entfernt ist. Die Umschließung, welche die Schaulustigen etwas dem Grabe zu nahe zu kommen, hindert, ist ein ungefähr 20 Schritt, das mehrere der Pfeiler der Colonnade mit einschließt: es ist ein eisernes Gitter, gelb angestrichen und bis zu zwei Drittheilen der Höhe der Colonnade reichend. Das Gitter ist ein feines Drahtgeflecht mit Inschriften in gelber Bronze durchwirkt, und so dicht, daß man nur durch einige kleine Fenster, die auf den vier Seiten des Gitters ungefähr fünf Fuß über dem Boden eingesetzt sind, in das Innere sehen kann. Auf der Südseite, wo die beiden Hauptfenster sind, vor denen die Besuchenden stehen, wenn sie beten, ist das Gitter dünn mit Silber überzogen, und die oft wiederholte Inschrift: „La

Illaha il Allah, al hak al Mobyn" (es ist kein Gott als Gott, die offenbare Wahrheit) ist in silbernen Buchstaben mehrfach um diese Fenster herumgeführt. Vier Pforten führen in die Umschließung, von denen drei beständig geschlossen sind, und nur die vierte alle Morgen und Abende geöffnet wird, um die Eunuchen hinein zu lassen, welche das Amt haben, den Boden zu reinigen und die Lampen anzuzünden. Jede dieser Pforten hat ihren besonderen Namen. Die Erlaubniß, in das Innere, das el Hedschra heißt, einzutreten, wird Personen von Rang, wie Paschas, oder den Führern der Hadsch-Karavännen, unentgeldlich ertheilt, und kann von Anderen um den Preis von ungefähr 12 oder 15 Dollars von den Eunuchen, welche die Obhut haben, erkauft werden. Wenige machen indessen von dieser Freiheit Gebrauch, weil sie wohl wissen, daß, wenn man in das Innere tritt, auch weiter Nichts zu sehen ist, als was man durch die Fenster im Gitter, die beständig offen bleiben, ansichtig werden kann: d. h. ein Vorhang von gleicher Höhe mit dem Gitter, der gerade noch Raum zu einem offenen Gange von wenigen Schritten Breite läßt. Hinter demselben ist, wie die Eunuchen behaupten, eine Decke von gleichem Stoffe — reichem Seiden-Broccat von verschiedenen Farben, mit silbernen Blumen und Arabesken durchwirkt, — und einer Reihe Inschriften in goldenen Charakteren. Dieser Vorhang ist wenigstens 30 Fuß hoch und hat auf der Nordseite eine kleine Thür, die aber beständig verschlossen ist, und Niemanden geöffnet wird, außer den ersten Eunuchen, welche die Aufsicht darüber haben und die zur Nachtzeit den neuen Vorhang umthun, der von Konstantinopel gesandt wird, so oft der alte verdorben ist, oder ein neuer Sultan den Thron besteigt. Die alten Vorhänge werden

nach Konstantinopel zurück geschickt und dienen dazu, die Grabmäler der Sultane und Prinzen zu bedecken.

Die Geschichten, die einst in ganz Europa erzählt wurden, wie das Grab des Propheten durch Zauberei in der Luft hinge, sind daselbst unbekannt; auch hört man in keiner anderen Gegend des Orients davon, obwohl die übertriebensten Berichte von den Wundern und den Reichthümern dieses Grabmals von denen verbreitet werden, welche Medina besucht haben, und ihre eigene Wichtigkeit zu erhöhen meinen, indem sie fabelhafte Dinge erzählen, die sie gesehen haben wollen. Bekannt ist, daß die Schätze, die allerdings an dem Grabe des Propheten, so wie bei den Gräbern Abu-Bekirs und Omars verwahrt wurden, welche sich gleichfalls in der Moschee befinden, bei der Einnahme der Stadt durch die Wechabiten geplündert und seitdem nicht wieder ersetzt worden sind.

Der Boden zwischen dem Vorhange und dem Gitter und um dieses herum ist mit verschiedenfarbigen Marmorplatten in Mosaik ausgelegt; gläserne Lampen hängen um den Vorhang, die jeden Abend angezündet werden und die ganze Nacht hindurch brennen. Die ganze Einschließung ist mit einer schönen, erhabenen Kuppel bedeckt, die hoch über die Kuppeln auf der Decke der Colonnade emporragt, und in großer Entfernung von der Stadt bereits gesehen wird. Sie ist mit Blei gedeckt und mit einer Kugel von beträchtlicher Größe und einem Halbmonde gekrönt, die beide von Gold glänzen.

Historische Aehrenlese.

Unter Justinians Regierung wurde in Konstantinopel die Sophienkirche, welche gegenwärtig die vornehmste und berühmteste unter den Moscheen ist, erbaut. Der Aufwand dabei war so groß, daß der ganze öffentliche Schatz erschöpft wurde. Das Gewölbe war ganz von Marmor; die Wände des Sanctuarium waren mit Silber bekleidet, so, daß über 40,000 Pfund von diesem Metalle zur Verzierung der Kirche verwendet wurden. Sechs Pfeiler von gediegenem Golde trugen den Altar, der mit Edelsteinen übersäet war. Am Weihnachtsabende im J. 538 wurde die Kirche eingeweiht, und am Weihnachtstage zum ersten Male dem Volke geöffnet. Justinian, der bey dieser Feierlichkeit selbst gegenwärtig war, rief aus: „Salomo, ich habe dich übertroffen!" Ja er ging in seiner Schwäche noch weiter, und ließ der Kirche gegenüber Salomo's Bild aufstellen, in einer Stellung, die dessen Neid und Unwillen über diesen herrlichen Tempel ausdrückte. — Bey dieser Gelegenheit wurden 1000 Stück Ochsen, eben so viele Schafe und Schweine, 900 Hirsche, 10,000 Metzen Getreide und 3 Zentner geprägtes Gold unter das versammelte Volk vertheilt. —

Der erste Deutsche, der Bücher schrieb, war Eginhard; er lebte zu Ende des achten Jahrhunderts und stand bei Karl dem Großen in vielem Ansehen. Seine Schriften waren in lateinischer Sprache verfaßt.

Das erste deutsche Buch schrieb der Benedictiner-Mönch Gottfried, aus dem Stifte Weissenburg in Elsaß, welcher um das Jahr 870 die Evangelien in fränkisch-deutschen Reimen herausgab, die noch vorhanden sind. Sauer mußte dem guten Manne die Arbeit geworden seyn; denn er klagt sehr oft über die Unregelmäßigkeiten der deutschen Sprache, und über die Schwierigkeiten, in ihr zu schreiben. Er mußte für einige Töne erst Buchstaben bilden. Das zweite älteste Denkmal der deutschen Literatur sind die Psalmen, die ein anderer Benedictiner in deutsche Verse übersetzte.

Karl der Große arbeitete selbst an einer deutschen Grammatik, und gab den Monaten deutsche Namen; denn er sah ein, daß seine Nation in der Kultur, Humanität und Verfeinerung der Sitten keine großen Fortschritte ohne Vervollkommnung der Sprache machen werde; deswegen wurde auch die deutsche Sprache als Hofsprache eingeführt, die sie bis zum Vertrage von Verdun blieb, wo durch die Gründung verschiedener unabhängiger Reiche auch der Grund zu den verschiedenen Sprachen gelegt wurde.

Karl der Große war, bei seinen vielen übrigen Tugenden, auch ein thätiger Unterstützer und wohlwollender Tröster der Armen. Einst meldete man ihm den Tod eines Bischofs. Wie viel hat er den Armen vermacht? war die erste Frage des Kaisers. Nicht mehr als zwei

Pfund Silber, war die Antwort. Ein junger Priester, in der Nähe des Monarchen, der dieses mit anhörte, rief: Wahrlich ein kleiner Zehrpfennig für eine so große Reise! — Karl, der von diesen Worten auf den mildthätigen Sinn des Geistlichen schloß, den er besonders an den Lehrern der Religion so sehr schätzte und wünschte, verlieh dem jungen Priester auf der Stelle das erledigte Bisthum, und sagte zu ihm: „Vergiß ja nie, was du eben sagtest, und laß den Armen mehr zufließen, als Derjenige, dessen Verhalten du so eben getadelt hast!"

Als Pitt die Fenster mit einer neuen hohen Auflage beschwerte, ließ der Schuhmacher Huffmann, ein kecker und zugleich witziger Mensch, an seinem Hause drei Fenster mit Bretern verschlagen, die Breter von einem Sudler als Bücherrücken malen, und als Titel die Worte setzen: „Pitt's Werke, 1. 2. 3. Theil."

Der Bischof von Olmütz und mehrere Räthe drangen in den Kaiser Maximilian den II., die Protestanten mit Feuer und Schwert zur Rückkehr in die römisch-katholische Kirche zu zwingen.

Der Kaiser erwiederte: „Gott allein herrscht über die Gewissen der Menschen. Es gibt vor Gott keine größere Sünde, und es ist keine größere Landplage und Strafe zu erwarten, als wenn die Regenten dieser Welt über Seele und Gewissen, hauptsächlich in Glaubenssachen, gebiethen wollen. Diejenigen, die grausame Strafen verordnen und die Religion mit Feuer und Schwert fortzupflanzen vermeinen, gefallen ihm nicht, und Niemand

wird mich dazu bringen, dies gut zu heißen; es sey denn, daß mich Gott so sehr strafe, mich meines Verstandes zu berauben, und in Wahnsinn verfallen zu lassen."

Der Ober-Präsident des Parlaments zu Paris unter Heinrich dem I. hatte mit dem Pächter seines Landgutes ausgemacht, daß er alle heilige Abende vor den großen Festen und zur Zeit der Weinlese einen Leiterwagen mit gutem frischem Stroh in die Stadt schicken solle, um seine Frau und Tochter abzuholen. Für die Kammerfrau war ein Esel bedungen, — er selbst ritt auf einem Maulesel, und der Sekretär ging zu Fuß nebenher.

Herzog Leopold von Österreich belagerte im Jahre 1318 Solothurn. Er hatte oberhalb der Stadt eine Brücke über die Aar geschlagen, die aber so angeschwollen war, und so ungestüm wüthete, daß die Brücke in Gefahr stand, weggerissen zu werden. Er befahl seinen Truppen, schwere Steine auf die Brücke zu legen, daß sie zu widerstehen im Stande sey. — Während dieser Arbeit wuchs der Strom beständig, und zog Brücke, Truppen und Steine ins Wasser. Die von Solothurn hatten es wohl bemerkt, und sahen die Nothleidenden auf den Trümmern der Brücke gegen die Stadt zu schwimmen, und sich, so gut sie konnten, an den Balken, die sie ergriffen, festhalten. Die Ihrigen konnten ihnen nicht zu Hilfe kommen, und die Schweizer hätten ihren Untergang befördern, oder ihm wenigstens gleichgültig zusehen können; aber sie fühlten die Gewalt des menschlichen Mitleids, fuhren mit ihren Schiffen in den Fluß, brachten

die Verunglückten ans Ufer und sandten Alle dem Herzoge ins Lager zurück, der die Schönheit dieser Handlung tief fühlte, und die Belagerung aufhob.

Dem Kaiser Sigismund sagte Jemand auf dem Kirchenrathe zu Konstanz, daß man das, was man denke, hier nicht frei reden dürfe. Der Kaiser antwortete ihm: Wäre dies nicht erlaubt, so hättest du das, was du jetzt gesprochen hast, auch nicht reden dürfen.

An die Königinn Elisabeth ließen einmal die Einwohner von Coventry folgende zierliche Schrift ergehen:

Wir Coventry-Leut'
Ha'n warlich rechte Freud'
Ew. Majestät zu sehn.
Herr Gott, was seyd Ihr schön!

Die Königinn antwortete:

Mein Majestät hat Freud'
Euch Coventry-Leut'
Zu sehn und Eure Köpf —
Herr Gott, was seyd ihr Tröpf!

Napoleon, ein mehr kühner und verwegener, als geschickter Reiter, fiel bei einer Parade auf dem Carousfel-Platze vom Pferde. Sein Hut wurde mehrere Schritte weit von ihm geschleudert; ein junger Mensch von der polytechnischen Schule hob ihn auf und überreichte ihn dem Kaiser. „Ich danke dir, Kapitän," sagte Napoleon. — „In welchem Regiment, Sire?" — In meiner Garde.

Als Georg der Erste, Churfürst von Hannover, nach dem Tode der Königinn Anna die englische Krone erhielt, wünschte ein Höfling ihm dazu Glück, daß er nun zwei so wichtige Länder, Großbritannien und Braunschweig-Lüneburg, vereinigt besäße. — Wünschen Sie mir vielmehr Glück, antwortete der König, daß ich in beiden zwei der wichtigsten Männer besitze, — in dem einen — Newton, in dem andern Leibnitz.

Ein merkwürdiges Beispiel eines gesegneten Appetits gibt uns Lady Lucy, Ehrendame der Königinn Katharina, Gemahlinn Heinrichs VIII. von England. Ihr täglicher Mundvorrath war folgender Maßen bestellt: Frühstück: 7 Pfd. Rindsbraten, 4 Pfd. Weizenbrod, 4 Flaschen Porter, 1 Fruchttorte vom größten Kaliber. Mittagsessen: 6 Pfd. Pöckelfleisch, 1 Hühner-, 1 Tauben- und Kalbsfricassee, 1 Stück Rindsbraten von 3 Pfd., 4 Pfd. Weizenbrod, 4½ Flasche Ale. Vesperbrod: 3½ Flasche Porter nebst 1 Puding. Abendessen: Eine Hammelskeule, eine Schüssel Kartoffeln in zerlassener Butter, 3 Pfd. Weizenbrod, eine Schüssel Confect, 4½ Flasche Ale. Nachtessen, kurz vor dem Schlafengehen: Ein zweipfündiges Weizenbrod, 1½ Pfd. Chester-Käse, 1 Kuchen oder 1 Torte, 2½ Flasche Kanarien-Sect aus der königlichen Kellerei.

Im Jahre 938 war Bischof Conrad zu Regensburg gestorben, und König Otto sollte nun einen neuen wählen. Nach langem Sinnen beschloß er den ersten Mönch zu wählen, der ihm begegnen würde. Wie er nun eines

Tages am frühen Morgen bei St. Heimeran einsprach, begegnete ihm zuerst der Pförtner, Namens Günther. Mönchlein! sagte Otto, was gibst du mir, wenn ich dich zum Bischof mache? — Der Mönch bedachte sich nicht lange und sprach: meine Schuhe kann ich entbehren. — „Du sollst Bischof seyn!" sagte der König, dem diese treuherzige Antwort ungemein gefiel.

Ludwig XIV., bemüht, die Franzosen bei den Spaniern beliebt zu machen, hatte den Kommandanten seiner Flotten im Mittelmeere strenge befohlen, sobald sie die spanischen Küsten beträten, mit ihren Mannschaften sich genau nach den Sitten des Landes zu richten, die Eigenthümlichkeiten der Einwohner zu beobachten und diese, wo möglich, nachzuahmen. Einer seiner Admirale liegt nun vor Cartagena und sendet eilig ein Boot ans Land, mit dem Auftrage für die Kommandanten desselben, die Gewohnheiten dieser Landschaft zu erforschen, bevor die Mannschaft lande. Der Offizier begibt sich in die Stadt. Es ist die Stunde der Siesta; Niemand ist auf den Straßen sichtbar, als zwei oder drei alte Herren mit Brillen auf der Nase. Sofort glaubt der Abgesandte seinen Auftrag erfüllt, eilt zu seinem Befehlshaber zurück und meldet, alle Welt in Spanien trage Brillen. Große Noth ist in der Flotte, so viele Brillen herbei zu schaffen, als sie Bemannung führt! Ein Galanterie-Händler auf dem Admiral-Schiffe hilft in der ersten Bestürzung mit einigen Dutzend Patent-Brillen aus. Während sich die zum Landen kommandirte Mannschaft damit bewaffnet, wird eine Depeche nach Marseille gesandt, diese

wichtige Entdeckung kund zu thun, und um schleunige Übersendung von einigen tausend Brillen für die Flotte zu bitten. Die Eskadre landet, jeder Matrose führt seine Brille, wohl oder übel, auf der Nase. Die Cartagenenser lachen, man foppt die Franzosen, diese nehmen den Spaß übel, die Gemüther erhitzen sich, die Unkenntniß der Sprache macht jedes Verständniß unmöglich, der Pöbel wird zudringlich, die betrogenen Franzosen wehren sich, und bald ist alles ein buntes Handgemenge, bei dem es nach vielen zerschlagenen Köpfen und Brillen den Offizieren kaum noch gelingt, Ruhe und Ordnung wieder herzustellen.

Peter der Große wagte sich oft, auch im Sturm, in die See. Einst fuhr er mit einem fremden Gesandten während eines Sturmes nach Kronstadt. Der Letztere zitterte und sagte in der Angst seines Herzens: „Ich bin nicht nach Rußland gesandt worden, um mich ersäufen zu lassen; mein König und Herr wird aber gewiß Rechenschaft für seinen Gesandten fordern, wenn dies geschieht.“ — „Pah!“ erwiederte Peter lachend am Steuerruder, „wenn dies der Fall ist, so sinken wir Alle unter, und die Rechenschaft mit uns.“

Kaiser Karl der IV. hatte einen Mann, der sich durch seine Tapferkeit berühmt gemacht hatte, zum Ritter geschlagen. Als aber dieser Ritter, nebst noch andern, sich auf die Landstraße lagerten und Kaufleute plünderten, wurden sie nach einiger Zeit gefangen und vor den Kaiser gebracht. — Der Kaiser sagte: „Dieser ist kürzlich

von uns zum Ritter geschlagen worden; da er aber nicht damit zufrieden ist, so wollen wir ihn noch höher machen, und befahl ihn aufzuhängen.

Das Wort Bank kommt von dem italienischen Worte banco her, welches die Bank bedeutet, auf die sich diejenigen setzten, welche zum Besten des Staates Gelder hergaben. Wenn man anzeigen wollte, daß das Geld mangelte, so zerbrach man die genannte Bank, was man mit dem Worte: banco—rotto (rompere, zerbrechen) ausdrückte.

Österreichische Staatengeschichte.

Österreich im Steigen unter den Markgrafen aus dem Hause Babenberg.

Von Leopold I. bis Heinrich II. Jasomirgott.

Vom Jahre 684—1141.

Leopold I., der Erlauchte,

war der Nachfolger Burkhard's (984), und der erste aus dem Hause der Grafen von Babenberg, welches zu den ersten fränkischen Geschlechtern gehörte.

Unter Ludwig dem Kinde geriethen die Grafen von Babenberg, Albrecht, Adelhart und Heinrich, in eine unglückliche Fehde mit dem Bischofe Rudolph von Würzburg und dessen Brüdern. Heinrich und Adelhart blieben auf dem Schlachtfelde, Albrecht hingegen wurde von dem Reichsverweser, Hatto, Bischof von Mainz, in den Kirchen- und Reichsbann erklärt, gefangen genommen und enthauptet. Von dessen eingezogenen Gütern wurde nachher das Bisthum Bamberg gestiftet.

Heinrich's Sohn, Berthold, fand in der heutigen Oberpfalz gegen die Nachstellungen der Feinde einen Zufluchtsort, und sein Sohn Albrecht II. nannte sich von den

Besitzungen der Babenberger daselbst, zuerst den Grafen Mertala oder Ammerthal. Dieser Graf focht unter der Fahne Otto's I. gegen dessen rebellischen Sohn, und starb ruhmvoll in der Vertheidigung seines Herrn. Der gerechte Kaiser belohnte die Verdienste des Vaters an den Söhnen, und verlieh dem Jüngsten, Popo, das Bisthum Würzburg; Berthold, dem Zweitgebornen und nachherigen Stammvater der Markgrafen von Schweinfurt, die fränkische Mark gegen Böhmen; und Leopold, dem Erstgebornen, die Grafschaft Donau- und Sundergau — zwischen der Donau und dem Inn — in Baiern.

Durch den Tod des Markgrafen Burkhard war die Ostmark erledigt, und Leopold erhielt diese, wo nicht unter Otto II. doch bald nach dem Regierungsantritte Otto's III. (984). Gleich nach der Annahme seiner Würde mußte er gegen die Ungarn zu Felde ziehen, die nicht nur das Land unter der Ens, sondern auch das Bisthum Passau angriffen, und ihre Einfälle mit Zerstörung der Flecken und Wegführung der Einwohner als Sklaven bezeichnet hatten.

Leopold trieb sie an der Spitze einer großen Anzahl fränkischer Ritter, die ihm, durch den Ruf seiner Tapferkeit, Weisheit und Güte angelockt, in das Ostland folgten, und mit Hilfe der alten Einwohner bald und mit Nachdruck zurück, schloß die Festung Melk, die bisher in des Gegners Händen war, ein, erstürmte sie und ließ sie schleifen. Er vergrößerte seine Provinz auf der Südseite der Donau bis über den Kahlenberg, und nordwärts bis zur Thaya und March.

Um das verlassene Land, welches fast ganz einer Einöde glich, wieder anzubauen, rief er mehrere Lands-

leute nach der Ostmark, denen er auf bestimmte Zeit Befreiung von Abgaben und Kriegsdiensten ertheilte. Er baute nachher Flecken und Dörfer, und traf allerlei zweckmäßige Einrichtungen, wodurch das Land in kurzer Zeit so aufblühte, daß seine Nachfolger im Stande waren, durch ihre eigene Macht die Einfälle der Ungarn von den Grenzen Deutschlands abzuhalten, was vorher die vereinigte Heereskraft des ganzen Reiches kaum vermochte.

So tapfer Leopold gegen auswärtige Feinde war, so streng und standhaft suchte er die königlichen Rechte bei jenen zu behaupten, die solche zu schmälern suchten.

Leopold verlor sein Leben zu Würzburg (994), bei dem Feste des heil. Kilian, meuchelmörderisch durch einen Pfeil, der auf seines Bruders Sohn, Heinrich, Grafen von Schweinfurt, abgeschossen wurde, mit dem er im Fenster stand, und der zufällig den Markgrafen traf. Zwei Tage darauf starb er an der Wunde, allgemein bedauert, als einer der biedersten Fürsten, und von seinen Völkern als ein guter Vater beweint.

Heinrich I.

Nach Leopolds Tode verlieh Otto III. dessen ältestem Sohne, Heinrich I., die Markgrafschaft, unter welchem, wie bereits erwähnt wurde, der Name Österreich (Osterick, Ostrich, regnum Osterrichi, regnum orientale, orientalis plaga) im Jahre (996) zum ersten Male zum Vorschein kommt.

Während seiner Verwaltung genoß Österreich von Seite der Ungarn eine ungestörte Ruhe. Ihr König, Stephan der Heilige, ließ sich vorzüglich angelegen seyn, durch

Einführung der christlichen Religion und Organisirung des Reiches nach deutscher Verfassung, sein Volk zu bilden und zu civilisiren. — Wegen der Treue, die der Markgraf von Österreich, bei einem Aufstande der Fürsten, gegen den Kaiser Heinrich II. bewies, schenkte ihm dieser ansehnliche Stücke Landes zum unmittelbaren Eigenthume.

Heinrich I. starb (1018) ohne Kinder. — Seine Regierung zeichnete sich nicht durch glänzende Thaten, wohl aber durch eine stille unermüdete Sorge für das Wohl seiner Unterthanen aus. Unter ihm entstanden im Jahre 998 das Stift St. Andrä an der Traisen und Herzogenburg. Auch die Leidensgeschichte des heiligen Koloman, der im Jahre 1012 irriger Weise als Ausspäher gefoltert und hingerichtet wurde, fällt in Heinrich's Periode.

Albrecht I., der Siegreiche,

vierter Sohn Leopold's I., folgte seinem Bruder, und erweiterte Österreich. Durch seinen tapferen Arm gegen die Ungarn erhielt er den Beinamen des Siegreichen. Eine kaiserliche Gesandtschaft nach Konstantinopel gab die Veranlassung zu einem Handel mit dieser Nation. Kaiser Konrad II. schickte den Bischof Werner von Straßburg dahin, und König Stephan versagte ihm, seines zahlreichen Gefolges wegen, den Durchzug. Darüber äußerst aufgebracht, fiel Konrad II. mit einem bedeutenden Heere in Ungarn ein, und rückte ohne Widerstand bis an die Raab vor. Nur die Moräste und ausgetretenen Flüsse hielten ihn vom weiteren Vordringen ab. Durch

Vermittlung Heinrich's, des Sohnes des Kaisers, wurde der Friede ohne erhebliche Veränderung hergestellt.

Aber 12 Jahre nachher brach ein neuer Krieg aus. Im Jahre 1030 starb Emerich, König Stephans hoffnungsvoller Sohn und Thronerbe. Obwohl noch einige Sprossen des arpadischen Geschlechtes übrig waren, die als solche, dem ungarischen Gesetze und Herkommen nach, auf dem Throne nachfolgen sollten: so fürchtete Stephan doch, Ladislav Michael, seines Bruders Sohn, und dessen Söhne Andreas, Bela und Laventa, dürften nach seinem Tode das Heidenthum begünstigen, und seine schönen, bereits in der Blüthe stehenden Anstalten für Kultur und Civilisirung des Landes gewaltsam unterdrücken. Der König erklärte daher Petern, einen Sohn Herzog Otto's von Venedig, und Giselens, der Schwester Stephans, zu seinem Nachfolger.

Durch seinen ungestümen Charakter und durch seine voreilige Begünstigung der Venetianer zog sich Peter die Abneigung der Ungarn zu, und der Palatin Samuel, der ebenfalls mit einer Schwester Stephans vermählt war, sammelte eine Parthei der Mißvergnügten, und ließ sich (1042) zum Könige krönen. Peter nahm seine Zuflucht zu Albrecht I., der beim Kaiser Heinrich III. bewirkte, daß dieser es auf sich nahm, den vertriebenen König wieder auf den Thron zu setzen. Heinrich unternahm selbst einen Feldzug, der zwar mit Aussichten begann, aber länger dauerte, als man vermuthete. Er drang bis an die Leitha, und verband diesen Strich Landes mit Österreich. Der Krieg wurde mit abwechselndem Glücke geführt, bis es endlich dem Kaiser gelang, Petern auf den Thron zu setzen, der vom Neuen die Huldigung der Ungarn empfing. Kaum hatte aber der Kaiser seinen Römer-Zug angetreten, als

Andreas, Ladislav's Sohn, zum Könige ausgerufen, und Peter geblendet, und dann getödtet wurde.

Seit diesem Zeitpuncte blieb die Leitha bis zum Einfluß in die Donau, die Grenze zwischen Ungarn und Österreich.

Anfangs scheint Heinrich in dem neu eroberten Distrikte einen eigenen Markgrafen eingesetzt zu haben; allein er verschwindet wieder, und im Jahre 1051 war bereits die neue Mark mit Österreich vereinigt.

Albrecht hat sich in diesem Kriege eben so sehr wie sein Sohn Leopold ausgezeichnet, den auch deswegen der Kaiser zum Nachfolger in der Markgrafschaft ernannte; allein da er noch vor dem Vater starb, folgte (1056) Albrechts zweiter Sohn,

Ernst, der Tapfere.

Heinrich III. hatte den Grundsatz, nie den Sohn auf den Vater folgen zu lassen. In Rücksicht Österreichs wich er davon ab, obwohl die Erbfolge noch nicht festgesetzt war; denn die Babenberger waren mit unerschütterlicher Treue ihrem Kaiser ergeben, kannten den Feind, hatten viele Anhänger im Lande, und waren im Stande, eine bedeutende Macht ins Feld zu stellen.

Markgraf Ernst erhielt vom Kaiser Heinrich IV. das erste Privilegium.

König Andreas von Ungarn, dem viel daran lag, den Frieden mit Deutschland zu erhalten, hatte eine Heirath zwischen seinem Sohne Salomon, und der Tochter des verstorbenen Kaisers, Heinrich's III., veranstaltet. Markgraf Ernst empfing bei dieser Gelegenheit die verwitwete Kaiserinn und Reichsverweserinn, Agnes, welche

mit ihrem Sohne, Heinrich IV., durch Österreich zog, mit einer Pracht, die dem vornehmen Besuche angemessen war. Bei dieser Gelegenheit erhielt er von dem jungen Kaiser ein Privilegium, das Österreich zu einem Reichslehen vom ersten Range erhob. Darin erhält:

1. Markgraf Ernst den Titel eines der ersten und getreuesten Fürsten des Reiches.
2. Wird ihm der unmittelbare Schutz bei jeder Gefahr versprochen, weil er am Ende der Christenheit liegt.
3. Überläßt ihm der Kaiser im Namen des Reichs die Rechte über Salzburg und Passau, deren Stiftungen unmittelbar unter dem Kaiser standen.
4. Wird ihm endlich das Vorrecht eingeräumt, daß er sich das Schwert vortragen lassen, und seine Völker unter einer eigenen Fahne führen könne.

Zeichen der Gerichtsbarkeit, die nur die größten Fürsten hatten, so wie nur Herzoge sich das Panier vortragen lassen konnten. Ernst wurde also durch dieses Recht von der Heeresfolge der Herzoge frei gesprochen. Er zeigte sich aber dieser Gnade im vollen Maße würdig; denn als der König Salomon durch Bela I. aus dem Lande gejagt wurde, flüchtete er sich nach Melk, und Ernst bewirkte durch sein tapferes Heer, daß Solomon wieder auf den Thron gelangte. Bei dieser Gelegenheit erhielt er den Zunahmen des Tapfern. Er bewies seine Treue bis auf die letzte Zeit. Bei den Streitigkeiten, die Heinrich der IV. mit den Sachsen bekam, war er einer der eifrigsten, die sich unter die Fahne des Kaisers gestellt hatten, bei welchem Streite er auch seine Treue durch sein Blut besiegelte. Unter seiner Regierung gründete Bischof Altmann von Passau im Jahre 1072 das berühmte Stift Göttweig, nächst Mautern.

verdankte den Verdiensten seines Vaters die Nachfolge.

Um diese Zeit brach der unglückliche Streit zwischen Heinrich IV. und Papst Gregor VII. aus. So wie die Herzoge und Grafen, klagten auch die Bischöfe in Deutschland über den Druck der Regierung, und der Papst über verletzte Kirchenfreiheit. Gleich im ersten Jahre seines Pontificats (1074) erneuerte Gregor die Decrete gegen die Simonie — strafbare Erwerbung geistlicher Ämter und Pfründen durch Kauf oder Bestechung. — Auf einem Concilium excommunicirte er die Räthe Heinrich's IV., die der Simonie beschuldigt wurden. Das Jahr darauf verboth er, daß kein Geistlicher von einem Laien eine Pfründe (beneficium) annehmen, oder sich mit Ring und Stab belehnen lasse. Das war eine Kriegserklärung gegen alle Fürsten von Europa. Gregor sah voraus, daß sie nicht bereit seyn werden, das Investitur-Recht aufzugeben.

Da nun Heinrich die im vorigen Jahre excommunicirten Räthe nicht entlassen hatte, wurde 1076 ein neues Decret bekannt gemacht, in welchem dem Kaiser angekündigt ward, daß er in Rom erscheinen, und sich wegen der, gegen ihn erhobenen Klage rechtfertigen solle. Heinrich, mehr zornig als furchtsam, ließ durch deutsche Bischöfe zu Worms den Papst absetzen, und Gregor setzte auf einem Concilium zu Rom den Kaiser ab. Er sprach alle Unterthanen vom Eide der Treue los, und befahl den Reichsständen, sich einen neuen Kaiser zu wählen. Dies war das erste Beispiel in der christlichen Geschichte, daß eine weltliche Macht von einer geistlichen ihrer Würde entsetzt wurde. Den Sachsen, mit denen der Kaiser schon früher in einen blutigen Krieg verwickelt war, kam dieser

Streit erwünscht, und sie waren die ersten, die sich auf die Seite des Papstes schlugen. Der Vorwand der Excommunication diente ihnen zum Deckmantel. Die mißvergnügten Fürsten faßten auf einer Versammlung den Entschluß, daß sie zu einer neuen Wahl schreiten würden, wenn der Kaiser in einem Jahre von dem Banne nicht freigesprochen wäre.

Heinrich erwachte nun auf einmal wie aus einem Traume; er sah sich ohne Würde, ohne Freunde und selbst ohne Trost. Er faßte den Entschluß, selbst nach Italien zu gehen, um sich von der Excommunication freisprechen zu lassen. Zu Canossa, in dem Gebiete der Markgräfinn Mathilde, traf der Kaiser den Papst, welcher darauf drang, daß sich Heinrich einer kirchlichen Buße unterziehen müsse. — Der deutsche Kaiser mußte in einem wollenen Gewande, barfuß, in der größten Kälte, durch drei Tage von Früh Morgens bis Abends im Hofe zu Canossa stehen, bis er am vierten Tage auf die Fürbitte der Gräfinn vor den Papst gelassen, und vom Banne unter der Bedingung losgesprochen wurde, daß er sich aller Regierungsgeschäfte sowohl in Italien, als Deutschland, enthalten sollte, bis Gregor entscheiden werde, ob er König bleiben solle oder nicht. Die ganze Lombardie erklärte sich für den Kaiser, und ergriff die Waffen gegen den Papst. Die deutschen Fürsten wählten Rudolph, Herzog von Schwaben, zum Könige (1077). Der Papst excommunicirte Heinrich vom Neuen. Heinrich hingegen versammelte auf seiner Reise nach Deutschland zu Brixen, in Tirol, ein Concilium, in welchem seine treuen Bischöfe den Papst absetzten, und an seine Stelle den Erzbischof von Ravenna, unter dem Namen Clemens II., zum Papste wählten. So hatten nun Papst und Kaiser einen Gegenpapst und Gegenkaiser.

Nachdem Rudolph von Schwaben in der Schlacht von Gottfried von Bouillon getödtet war, zog Heinrich nach Rom, um seinen Papst Clemens auf den päpstlichen Stuhl zu setzen. Er nahm Rom ein, und Gregor wurde von den Römern selbst in der Engelsburg belagert. Gregor ertrug seine Gefangenschaft, die drei Jahre lang dauerte, mit einer Standhaftigkeit, die Bewunderung verdient. Den Kaiser riefen neue ausgebrochene Unruhen nach Deutschland zurück. Dies benutzte Robert, Herzog der Normänner, und befreite Gregor, der, in Rom nicht mehr sicher, sich nach Salerno flüchtete, wo er im J. 1085 starb. —

Leopold der Schöne, Markgraf von Österreich, stand während dieser Streitigkeiten mit dem Bischofe von Passau, der ein Anhänger Gregors war, in enger Freundschaft. Er erklärte sich jedoch nicht gleich Anfangs gegen Heinrich, sondern reiste nach Regensburg zum Reichstage, um sich der Huldigung zu unterwerfen. Von da brach er aber plötzlich so schnell auf, daß ihn der Kaiser als seinen Feind betrachten mußte. Heinrich zog mit den Waffen gegen Österreich, und zwang Leopold, ihm Treue zu geloben. Als Heinrich zum zweiten Male excommunicirt wurde, machte sich Leopold abermals von dem Reiche los, versammelte die Landesedlen in Tuln, schwor öffentlich Gehorsam und Treue ab, und ließ auch die andern diesen Eid ablegen. Nun entstanden auch in Österreich Partheien.

Nach dem Tode Rudolph's wurde Hermann, Graf von Luxemburg, als Gegenkaiser ausgerufen, für den sich auch Leopold erklärte. Deswegen sprach Heinrich über ihn die Acht, und verlieh Österreich Wratislav dem II. von Böhmen. Dieser fiel (1082) mit Vereini-

gung Konrads, Markgrafen von Mähren, und Ottos, Bischofs von Regensburg, in Österreich ein, und verwüstete das Land. Markgraf Leopold bot alles auf, was Waffen tragen konnte, wurde aber dennoch bei Mannsberg, jetzt Mailberg, an der mährischen Grenze, auf's Haupt geschlagen. Doch verlor er den Muth nicht, und rüstete sich vom Neuen, wagte es aber nicht, das Heer selbst anzuführen, sondern gab das Commando Azzo von Gobbatsburg (Gabelsburg), der sich in den Kriegen unter Albrecht und Ernst sehr tapfer ausgezeichnet hatte. Dieser rückte mit erneuerten Truppen gegen die Böhmen, schlug sie (1083) und befreite das Land von den Feinden. — Azzo von Gobbatsburg ist der Stammvater der berühmtesten österreichischen Geschlechter: der Chuenringe, welche unter den Babenbergern zu den Mächtigsten gehörten, der Lichtensteine, der Sinzendorfe u. a. m.

Unter Leopold's Regierung ist noch einer Urkunde zu erwähnen, die von Altmann, Bischof von Passau, ausgestellt wurde, in der er ihm das Vogteirecht über das Kloster von Passau verleiht. Hingegen hat Leopold dem Kloster Freiheiten zugesprochen, die auf die damalige Lage und Rechte der Markgrafen Bezug haben. Er befreite in den, dem passauischen Kloster ausgestellten Schriften, mit Zuziehung seiner Landesedlen, (cum maturo consilio suorum nobilium Baronum) das Kloster von allen Mauthen und Zöllen in der Markgrafschaft.

Daraus erhellet:

1. Gab es schon dazumal Landstände, deren Rath der Markgraf einzuziehen hatte. Ob er dieses nach den Gesetzen mußte, oder ob er es nur freiwillig that, ist daraus nicht zu ersehen.

2. Hatte er das Recht, Zölle und Mauthen zu erheben.

Leopold starb (1096) im ruhigen Besitze des Ostlandes, und ward zu Melk begraben, wo er im Jahre 1081 Benediktiner unter dem Abte Siegebold eingeführt hatte. Er besaß viele Eigenschaften, durch die er sein Land beglücken konnte, wenn seine Regierung nicht in diese stürmische Zeit gefallen, oder wenn er weniger dem Bischofe von Passau, dessen bösen und ränkesüchtigen Rathschlägen er blindlings folgte, ergeben gewesen wäre. Welches nachtheilige Licht seine Verirrungen immer auf ihn werfen können, so sind wir mit ihm versöhnt, wenn wir bedenken, daß der Sohn,

Leopold der IV., der Heilige,

Das im vollen Maße vergütete, was der Vater, durch Leidenschaft und Beispiel irre geleitet, vor dem Richterstuhle der Menschheit zu verantworten hatte. —

Hermann von Luxemburg, der neu erwählte Gegenkaiser, war ohne Macht, und seiner eigenen Parthei verächtlich. Der Krieg hatte Deutschland in seinem Innern erschüttert. Die Sachsen selbst, des langen Haders müde, sehnten sich nach Ruhe. Hermann gab freiwillig den Königstitel auf, und die Waffen ruhten. Nur dem Kaiser Heinrich sollte keine Ruhe zu Theil werden. Nachdem er alle seine Feinde besiegt und überlebt hatte, mußte der unter Bitterkeit grau gewordene Kaiser den herben Schmerz erleben, daß sich seine eigenen Kinder gegen ihn empörten. — Man suchte die wenigen Freunde, die dem unglücklichen Kaiser treu blieben, durch die Drohung von ihm abzuwenden, daß sie sich ebenfalls des Bannes theilhaftig machen, wenn sie länger dem excommunicirten

Heinrich Hilfe leisten würden. Ja man ging so weit, daß man seine Söhne zur Nachfolge auf dem Throne für unwürdig erklärte, wenn sie nicht die Waffen gegen ihren Vater ergreifen! Die Furcht des Verlustes der Krone von der einen, die Hoffnung zur augenblicklichen Erhebung auf den deutschen Kaiserthron von der andern Seite, hat Heinrichs Söhne zu dieser unmenschlichen Empörung verleitet. Zuerst trat sein älterer Sohn Konrad gegen ihn auf, und ließ sich in Italien krönen. Er wurde aber auf dem Reichstage zu Mainz in die Acht erklärt, und starb im Gefängnisse. Dann wurde der jüngere Sohn Heinrich zum römischen Kaiser erwählt, der auch Leopold auf seine Seite zu bringen suchte, indem er ihm die Hand seiner Schwester Agnes, Witwe Herzog Friedrichs von Schwaben, versprach. Heinrich der V. verging sich so weit, daß er dem Vater die Krone, und selbst die Freiheit raubte. Er ließ ihn zu Ingelsheim in den Kerker werfen, aus dem sich der unglückliche Greis zwar rettete, aber bald darauf im Banne starb (1106).

Unter Heinrich dem V. kam endlich der Friede mit dem Papste Calixt dem II. zu Worms (1122) zu Stande, nachdem man 50 Jahre lang gestritten, und durch Plündern und Rauben ganze Länder verwüstet hatte. Zur Entscheidung der Frage: ob der Kaiser das Recht habe, Bischöfe zu belehnen oder nicht, hat man eine Distinction erfunden, vermöge der die Belehnung dem Kaiser zwar zugestanden wurde, aber nicht durch Ring und Stab, sondern durch das Scepter. Nach diesem calixtinischen Vertrage überließ der Kaiser allen Stiften die freie Wahl ihrer Bischöfe und Prälaten; dagegen willigte der Papst ein, daß die Wahl in Gegen-

wart des Kaisers oder seiner Kommissäre gehalten, und die Streitigkeiten, mit Beiziehung der Erzbischöfe anderer Diöcesen, durch den Kaiser entschieden werden sollten. Der Gewählte mußte gleich nach der Wahl die Regalien von dem Kaiser, durch die Belehnung mit dem Scepter empfangen, und die gehörigen Dienste dafür leisten.

Heinrich der V. starb im J. 1128 ohne Erben, und mit ihm hörte der fränkische Mannsstamm der Kaiser auf. Es kam also zu einer neuen Wahl, die eine der merkwürdigsten ist.

Das Volk wurde bei dieser Wahl fast ganz ausgeschlossen, und aus den Fürsten wurde ein Ausschuß bestimmt, der eigentlich wählen durfte, und denen die übrigen beistimmen sollten, sobald die Wahl auf Einen fiel; wurden aber mehrere in Vorschlag gebracht, so stand den letztern das Recht zu, aus diesen den künftigen König zu bestimmen. So entstand der Unterschied zwischen wählenden und bestimmenden Fürsten, wovon in der Folge die Wählenden das ausschließende Recht, Könige zu wählen, sich zueigneten, und Churfürsten geworden sind. Der Ausschuß der Fürsten aus den vier Nationen: Sachsen, Franken, Schwaben und Baiern, brachte vier Candidaten in Vorschlag: den Herzog Friedrich von Schwaben, Lothar von Sachsen, Markgrafen Leopold von Österreich und Konrad von Franken. Lothar und Leopold bathen die Fürsten fußfällig, man möchte sie mit der Kaiserwürde verschonen; dennoch wurde der Erstere wider seinen Willen und sehr tumultuarisch zum Kaiser gewählt, indem sich der Erzbischof von Mainz der Wahl Friedrichs von Schwaben aus allen Kräften entgegensetzte. — Leopold zog es vor, mit thätigem, rastlosem Eifer für das Wohl seiner Unterthanen zu sorgen,

und im beschränkteren Kreise Gutes zu wirken, als auf einem Kaiserthrone dem Hasse und dem Verfolgungsgeiste so vieler Partheien blos gestellt zu seyn.

Veränderung des Sitzes der Markgrafen von Österreich.

Bisher hatten die Markgrafen ihren Sitz in Melk; da aber die Mark bis an die Leitha erweitert wurde, so hat Leopold seinen Sitz von Melk auf den Kahlenberg übertragen, und stellte das, wahrscheinlich schon zu Zeiten der Römer unter dem Nahmen Burgum bekannte Schloß daselbst im Jahre 1100 wieder her, und befestigte es als eine Vormauer gegen die Ungarn. Eben so erbaute er (1106) ein Jägerhaus in der Nähe des alten Wien; es war in der Wallerstraße, wo sich jetzt das fürstlich Esterhazische Gebäude befindet.

Die neue Burg, die er auf der äußersten Spitze des Kahlenberges erbaute, der von ihm den Nahmen Leopoldsberg erhielt, blieb die Residenz bis auf Heinrich Jasomirgott. — Leopold IV. stiftete mehrere Klöster, durch die er sich bleibende Verdienste um die Menschheit erwarb.

Klosterneuburg, welches, 1114 gegründet, weltlichen Chorherren übergeben ward, im Jahre 1133 aber regulirte Chorherren erhielt; 1136 folgte die feierliche Einweihung des Stiftes. Die Geschichte von dem Schleier, der zur Erbauung von Klosterneuburg Veranlassung gegeben haben soll, scheint blos eine Sage zu seyn, die in der Leichtgläubigkeit jenes Jahrhunderts ihren Grund hat; denn kein gleichzeitiger bewährter Schriftsteller macht davon eine Erwähnung.

Das Cistercienser-Kloster zu Heiligenkreuz. Die Veranlassung zur Gründung dieses Klosters gab Leopold's Sohn, Otto von Freisingen, der einer der berühmtesten Gelehrten seiner Zeit war. Als er zu Morimont in Frankreich in den Cistercienser-Orden trat, ließ Leopold auf sein Verlangen 13 Mönche von Morimont nach Österreich kommen, welchen er das Dorf Sattelbach einräumte. — Die Stiftung der Klöster war damals von einem äußerst wohlthätigen Einfluß. Von hier aus verbreiteten sich die Wissenschaften und Künste; denn die Klöster konnten immer als Seminarien von Männern, welche Kenntnisse besaßen, angesehen werden. Zugleich waren sie auch ökonomische Gesellschaften, durch die auf eine allgemeine Verbesserung des Bodens und Cultivirung des Landes gewirkt werden konnte.

Leopold starb im Jahre 1136, von seinen Unterthanen beweint und gesegnet. Er hatte mit seiner Gemahlinn, Agnes, 18 Kinder, von denen ihm zwei Söhne in der Regierung folgten. Im Jahre 1485 wurde er vom Papste Innocenz VIII. kanonisirt, und seit der Zeit als Landespatron verehrt.

Unter ihm fingen die Kreuzzüge *) an, an denen er jedoch keinen Theil nahm; allein seine Mutter Itha konnte weder die Schwachheit ihres Geschlechtes, noch die Gebrechlichkeit des Alters abhalten, eine Wallfahrt nach dem Orient zu unternehmen, wo sie ihr Grab fand.

Leopold der V., der Freigebige.

Die Nachfolge in der Markgrafschaft war noch so wenig erblich, daß Agnes den Papst ersuchte, er solle

*) Von diesen wird in einem eigenen Aufsatze gesprochen.

den Kaiser Lothar angehen, daß einer ihrer Söhne die Markgrafschaft erhalte. Lothar belehnte auch, da Albrecht, der älteste der Söhne Leopold's, durch eine unheilbare Krankheit die Regierung nicht annehmen konnte, den zweitgebornen, Leopold V., mit der Markgrafschaft.

Die unter Leopold IV. vorgenommene neue Kaiserwahl, bei der persönlicher Haß und egoistische Absichten eine gewaltige Triebfeder waren, legte den Grund zur Verwirrung und zum Verfalle Deutschlands. Lothar, der neu gewählte König, hatte gegen sich die beiden hohenstaufischen Brüder, Friedrich, Herzog von Schwaben, und Konrad von Franken, deren Macht der königlichen überlegen war. Die beiden Herzoge, als Schwestersöhne Heinrich's V., waren seine Erben in dessen Allodien — eigenthümlichen Erbbesitzungen, in Ansehung deren keine Lehensverbindung abgeschlossen wird. — Lothar wollte ihnen nicht alles als Allodium gelten lassen, was sie als solches ansprachen; darüber griffen die Brüder zu den Waffen. Friedrich trat gegen Lothar in Deutschland, Konrad in Italien auf; beide behaupteten gegen ihn eine Zeitlang die Oberhand. Um ihnen die Spitze biethen zu können, suchte Lothar einen der mächtigsten Fürsten auf seine Seite zu bringen; dieser war Heinrich der Stolze, Herzog von Baiern, aus dem welfischen Hause. Mit diesem vermählte er seine einzige Tochter, welche die Erbinn seiner beträchtlichen Güter in Sachsen war.

Der Welfe, Heinrich von Baiern, besaß nun einen Länderumfang, wie ihn noch kein Fürst gehabt hatte. Seine Länder erstreckten sich von der Nordsee bis an die Ostsee, und von da bis an das Mittelmeer. Durch Hilfe dieses mächtigen Tochtermannes des Kaisers wurden die beiden hohenstaufischen Brüder zur Unterwerfung gebracht, und

mußten fußfällig um die Gnade des Kaisers flehen. — Das welfische Haus stand nun auf dem Gipfel der höchsten Macht, und durch Erhebung desselben über das Hohenstaufische entstanden zwei Parteien in Deutschland: Die Welfen und Weiblinger oder Hohenstaufen, welche den ersteren Namen durch den fränkischen Kaiser Weibling erhielten, mit dem sie durch ihre Mutter Agnes, Schwester Heinrich's V., verwandt waren. Aus Deutschland, wo sich diese Parteien bildeten, verbreiteten sie sich nach Italien, wo die Welfen Guelfi, die Weiblinger Gibellinen hießen. Die Guelfen waren die päpstliche, die Gibellinen die kaiserliche Partei, welche Italien zwei Jahrhunderte lang entzweiten, und einander mit blutgieriger Wuth verfolgten und vertilgten. Nach dem Tode Lothar's glaubte Heinrich der Stolze, Herzog von Sachsen und Baiern, der deutschen Krone gewiß zu seyn, und nahm schon die Reichs-Insignien an. Er war aber den deutschen Fürsten zu mächtig, welche nur schwache Kaiser wünschten, die immer von ihnen abhängig bleiben mußten. Durch die List des Erzbischofes Albert von Trient, der vor der bestimmten Zeit, an einem andern Orte und mit Ausschluß der welfischen Partei, die Wahl vorgenommen hatte, ward Konrad von Franken, aus dem hohenstaufischen Hause, ganz einstimmig zum Kaiser gewählt, und bald darauf zu Aachen gekrönt.

Die Hohenstaufen haben den deutschen Thron nicht so ununterbrochen bis zum Absterben ihrer Familie besessen, wie die sächsischen und fränkischen Kaiser. Die großen Fürsten, welche das Recht, den König zu wählen, sich zugeeignet hatten, und das Volk nach und nach ausschlossen, haben darin ihre Wahlfreiheit zu begründen gesucht, daß sie nicht bei dem hohenstaufischen

Hause allein geblieben sind, sondern inzwischen auch aus anderen Familien Kaiser gewählt haben. Die letzten Hohenstaufen hatten immerwährend mit Gegenkönigen zu kämpfen; die deutschen Erbkönige sind nun Wahlkönige geworden, dagegen aber wurden die deutschen Herzogthümer und Grafschaften erblich, und aus den ehemaligen Kronbeamten entstanden unabhängige Landesfürsten, welche sich auf den Trümmern der königlichen Macht zu Regenten emporgeschwungen haben. Das hohenstaufische Haus gab dem deutschen Throne fast durchgehends tapfere, unternehmende, hochgesinnte und talentvolle Männer, die alle ihre Kraft anstrengten, die sinkende kaiserliche Macht wieder zu erheben und aufrecht zu erhalten.

Die Sachsen und Baiern, die bei der Kaiserwahl nicht zugegen waren, und ihr Herzog Heinrich, wollten Konrad nicht für ihren rechtmäßigen Herrn anerkennen. Die übrigen Fürsten haben ihm ohne Bedenken gehuldigt; Heinrich der Stolze aber weigerte sich dessen, und da er auf dreimalige Vorladung vor einen Fürstenrath nicht erschien, ward er von den Fürsten in die Acht, und seiner Herzogthümer verlustig erklärt. Das war es eigentlich, was man sich zum Zwecke gesetzt hatte. Die Macht des Herzogs war zu groß, neben ihr konnte sich die kaiserliche nicht halten; man mußte die Macht des welfischen Hauses, da man es nicht auf den Thron erheben wollte, so weit schwächen, daß sie demselben keine Gefahr bringen konnte.

Baiern kommt an Österreich.

Der Kaiser säumte nicht, den Schluß der Fürsten zu vollziehen. Das Herzogthum Baiern verlieh er dem

Markgrafen von Österreich, Leopold V., der sein Stiefbruder war. Die Verleihung Baierns an Österreich hatte nicht in der Anverwandtschaft ihren Grund, sondern die Macht Leopold's selbst war es, die den Kaiser dazu bestimmte; denn Österreich war am fähigsten, sich gegen die Welfen zu behaupten.

Heinrich wehrte sich einige Zeit in Baiern; allein hier fand er nicht so viele Anhänger. Er überließ also die Behauptung desselben seinem Bruder, der Altdorf besaß. Er selbst begab sich nach Sachsen, wo er seiner großen Besitzungen wegen den neuen Herzog, Albrecht den Bären, vertrieb. Nachdem er sich dieses Land unterworfen hatte, wollte er nach Baiern zurück; allein der Tod machte seinen Unternehmungen ein Ende. Hier hatten unterdeß sein Bruder und sein Sohn, Heinrich der Löwe, mehrere Anhänger geworben. So haben die Grafen von Scheyern einen Aufruhr erregt. Leopold belagerte sie in ihrem Schlosse Falley, Welf eilte aber zu ihrem Entsatze herbei. Doch die Siege der Verbündeten Leopold's bei Meeresheim, Ellenhofen, und Conrads Eroberung von Weinsberg, wo die deutschen Weiber einen so schönen Beweis ihrer Treue gaben, veränderten die Gestalt der Dinge zu Gunsten des Markgrafen von Österreich.

Leopold begab sich nach Regensburg, wo eine Verschwörung gegen ihn angezettelt wurde, der er zwar entging, aber bald darauf in eine tödtliche Krankheit verfiel und starb (1141). Er hinterließ keine Erben.

Unter ihm stiftete Hadamar von Cuopharn, ein Nachkomme des berühmten Azzo von Gobbatsburg, im Jahre 1138 das Stift Zwettel.

Ausgezeichnete Personen, Entdeckungen, Erfindungen, Anstalten und andere Erscheinungen, durch welche diese Periode merkwürdig geworden ist.

Der Cid.

Mit Recht können wir den Cid Spanien's Belisar nennen, wenn wir seine ausgezeichneten Thaten erwägen, die er nicht nur in den Stunden des Glückes, sondern auch da, wo er von neidischen Höflingen verleumdet und vom Könige verstoßen war, voll edler Selbstverläugnung für sein Vaterland und seinen Fürsten vollbrachte. Doch, um einen Mann, dem es blos durch Tugend, Tapferkeit und Klugheit gelang, bei seinem Leben den Königen gleich geschätzt, und auch nach seinem Tode der Stolz seiner Nation zu seyn, ganz würdigen zu können, wollen wir einen Blick auf die damalige Lage Spaniens werfen. —

Spanien war in den alten Zeiten, was in den neuern Ostindien und Südamerika ist: eine reiche Goldgrube für die alten Handelsnationen. Die Phönizier haben es entdeckt, legten Handelsfaktoreien an der Seeküste an, bauten die reichen Silberbergwerke in Andalusien, und tauschten Gold und Silber gegen Purpurbänder, Glas und andere Waaren des Osten von den halbwil-

den Einwohnern ein, zu denen sie die erste Kultur Asiens brachten. Nach der Zerstörung von Tyrus eroberten die Karthager Spanien bis an den Ebro, kamen aber bald mit den Römern in feindselige Berührung. Scipio der Ältere entriß ihnen zwar einen Theil ihrer Besitzungen, aber erst August unterwarf den Römern dies schöne Land.

Im Jahre 409 drangen deutsche Völker, Sueven, Vandalen und Allemanen, nach Spanien, welches ihnen (451) mit Ausnahme der aragonischen Provinz, vom Honorius überlassen wurde. Allein auch sie konnten sich bei dem allgemeinen Sturme, der ein Volk auf das andere wälzte, nicht lange halten. Neue Feinde erhielten sie nämlich an den Westgothen, welche sich in dem südlichen Gallien festgesetzt hatten; denn diese wurden von den Franken immer weiter westwärts gegen Spanien gedrängt. Die Sueven bothen zwar alles auf, die Gothen von ihren Grenzen zurückzuhalten; allein sie unterlagen endlich der Übermacht, und nach einem mehr als hundertjährigen Kampfe (585) wurde das suevische Reich zerstört.

Die beiden Nationen, die alten Einwohner und die Gothen, waren Anfangs getrennt, wozu nicht nur die Verschiedenheit der Verfassung, sondern auch der Religion beitrug. Da aber im Jahre 589 ein gothischer König, und mit ihm die Gothen, welche Arianer waren, zu der katholischen Religion übertraten, schmolzen mit der Zeit beide Nationen in Eine zusammen. Diese Vereinigung hätte Spanien nur zum Vortheile gereicht, wenn man nicht im Jahre 633 auf einem Concilium zu Toledo — einer Art Reichstag — das Erbreich in ein Wahlreich umgeschaffen hätte, wobei das Recht der Wahl die Bischöfe und Grafen sich vorenthielten. Nun hatten die Könige

einen beständigen Kampf mit Kronprätendenten und Rebellen, und das Königreich ward ein Schauplatz von ewigen Staats- und Thronveränderungen, wie nachmals Pohlen. Nicht genug; dies brachte auch noch die traurige Folge, daß eine Parthei, die bei der Wahl übergangen wurde, aus Rache die Araber aus Afrika herbeirief, die in einer einzigen Schlacht beim Xeres, in der Nähe von Cadix, (26. Juli 711) das gothische Reich zertrümmerten und Süd-Spanien für ihr Eigenthum erklärten. Die herrschenden Familen und andere Haufen der Westgothen zogen sich in die asturischen und andere nördliche Gebirge zurück. Von hieraus kämpften die Gothen mit beispielloser Tapferkeit und Grausamkeit unablässig gegen die Araber, bis sie nach 700 Jahren und 3780 Schlachten das wieder eroberten, was sie in einer einzigen verloren hatten. Theilweise mußten die Gothen das Reich abkämpfen. In jedem neu eroberten Distrikte bauten sie Castelle, von welchen, Anfangs in den obern Thälern des Ebro und immer weiter hin, das Land Castilien genannt wird.

Dieser immerwährende Kampf war die beste Schule für junge Krieger und Helden, unter denen sich vorzüglich Don Rodrigo Diaz, Graf von Vivar, geboren 1026, auszeichnete. El mio Cid (mein Herr) nannten ihn die Feinde, die er sich durch sein edles Benehmen verpflichtete; Campeador (Kampfheld ohne Gleichen) nannte ihn sein König und Volk. Seine Jugend zeichnen schon Abenteuer seltener Art aus. Er liebte Ximenen, die Tochter des Grafen Gormaz, der, nebst Diego, Vater Rodrigo's, am Hofe Ferdinands von Castilien eine besondere Auszeichnung genoß. Nichts schien einer Verbindung im Wege zu stehen, als die beiden Väter sich entzweiten, und Gormaz den Greis Diego in einem Zweikampfe nicht nur besiegte, sondern auch

empörend verhöhnte. Diego, von ohnmächtiger Rache entflammt, forderte von seinem Sohne das Blut des Beleidigers. Lange kämpfte Rodrigo, bis endlich die beleidigte Ehre siegte, und Gormaz fiel. Auch in Ximenens Brust schien die Liebe erloschen, und sie forderte vom Könige Bestrafung des Mörders. Ein Zweikampf wurde bestimmt, bei dem jedoch keiner in die Schranken mit dem Cid zu treten wagte. — Allein um seine Ruhe schien es geschehen, und nur durch große Thaten glaubte er die Erinnerung vertilgen zu können. Fünf Könige der Mauren (so nannte man in Spanien die Araber) waren in Castilien eingefallen. Rodrigo, noch nicht zwanzig Jahre alt, stellte sich an die Spitze seiner Vasallen, besiegte nicht nur in einzelnen Schlachten die Mauren, sondern nahm auch die fünf Könige gefangen, die er zu Ferdinand sandte, der dafür Ximenen mit ihm versöhnte und verband. Diese Heldenthat war der Anfang einer Reihe der glücklichsten Ereignisse für die Castilianer; denn Galizien, Leon und Oviedo wurden mit Castilien vereinigt. Es hätte nicht fehlen können, daß sie mit solcher Macht der Mauren Meister geworden wären, wenn nicht Ferdinand sein Reich unter seine Söhne getheilt hätte, was zu blutigem Bruderkriege Veranlassung gab. Nachdem nach vielem Blutvergießen Sancho, der älteste Sohn, meuchelmörderisch gefallen, und Garcia durch unweise Regierung des Thrones selbst verlustig wurde, gelang es Alfonso, alles an sich zu bringen. Es ist nicht zu zweifeln, daß er den Cid, der Sancho's Feldherr war, durch Schmeicheleien für sich zu gewinnen suchte, obwohl er vor 8 Monaten von ihm besiegt war; denn es mußte ihm daran gelegen seyn, einen Mann auf seine Seite zu bringen, der vom Freunde und Feinde gleich gefürchtet und geliebt wurde. Allein dies erklärt auch, daß

man einen Helden bald für überflüssig halten konnte, sobald der Feind besiegt war, oder seine Besiegung nicht über die Grenzen der Macht zu gehen schien. So war Cid, gleich dem Belisar, gesucht und geachtet in der Noth; verstoßen, geplündert, zurückgeworfen auf sich selbst, sobald man seiner nicht mehr bedurfte. Alfonso nahm ihm alles, was ihn glücklich, oder nach seiner Meinung furchtbar machen konnte: Weib, Kostbarkeiten, Geld; doch ließ er Ximenen, vielleicht aus Scham, wieder frei. Dies beugte zwar Rodrigo's große Seele, allein abwenden von der Bahn des Rechtes konnte es ihn nicht. Er beschlaß das Reich Valencia der Nation und Religion zu gewinnen. An mehreren Orten war der Feind geschlagen und zurückgedrängt, als die Nachricht kam, daß Alfonso, von Joseph, Fürst der Gläubigen, sehr bedrängt würde. Den eigenen Vortheil vergessend brach er auf, dem Könige zu Hilfe. Alfonso wurde gerettet; der Cid mit Undank belohnt. Er merkte die geheimen Ränke, die man gegen ihn schmiedete, und brach in der Nacht mit wenigen seiner Getreuen auf, und floh, verlassen und mit allem schlecht versehen, vor seinem Könige. Nur Er blieb sich gleich und sein Glück ihm. Bald war ein kleines Heer um ihn gesammelt; allein es fehlte das Geld, um es zu besolden. Da half einer seiner Freunde durch eine schnelle List. Er füllte einige Kisten mit Sand, und versetzte sie um 600 Mark Silber, als Schätze des Cid, an Juden, jedoch mit dem Beding, daß sie erst nach Jahresfrist geöffnet werden sollten. Bis dahin konnte er hoffen, daß sie, ohne daß Jemand dabei etwas verlieren würde, das Versetzte auslösen können. Glücklicher als je kämpfte Rodrigo jetzt für Spaniens gute Sache. Bei den wiederholten Nachrichten, die von den Siegen des Cid an den castili-

schen Hof gelangten, erhob der Neid aufs Neue sein Schlangenhaupt; allein so viel Edelmuth und so viel Treue besiegte endlich den König, und er rief aus: „Dieser Cid dient mir viel besser als ihr," und ließ sich nicht abhalten, ihn zu besuchen. Von nun an war eine dauernde Freundschaft zwischen ihnen geschlossen, doch seine Feinde ruhten nicht, ihm neue Kränkungen zu bereiten.

Zwei Brüder, Grafen von Carrion, hatten beschlossen, durch Heirath seiner Töchter den Reichthum, den er sich neuerdings erworben, in ihre Hände zu bringen. Ihren guten Gesinnungen trauend, war der König selbst ihr Werber, und Cid gab seinen Bitten nach. Die Vermählung wurde vollzogen, und die Töchter zogen mit unermeßlichen Schätzen in die Heimath ihrer Männer. Kaum aber hatten sie die Begleiter verlassen, als sie in einer wilden Bergwüste den Frauen die Kleider vom Leibe rissen, sie banden und schlugen, und mit dem Gelde entflohen. Durch einen Vertrauten, den Cid heimlich nachsandte, ward diese niederträchtige That entdeckt. Cid forderte Recht von dem Könige, und Alfonso berief alle Dienstmannen von Leon und Castilien an ein hohes Landgericht in die Stadt Toledo. Die Räuber mußten alle Kostbarkeiten zurückstellen, und für die Schmach einen Zweikampf bestehen mit Männern, die Cid erwählen würde. Sie suchten es abzulehnen; allein der König bestand darauf. Bald waren sie von ihren Pferden herabgeworfen, und ihr Schicksal in den Händen der Sieger, die ihnen jedoch das entehrte Leben ließen. —

Die letzte That in des Helden ruhmgekröntem Leben war die Eroberung von Sagunt; — mit ihr fing Hannibal seine kriegerische Laufbahn an. — Die Stadt war gut verwahrt und von tapfern Kriegern besetzt. Cid bedrängte

sie hart. Sie forderten einen Waffenstillstand; er gab ihnen 30 Tage. Während dieser Zeit suchten sie alles zu ihrem Entsatze herbeizurufen; allein keiner der arabischen Fürsten wagte gegen den Cid zu kämpfen. Man bat nochmals um Verlängerung des Waffenstillstandes. „Auf daß ihr erkennet," sprach der Cid, „wie wenig ich von dem Entsatz eurer Könige fürchte, zwölf Tage noch! Wisset, wenn ihr auch dann Umtriebe suchet, so wird eure Stadt in Asche verwandelt, so fallet ihr durch die Schärfe des Schwertes." Pfingsten kam, des Stillstands Ende, und mit der Hoffnung auf Entsatz schien auch der Muth zu sinken; sie bathen neuerdings um Verlängerung. Da bedachte Cid, was es Bürgern seyn muß, in die Vaterstadt, in ihre Häuser fremde Krieger einfallen, ihr Eigenthum sich zueignen, ihre Ordnung, ihr Glück schmähen und zerstören zu sehen; und er gab von selbst noch über sechs Wochen, damit sie mit ihren Weibern, Kindern und Habseligkeiten gemächlich ausziehen könnten. So überwand sein Arm die Bewaffneten, wie seine Güte die Herzen bezwang. — Im vierten Jahre nach dieser That (1099) starb er zu Valencia, im 74. Jahre seines Alters. Was der Eine Mann gewonnen und sieben Jahre lang gehalten hatte, schien gegen die andringende Macht der Ungläubigen schwer zu behaupten für die gesammte Macht von Leon und Castilien. Seine Witwe zog deshalb mit des Helden Leichnam nach Castilien, wo er zu St. Peter von Cardena begraben wurde.

Otto von Freisingen,

ein Sohn Leopold's des Heiligen, Markgrafen von Österreich, war im Jahre 1109 geboren. Von seinem Vater

waren er, und sein Bruder Konrad, dem geistlichen Stande bestimmt; dieser wurde nachher Bischof von Passau, und starb als Erzbischof von Salzburg im Jahre 1168. Otto wurde im Jahre 1123 zum Propste des neu gestifteten Klosters Neuburg ernannt, und da er schon in seiner frühesten Jugend, nebst ausgezeichneten Talenten, einen großen Hang zu ernsteren Wissenschaften zeigte, sandte ihn Leopold zur ferneren Ausbildung nach Paris, indem die Verwaltung des neuen Amtes unterdeß einem Andern übertragen wurde. Wenn sich zu solch glücklichen Anlagen und rastlosem Eifer ein Lehrer gesellt, wie der berühmte Peter Abälard war, unter dem Otto seine Studien vollendete, so kann man des glücklichsten Erfolges gewiß seyn *). Dies und seine edle Geburt gaben ihm die Hoffnung zur Erlangung der glänzendsten geistlichen Würden; allein er war von allem Ehrgeiz entfernt, und trat auf seiner Rückreise von Paris zu Morimont in Burgund mit 15 seiner Gefährten in den Cistercienser-Orden, der dazumal vorzüglich durch den Wandel und durch die Reden des h. Bernhard einen großen Ruf

*) Der Ruhm, den sich Abälard durch seine Gelehrsamkeit erworben, vereinte um ihn eine Menge Zuhörer aus den verschiedensten Nationen, die sich seinetwegen vielen Beschwerden und Ungemächlichkeiten aussetzten. Die Anhänglichkeit an ihn war so groß, daß sie ihm selbst in eine schreckliche Einsamkeit nicht weit von Troyes nachzogen, wo sie alle Bequemlichkeiten des Lebens vermißten und oft mit schwarzem Brode und Kräutern ihr Leben fristen mußten. Mehr um den Lehrer, als um sich selbst bekümmert, sorgten sie für seine Kleidung und Nahrung, und verbesserten und erweiterten seine Wohnung.

erlangt hatte. Otto wurde in kurzem Abt zu Morimont. Von hier aus schickte er eine Anzahl Mönche nach Österreich, denen Leopold das für sie gestiftete Kloster Heiligenkreuz einräumte.

Otto's Absicht war, sein Leben in frommer Sitte zu Morimont zu beschließen; allein sein Stiefbruder, Kaiser Konrad III., berief ihn auf das Bisthum Freisingen (1137), welches er 20 Jahre mit edlem Eifer und großem Ruhme verwaltete. Mit Konrad lebte er in der innigsten Freundschaft, und begleitete ihn auf einem Kreuzzuge, der durch den Eifer des heil. Bernhard neuerdings unternommen wurde. Eben so geschätzt war er auch von Friedrich I., der sich oft seines Rathes bediente.

Otto starb den 22. September 1158. — Er war als Mensch und Schriftsteller von seinen Zeitgenossen gleich geschätzt. Seine literarischen Werke waren: eine allgemeine Geschichte, die man mit Unrecht gewöhnlich eine Chronik nennt, von der Erschaffung der Welt bis zum Jahre 1146, in 7 Büchern. Jedes dieser Bücher schließt immer mit einer merkwürdigen Begebenheit, deren Eintheilung als Behandlung sowohl einen tiefdenkenden Geist verräth. Das erste Buch endet mit der Entstehung des römischen Reiches; das zweite mit Cäsar's Ermordung; das dritte mit Konstantin dem Großen und dem Siege des Christenthums über die Heiden; das vierte mit dem Untergange des abendländischen Kaiserthums; das fünfte mit der Theilung der carolingischen Monarchie; das sechste mit Heinrich IV., und das siebente mit der Revolution der Römer gegen Konrad III., indem sie die Verfassung der alten Römer wieder einführen wollten.

An diese sieben Bücher schließt er noch ein achtes: Von dem Ende der Welt, von der Auferstehung der Tod-

ten, u. s. w. So unzusammenhängend dies für den ersten Augenblick scheinen mag, so ist doch nach dem Plane, in welchem Otto schrieb, dieses achte Buch gleichsam der Schlußstein des ganzen Werkes. Er wollte ein großes welthistorisches Trauerspiel schreiben, in welchem oft der Unmuth (amaritudo animi, wie er sich ausdrückt) die Feder geführt haben mag. Das achte Buch sollte der letzte Act des Weltdrama seyn, in dem der Knoten gelöset wird und die rächende Nemesis als Vergelterinn auftritt. Sein Werk ist nicht nur reich an schönen Sentenzen, sondern auch an mahlerischen und ausgezeichneten Stellen.

Das zweite Werk, welches er schrieb, war die Geschichte Kaiser Friedrich's I. in zwei Büchern bis 1157, das ihm unter den deutschen Historikern des Mittelalters einen ehrenvollen Rang erwarb. Ein vorzügliches Verdienst ist, daß er interessante Urkunden vollständig liefert; denn seine Verwandtschaft mit dem Kaiserhause verschaffte ihm die genauesten und gründlichsten Nachrichten. Was ihn vorzüglich schätzenswerth macht, ist seine Unparteilichkeit. Aeneas Sylvius sagt: „Er habe die Pflicht der Verwandtschaft und der Wahrhaftigkeit so glücklich mit einander vereinigt, daß er keiner von beiden zu nahe getreten sey."

Papier.

Im zwölften Jahrhunderte wurden die Europäer durch die Araber mit dem Baumwollenpapiere bekannt.

Das älteste Papier, welches wir kennen, ist das Bast- oder Rindenpapier; denn schon zu Moses Zeiten schrieb man auf die innere dünne Haut der Bäume, welche unter der Rinde den Stamm umgibt. Später, als dieses, entstand erst das egyptische Papier, aus einem dort einheimischen Schilfrohre, Cyperus Papyrus. Dieses Gewächs erreicht eine Höhe von 9 oder 10 Schuh. Der Stängel ist dreieckig und so dick, daß man ihn mit der Hand umspannen kann. Der Theil des Halmes an der Wurzel läßt sich in dünne Häute oder Blätter ablösen, aus denen das Papier bereitet ward. Diese wurden in der Sonne getrocknet, nach den verschiedenen Papiergattungen sortirt, auf einer Tafel nach der Länge an einander gefügt, mit einer andern Querlage bedeckt, entweder mit Nilwasser oder einer Auflösung feinen Mehles in Wasser geleimt und gepreßt, dann durch Hammerschläge ausgedehnt und noch einmal geleimt und gepreßt; und zuletzt mit einem Zahne oder einer Muschel geglättet, um das Einziehen der Dinte zu verhindern. — Dieses Papier wurde auch von den Alten auf verschiedene Arten gefärbt, und war den Römern bereits unter Numa's Regierung bekannt. Für Alexandrien und Tyrus war es ein beträchtlicher Handelszweig, und selbst in Rom gab es reiche Papierhändler. In Frankreich wurde das egyptische Papier im 5. und 6. Jahrhunderte bekannt; Childebert I. und Chlodoväus der jüngere schrieben Urkunden darauf. Doch im zwölften Jahrhundert wurde der Gebrauch dieses

Papiers schon seltener, indem es das Baumwollenpapier verdrängte. — Für die Erfinder desselben werden die Sinesen gehalten. Es wurde Anfangs aus roher Baumwolle verfertigt, die man in einen Brei auflöste. Doch versuchten die christlichen Nachfolger der Mauren in Spanien, aus den Fasern baumwollener Lappen Papier zu verfertigen, und da später auch leinene damit gemischt wurden, so führte dies auf die Erfindung des Leinenpapiers. —

Zur Verfertigung des Papiers bediente man sich der verschiedenartigsten Stoffe. Die Sinesen machten Papier aus der zweiten Rinde des Bambusrohres, aus der Rinde des Maulbeerbaumes, aus Hanf-, Reis- und Kornstroh und aus Baumwolle. Auch bedienten sie sich des inneren Theiles der Seidencocons, aus denen sie das Seidenpapier verfertigten. Die Tibetaner machten Papier aus zerstoßenen zarten Baumrinden und aus den, die Wurzeln umgebenden Häuten. Die Hindostaner machen ihr Papier aus der Sonnenpflanze, oder aus Überresten von Stricken, Netzen, Packseilen, die aus der Sonnenpflanze gemacht werden. Die Indianer schreiben auf die Blätter des Kokosbaumes, Lantor. — Auch der äußere Theil der Wespennester ist eine Art von grauem Papiere. Die Wespen setzen selbe mittelst ihrer Beißzange und Füße aus gekauten faulenden Holzspänen zusammen, und ihr Speichel gibt ihnen Festigkeit. Dies gab Veranlassung, daß man auch aus Sägespänen Papier zu machen versuchte. So wurde auch das Stroh zu verschiedenen Papiergattungen verwendet, und im Jahre 1813 hat die Papierfabrik zu Rittersfeld, im Kreise ober dem Wiener-Walde, mehrere Versuche über die Erzeugung des Strohpapiers unternommen und ein ziemlich brauchbares

Strohpapier geliefert. — Auf die Verfertigung und Verbesserung desselben erhielt Georg Origone aus Genua, jetzt in Mailand, den 5. November 1821 ein 15jähriges Privilegium.

Hier wollen wir noch eine Erfindung bemerken, die von dem Engländer Joseph Bramah gemacht wurde, nämlich: Papierbogen ohne Ende, d. i. von beliebiger Länge und Breite, in Rollen zum Gebrauche auf Papier-Tapeten, zu erzeugen. Diese Erfindung ist gegenwärtig in mehreren Ländern eingeführt, und in London sollen schon an 50 solcher Fabriken bestehen. — Im österreichischen Staate begann dieser Industrie-Zweig erst seit 1819 Wurzel zu fassen. Der Eigenthümer der Franzensthaler Papier-Fabrik, Ludwig, Ritter von Peschier, und (der nun verstorbene Direktor derselben) Vincenz Sterz, erhielten im Jahre 1819 ein 10jähriges Privilegium auf eine Maschine zur Erzeugung des endlosen Papiers, und im Jahre 1821 ein zweytes 10jähriges Privilegium auf die Verbesserung derselben; 1825 hatte dieselbe schon die größte Vollkommenheit erreicht, und es waren bereits zwei solcher Maschinen aufgestellt. —

Unter die stärksten und wichtigsten Industrie-Zweige in der österreichischen Monarchie ist ohne Zweifel die Fabrikation der verschiedenen Papiergattungen zu rechnen. Besonders stark wird sie in Böhmen, Österreich und im lombardisch-venetianischen Königreiche betrieben; auch haben sich in der neueren Zeit die Papiermühlen in den übrigen Provinzen, Ungarn, Siebenbürgen, Galizien u. s. w., bedeutend vermehrt. Vor allen behauptet Böhmen sowohl in Hinsicht der Güte als auch der Menge des Papiers den Vorzug. Man zählt dort über 100 Papiermühlen und 600 Papiermacher. Vorzüglich ist das böhmische

Schreibpapier wegen seiner Haltbarkeit gesucht, die man einem besonderen Vortheile im Leimen zuschreibt. Nach Böhmen kommt das lombardisch-venetianische Königreich, das ebenfalls über 100 Papiermühlen zählt. In Österreich unter der Ens bestehen 9 k. k. privil. Papier-Fabriken — jene zu Klein-Neusidl ist eine der größten in der Monarchie — und 7 Papiermühlen, unter denen jene zu Rannersdorf und Leiben dem höchsten Aerarium gehören. In Österreich ob der Ens sind nur kleinere Papiermühlen.

Turniere.

Das Ritterzeitalter war bei den meisten Völkern der Übergang von der Barbarei zur Cultur. Daher ist es erklärbar, daß bei allen Einrichtungen und Gebräuchen wohl mildere und menschlichere Sitten hervorleuchten, im Grunde aber immer das Erbtheil des verflossenen Jahrhunderts sichtbar ist.

Die Turniere sind der erste Beweis. Es ist nicht zu verkennen, daß sie viel zur Erregung und Bildung des moralischen Gefühls, zur Anerkennung des Rechts bei Andern, zur Ausbildung körperlicher Tapferkeit beitragen haben; dafür haben sie auch unzählige Mordthaten, die dabei vorgefallen, und die gehässigsten Feindschaften und Befehdungen, die durch sie erregt worden sind, in ihrem Gefolge. —

Der Ursprung der Turniere ist im Dunkeln; sie scheinen jedoch in Frankreich früher als in Deutschland bekannt gewesen zu seyn, wo sie bloß eine regelmäßigere Form erhielten. Ihren Namen haben sie von dem alten celtischen Worte Dorna, d. i. streiten, kämpfen. — In

der Mitte des 12. Jahrhunderts wurde das Wort Turnier noch als ein ganz unbekanntes Wort angesehen. Um zu den Turnieren zugelassen zu werden, mußte man außer der ritterlichen Geburt auch einen untadelhaften Lebenswandel haben. Es bestanden deswegen eigene Turniergesetze, nach denen man sich aber nicht so strenge gerichtet haben mag. Sie wurden meistens bei Reichs- und Hoflagern, bei Vermählungen oder bey andern Feierlichkeiten angestellt, wo selbst Könige und Kaiser gegenwärtig waren. Ein Ehrenzeichen, aus der Hand einer schönen Dame, das man den Dank oder den Preis der Tapferkeit nannte, war die Belohnung für den Sieger. Die Waffen, deren man sich dabei bediente, waren Anfangs unbeschlagene Kolben und stumpfe Schwerter, womit man den Gegner vorzüglich des Schmuckes, der den Helm zierte, zu berauben suchte; dann gebrauchte man fast ausschließlich Lanzen und Speere. Man nannte diese Waffen stumpfe Waffen (armes courtoises, gracieuses). Später nahm man auch scharfe Waffen, und die Turniere wurden blutig und mörderisch. Auf einem Turniere zu Darmstadt (1408) verloren 16 Ritter das Leben, und in Modena, wo noch 1648 ein Turnier gehalten wurde, hat der General Montecuculi seinen besten Freund, den Grafen Manzani, mit der Lanze erstochen. Aus diesem Grunde, und wegen der ungemeinen Verschwendung, die oft dabei Statt hatte, hatten Könige, Päpste und Kirchenversammlungen dagegen viele Verbothe erlassen, die jedoch nichts fruchteten. Allein die Einführung des Schießpulvers, die in der Art Krieg zu führen eine wesentliche Veränderung hervorbrachte, die zunehmende Civilisation, und die traurigen Unglücksfälle, die sich in Frankreich bei den Turnieren ereigneten, machten diesen

unglücklichen Spielen ein Ende. — Heinrich der II. wurde nämlich im Jahre 1558 durch einen Splitter der Lanze, der ihm durch das Visier in das Auge fuhr, verwundet, und starb. — Zwei Jahre darauf kam Herzog Heinrich von Bourbon bei einem Turniere durch einen Fall vom Pferde ums Leben.

Wappen.

Um auf den entferntesten Ursprung der Wappen zu kommen, müßte man in die ältesten Zeiten zurückgehen. Schon im vierten Buche Moses wird den Kindern Israels befohlen, daß ein Jeder unter seinem Panier und Zeichen nach ihrer Väter Hause sich lagern sollte. Xenophon erzählt, daß die medischen Könige einen goldenen Adler auf ihren Schilden führten, und Tacitus schreibt von den alten Deutschen, daß sie ihre Schilde durch ausgezeichnete Farben unterschieden und in die Treffen gewisse Zeichen vorgetragen haben. Von dem Bemalen der Schilde bekamen die Gemälde den Namen Schildereien, so wie man auch die Maler in den alten Zeiten Schilderer nannte. Jedoch wollte man mit diesen Malereien keineswegs ein Unterscheidungszeichen zwischen Geschlechtern, Gemeinen oder auch Privat-Personen aufstellen; dieser Begriff entstand erst theils durch die Turniere, theils durch die Kreuzzüge, theils durch das Lehenwesen selbst. Um seine Turnierfähigkeit zu beweisen, mußte der Ritter den von seinen Ahnen geerbten Helm mit den Zierathen bei der Wappenschau aufstellen; um sich selbst wechselseitig von einander unterscheiden zu können, ließen sie, da sie ganz bewappnet waren, ihre Schilde mit Figuren bezeichnen. Die Zeichen auf dem Schilde führte gewöhnlich eine ganze Familie, und die verschiedenen Li-

nien derselben unterschieden sich durch die Verzierungen des Helmes; dadurch war der Grund zur Erblichkeit der Wappen gelegt.

Die Verschiedenheit der Zierathen auf dem Helme rührte entweder von willkürlich angenommenen Zeichen oder von den Geschenken her, womit die Damen ihre Ritter beehrten: als Theile vom Kopfputze, Armbänder, Schleifen oder Schnallen, nicht selten auch ganze Stücke ihrer Kleider, die sie im Enthusiasmus für den Helden zerrissen, womit er seinen Helm bedeckte.

Die Ritter, welche Kreuzzüge mitmachten, setzten ihre Wappen auf die Fahnen und Standarten, die sie mitnahmen; nach geendigtem Kreuzzuge ließen sie solche auf ihr Siegel stechen, auf ihre Schilder malen, und auf die Waffenröcke sticken. Zum Andenken an den Kreuzzug behielten sie auch das Kreuz bei, daher die verschiedenen Arten Kreuze in den Wappenschildern vorkommen. — Die Farbe der Schilder oder die Tincturen wurden zuerst durch Buchstaben ausgedrückt, dann wählte man dafür die Zeichen der sieben Planeten, und jetzt werden die Farben durch Puncte und Striche bezeichnet. So wird Gold durch feine Puncte, Silber durch weißen Grund, roth durch senkrechte Striche, blau durch horizontale, grün und purpur durch schräge, schwarz durch gegitterte Striche angedeutet.

Entstehung der Städte, und ihr Einfluß auf die Civilisation.

Der Grund der Städte wurde in Deutschland durch Heinrich I. gelegt, zur Zeit nämlich, als die Magyaren durch ihre Einfälle das Land verwüsteten. Um die

neuen Städte zu bevölkern, und den Bewohnern Liebe zum Stadtleben einzuflößen, mußte der neunte Mann vom Lande, unter Befreiung von-Königsdiensten und manchen andern Privilegien, in die Stadt ziehen. Dadurch wurde nun der erste Grund zum geselligen Leben gelegt, und um dies zu erhöhen, legte man daselbst auch Burgen an. Die Befehlshaber derselben hießen Burggrafen, und die Einwohner in ihren Ringmauern Bürger; mit der Zeit hießen auch jene Städtebewohner Bürger, wo sich keine Burgen befanden. Von dem Bürgerstande nun fing sich die erste Kultur zu verbreiten an. Ihre Wohnung, Kleidung und Nahrung mußte eine ganz neue Betriebsamkeit rege machen. Es entstand zwischen den Bewohnern eine Wechselwirkung, die früher im isolirten Zustande nicht Statt haben konnte. — Was wird nicht alles zur Aufführung eines Gebäudes erfordert? Wie viele Hände setzt nicht die Bekleidung eines einzigen Menschen in Bewegung? — Die Industrie fing an aufzuleben, und Handwerke, Manufacturen und Fabriken kamen in Schwung; der verfeinerte Geschmack verschaffte auch Künsten und Wissenschaften den Eingang. Bei der zunehmenden Bevölkerung mußte auf Ordnung und Sicherheit, und in Rücksicht der Lebensmittel auf Reinheit, Vorrath und Wohlfeilheit gesehen werden: es entstand die Polizei. Auf Erziehung und Bildung der Jugend war ein vorzügliches Augenmerk zu richten; dies legte den Grund zu Schulen, in denen auf feste Begründung und Verbreitung der Religion hingearbeitet werden konnte. Aus den Städten leitet sich auch ferner die Einführung einer bessern Justiz her. Sobald nämlich in den ältern Zeiten irgend eine Streitigkeit zu verwickelt war, so, daß der ungebildete und unwissende Rich-

ter nicht gleich einsah, auf wessen Seite die Wahrheit sey, überließ man die Entscheidung der unmittelbaren Dazwischenkunft Gottes, in dem festen Vertrauen, daß er sich der Unschuld annehmen und sie retten, und den Schuldigen aber strafen müsse. So entstanden die Ordalien oder Urtheile Gottes als Beweise der Unschuld. Nebst diesen hatten sie auch zur gerichtlichen Entscheidung den Zweikampf. Nach ihren rohen und sinnlichen Begriffen mußte der Stärkere, im Falle er Unrecht hatte, unterliegen, und der Schwächere siegen. Alle diese Merkmale bestandener Barbarei mußten in den Städten vertilgt, und die Entscheidung entstandener Streitigkeiten einem Richter übergeben werden, der im Stande war, durch Abwägung und Vergleichung der Umstände, durch Verhör der Zeugen und Würdigung ihrer Aussagen, Recht zu sprechen, und dies ohne Rücksicht der Person. Die verschiedenen Fälle, die bei Gericht vorkamen, forderten, um der Willkühr und Eigenmächtigkeit vorzubeugen und den Richter selbst sicher zu stellen, eine bestimmte Norm, nach der Recht oder Unrecht entschieden werden konnte: es entstand die Einführung geschriebener Gesetze.

Durch den Gemeingeist, der nicht nur alle Bürger einer Stadt, sondern auch insbesondere jene, die einen besonderen Erwerbszweig hatten, mit einander verband, entstanden die Zünfte, die durch ein gemeinsames Streben zur Vervollkommnung desselben manche Gewerbe und Künste auf einen hohen Grad der Vollkommenheit brachten, daß von andern Städten oder Ländern der Ankauf dieser Artikel oder der Austausch mit andern gesucht wurde; dies legte den Grund zum Handel.

Durch alle diese Einrichtungen hat sich Europa, als der ärmste und kleinste Welttheil, einen so bedeutenden Vorzug vor andern erworben. Der Europäer hat aus Wolle, Flachs, Hanf, Seide, Haaren; aus Steinen, Metallen, Pflanzen; aus Asche, Salz und Lumpen Wunderdinge hervorgebracht, die wieder zur Verfertigung anderer Wunderdinge führten. So wollen wir denn mit Dank auf jene Zeiten zurückblicken, und das Andenken jener Regenten segnen, die, durch Errichtung und Beschirmung der Städte, unser Vaterland der Barbarei entrissen.

Münzen.

In dem Privilegium, welches Kaiser Heinrich im Jahre 1104 dem Stifte St. Simeon zu Trier ertheilte, wird schon der Groschen Erwähnung gemacht. Sie haben ihren Nahmen von dem lateinischen Worte grossus (dick) erhalten, im Gegensatze der dünnen Blechmünzen.

Wenzel II., König von Böhmen, ließ 1296 Silbergroschen schlagen, die 1297 in Umlauf kamen. Sie waren Anfangs 15löthig, dann 14löthig und wurden mit der Zeit 9löthig; es gingen ihrer 60 auf eine Mark. Jeder wog über ½ Loth und betrug am Werthe 5 Groschen 4 Pfennige Konventions-Münze.

Die ersten Dukaten — von Ducatus, Herzogthum, — wurden in Italien im Jahre 1140 geprägt, waren aber erst 1280 bei den Venetianern gebräuchlich. Im Jahre 1354 ließ Gerlach, Erzbischof von Mainz, Dukaten schlagen.

Völkerkunde.

Gemälde aus Brasilien.

(Schluß.)

Die Weißen.

Die Zahl der Weißen machen entweder Europäer oder Brasilianer, doch unter den ersteren nicht die Portugiesen allein, aus; man findet darunter auch Deutsche, Irländer, Engländer, Franzosen, Italiener u. s. w., wie sie Handel und Industrie zusammengeführt hat. Man erräth leicht, daß die Portugiesen, als die Mehrzahl, im Besitze der höchsten Kirchenämter, so wie der vornehmsten Civil- und Militär-Stellen sind, und daß es viel reiche und angesehene Kaufleute unter ihnen gibt. Die Brasilianer sind meistens Pflanzer, Eigenthümer von Bergwerken und andern Besitzungen, Rheder, Juweliere, Schiffs-Capitäne, Kaufleute, u. s. w.; auch bilden sie die Mehrzahl der mittleren und minderen Geistlichkeit. Im Allgemeinen haben die Brasilianer Talent und Geist. Es liegt etwas Freies und Unternehmendes in ihrem Charakter, das an das Kühne und Abenteuerliche grenzt. Stolz und empfindlich, werden sie leicht gereizt, vergessen aber auch eben so schnell. Unter den übrigen, in Brasilien lebenden Weißen dürften die

Irländer und Engländer die zahlreichsten seyn; jene sind meistens Handwerker in Hafenstädten; diese beschäftigen sich mit dem Handel, der Schifffahrt und der Wundarzneikunde. Nach ihnen kommen die Franzosen und Italiener; jene als Künstler, diese als Ärzte und Gastwirthe, dann folgen die Deutschen, von denen die Meisten in den Eisenwerken beschäftiget sind. Was sich von Holländern, Schweden u. s. w. in Brasilien befindet, gehört dem Handelsstande an.

Der neue Pflanzer.

Hat ein neuer Pflanzer einen Theil des vielen ungebauten Landes sich ausersehen, so gibt er bei dem Statthalter die Bittschrift ein. Gewöhnlich überläßt man ihm Eine bis anderthalb Quadrat-Legua, zuweilen auch mehr, wofür er nur die Ausfertigung bezahlt. Nun versieht er sich mit den nöthigen Negern, Geräthschaften, Maulthieren und Lebensmitteln, und nimmt von seinem Grundstücke Besitz, das in der Regel aus lauter Waldung besteht. Das erste ist dann die Einrichtung von Hütten, die auf vier Pfählen stehen; hierauf geht es an die Ausrottung der Bäume nach Verhältniß des möglichen Anbaues. Ist nun der Boden rein, so wird ein Theil desselben aufgehackt, und mit Mais, Bohnen und andern Hülsenfrüchten belegt; ein anderer Theil hingegen sorgfältiger umgegraben, und zum Maniok bestimmt. So ist für den Unterhalt der ganzen Familie gesorgt. Jetzt erst denkt er an den Zucker-, Kaffee-, Baumwollen- und Indigo-Bau. Zu gleicher Zeit errichtet er Wohnungen, und fängt seinen Kreis nach Möglichkeit zu erweitern an.

Der junge Pflanzer.

Koster's Tagebuch gibt folgendes Bild von dem Leben eines jungen Pflanzers, der sich diesem Geschäfte erst zu widmen anfängt. Mein Haus — sind seine Worte — war ein langes niedriges Gebäude von Fachwerk, und bestand aus einem Hauptzimmer, zwei kleinern Zimmern, einer Küche und Vorrathskammer. Im Hauptzimmer machten ein Koffer mit Büchern, eine große Kiste zur Aufbewahrung des wöchentlichen Bedarfes von Farinha und Bohnen, ein ungeheurer Wasserkrug mit dem Schöpflöffel darüber, endlich ein Paar Stühle und Tische die ganze Meublirung aus. Das Eine von den kleineren Zimmern war mit einer Hängematte, das andere mit einem Bette versehen. Jeden Morgen um 6 Uhr trat ich vor meine Hausthür, um die Neger zur Arbeit gehen zu sehen. Dies ist nothwendig, damit der Feitor — Sclavenaufseher — seine Schuldigkeit thut, und kein Neger zurückbleibt. Sie scheuen nämlich die Morgenluft außerordentlich, selbst wenn man ihnen erlaubt, ihre Decken umzuthun. Dann untersuchte ich die Pflanzungs-Gebäude u. s. w., bis um 8 Uhr die Zeit zum Frühstücken kam, wo mir gewöhnlich Thee, Kaffee, Eier, gebackene Fische und Wildpret, nebst Madera oder Kapwein, aufgesetzt wurde; dann nahm ich meine Bücher vor, und ritt zuletzt auf die Felder hinaus. Um nämlich den Feitor in Athem zu erhalten, muß das Auge des Pflanzers überall seyn. Um 2 Uhr Mittagsessen, Bananen, frischer Seefisch, wildes Geflügel, junge Cocosnüsse und alter Portwein; dann die Mittagsruhe, alles zusammen bis 3 Uhr. Hierauf eine Stunde für allerhand laufende Geschäfte, dann abermals

auf das Feld, wo ich bis gegen halb sechs blieb. Jetzt läutete man das Ave Maria. Die Neger kehrten von der Arbeit zurück, wenige Minuten, und es war völlig Nacht. Ich beschäftigte mich nun mit Lesen, oder hatte Gesellschaft, bis es Zeit zum Abendessen war, welches nur aus Früchten und etwas Wein bestand, worauf ich noch einige Cigaren rauchte, und gegen eilf Uhr zu Bette ging. So einförmig im Grunde mein Leben war, so erhielt es dennoch von Zeit zu Zeit einige Abwechslung. Die Besuche von benachbarten Pflanzern, kleine Reisen, die Vorfälle unter den Negern selbst, von ihren Festen an bis zu ihren Diebereien hinab, es gab immer einige Veränderung. Besonders beschäftigte mich und meine Leute die Erbauung einer neuen Zuckermühle. Jedes neue Gebäude dieser Art muß förmlich vom Kaplan eingeweiht werden, ehe ein Neger darin zu arbeiten pflegt. Die Unterlassung dieser Feierlichkeit, zieht, wie sie glauben, unzählige Unglücksfälle nach sich. Als daher Alles fertig war, hatte die Einweihung auf folgende Art Statt:

Wir zogen in Prozession nach der Mühle, wo uns der Aufseher, Siedmeister, u. s. w. an der Thür empfing. Auf dem Brete vor den Cylindern stand ein Kruzifix mit zwei Wachskerzen, und auf jeder Seite ein Neger mit einem Rohrbüschel in der Hand. Jetzt trat der Kaplan hervor, las mehrere Gebete ab, und besprengte bald die Mühle, bald die Umstehenden aus dem Weihkessel. Die nämliche Ceremonie geschah im Siedhause u. s. w. Zuletzt nahmen der Kaplan und ich ein Rohr in die Hand, um es zwischen die Cylinder zu thun, was das Zeichen zum Öffnen der Schleuse war. Augenblicklich kam das ganze Werk in Bewegung, die Neger versahen es mit neuem Rohre, und die Einweihung war geschе-

hen, Mittags gab es ein großes Gastmal, und Abends für die Neger Musik und Tanz.

Brasilianische Postbothen.

Um die Verbindung mit dem Innern dieses ungeheuren Landes zu erhalten, sind in allen Kapitanias eigene Postbothen angestellt. Diese pflegen fast durchgehends Caboclos, getaufte Indianer, zu seyn. Wirklich eignen sie sich bei ihrer Abhärtung und ihrer Vorliebe für diese Lebensart ganz besonders dazu. Ein solcher Postbothe legt Tag für Tag, ja sechs, acht, und zehn Wochen lang, seine sechs bis sieben Stunden zurück; dabei hat er seinen ledernen Briefbeutel, seine Büchse u. s. w. zu tragen, hält aber immer gleichmäßigen ruhigen Schritt. Diese Postbothen haben sich übrigens bei ihren Landsleuten vieler Achtung und großer Gastfreundschaft zu erfreuen.

Die wandernden Priester.

Fünf, sechs und noch mehrere Tagreisen von einander entfernt, leben einzelne Familien auf unermeßlichen Ebenen zerstreut; um ihrentwillen durchreisen fromme Priester diese Gegenden, damit sich auch der Ärmste wenigstens ein Mal im Jahre der kirchlichen Wohlthaten zu erfreuen haben mag. Der Priester, versehen mit der nöthigen Erlaubniß, hat zwei Pferde, eines für sich, und eines für die heiligen Gefäße und sonstigen Geräthschaften; ein Knabe, der ihm zugleich bei den religiösen Verrichtungen dient, folgt zu Fuße nach. Wo nun Messen verlangt werden, oder Kinder zu taufen sind, oder sonst eine kirchliche Function nöthig ist, findet ein kürzerer oder längerer Aufenthalt Statt. Der Priester wird in Geld oder Lebensmit-

teln bezahlt. Seine Ankunft ist ein Fest, sein Besuch eine Familien-Merkwürdigkeit; jeder nimmt ihn nach Kräften auf.

Feste.

Wie in allen reinkatholischen Ländern, so ist auch in Brasilien das Kirchliche auf das innigste mit dem Leben verknüpft. Am Palmsonntage hat in allen Hauptkirchen ein feierliches Hochamt Statt. Nach Endigung desselben werden die geweihten, weißen, zwei Fuß langen, mit Papierschnitzeln verzierten Cacao-Zweige vertheilt. Man betrachtet sie als Amulete und hebt sie daher sehr sorgfältig auf. Unter den zahlreichen Processionen der Charwoche heben wir besonders die des Judas Iscarioth aus. Dieser wird im Bildniß durch die Straßen geschleift, dabei wüthend gemißhandelt, hierauf gehangen, und zuletzt verbrannt. Die ganze Execution geschieht unter einem furchtbaren Geschrei. Am grünen Donnerstage wimmeln die Straßen von Menschen, und gegen ihre Gewohnheit sind auch die Frauen der höhern Stände zu Fuß. Sie tragen farbige Seidenzeuge, und sind um die Wette geputzt. Wohin man blickt, nichts als goldene Ketten, Perlenschnüre und Diamanten im Überflusse; so spatzieren sie durch die ganze Stadt. Die Kirchen selbst sind auf das prächtigste geschmückt, und strahlen im blendenden Lichterglanze; besonders erscheint der Hochaltar als ein Flammenmeer. Am Charfreitage dagegen ist Alles Ernst und Trauer. Altäre und Kanzeln sind schwarz behangen, alle Frauen erscheinen schwarz gekleidet; nirgends erschallt ein Glockenton. An diesem Tage wird die Kreuzabnehmung sinnlich dargestellt. Ein ungeheurer Vorhang hängt vor einer Kapelle. Bei passenden

Worten des Predigers fliegt der Vorhang auf, und es zeigt sich ein großes, ganz nach der Natur gearbeitetes Kruciﬁx, umgeben von einer sehr gut geordneten und einen rührenden Eindruck machenden Gruppe lebender Personen. Dann wird nach den Ausrufungen des Predigers in gewissen Zwischenräumen und unter Begleitung einer sanften Trauermusik der Leichnam vom Kreuze herabgenommen, und der fromme Act mit der Salbung und Grablegung geschlossen. Während dieser Trauerfeierlichkeit ist die Versammlung in tiefes Gefühl versunken. — Die feierlichste Prozession des ganzen Jahres findet am Frohnleichnamsfeste Statt, bei welcher besonders das Bildniß des Schutzpatrons von Portugal, der heil. Georg zu Pferde, der ganz mit Diamanten bedeckt erscheint, sich auszeichnet.

Zur Feier des Festes Mariä Empfängniß biethet man in Brasilien alles nur Mögliche auf. Das Fest beginnt mit einem prächtigen Hochamte, worauf ein feierlicher Wallgang, eine große brasilianische Mahlzeit, Nachmittags Karten- und Puppenspiel, endlich Abends eine allgemeine, jedoch sehr einfach veranstaltete Beleuchtung folgt, dabey beständiges Schießen, beständiges Jubeln, je größer das Fest, desto ärger der Lärm; an einem andern Abende tritt ein Stegreifdichter auf, welcher zur Verherrlichung des Festes Stanzen rezitirt. So wie er endigt, beginnt mit rauschender Musik das Schauspiel. Das Theater ist indessen nichts, als ein drey Fuß hohes Bretergerüste, das an den vier Ecken durch Pechkränze erleuchtet wird. Nach Gesang und Tanz kommt ein durch verdeckte Räder in Bewegung gesetztes Schiff mit vollen Segeln daher, und legt hart bey der Bühne an. Bald darauf treten die spielenden Personen auf. Diese sind: Der Schiffs-Capitän,

sein Lieutenant, Steuermann, Schiffskaplan, Bootsmann, Bocksjunge, Deckschrubber, der das Verdeck reinigen muß, und der Teufel als Matrose verkappt. Alle diese Volksstücke drehen sich um denselben Inhalt herum.

Ein Schiff nämlich hat Anfangs eine glückliche Reise gehabt, leidet aber zuletzt von Wind und Wetter außerordentlich. Die Ursache davon ist der Teufel, der sich in Matrosengestalt unter die Mannschaft eingeschlichen hat. Mit vieler Mühe wird er endlich erkannt, und über Bord geworfen, worauf der Sturm aufhört, und das Schiff den Hafen erreicht. Dies der allgemeine Inhalt, der aber durch die extemporisirenden Schauspieler mannigfaltig gewürzt und ausgeschmückt werden kann. Die Leute, die diese Stücke vorstellen, sind keine Schauspieler von Profession, sondern Krämer u. s. w., die bey allen solchen Festen zugleich ihrem Erwerbe nachgehen. Sie werden kost- und wohnungsfrey gehalten, spielen aber umsonst. Es ist ein sonderbarer Anblick, mehrere hundert, ja tausend Menschen vor einer solchen Bühne versammelt zu sehen. Rings umher finstere Nacht, Himmel und Erde in Ruhe versenkt, aber mitten darin ein glänzender Lichtpunct voll Leben und Regsamkeit. . . .

Der Intrudo.

Der Intrudo, ein Fastnachtsspaß, soll nur am Fastnachts-Montage oder Dinstage Statt haben; häufig aber fängt er schon die Woche vorher an. Dabey wirft und begießt man sich nach Herzenslust. Eigentlich soll nur Puder und Wasser gelten; allein man nimmt Alles, was einem unter die Hände kommt, und nicht verwundet. Wo

es recht arg hergeht, werden sogar Handspritzen gebraucht, auch wohl die Töpfe und Pfannen aus der Küche geholt, damit es rechte Schnurbärte gibt. In andern Zirkeln pflegt man feiner zu Werke zu gehen. Man wirft sich nämlich mit leichten, hohlen Wachsfrüchten, wovon jede drei bis vier Unzen wohlriechendes Wasser hält. Das Bewerfen ist indessen nur den Damen erlaubt. Männer werfen sich nie damit. Je mehr ein Herr beschossen wird, desto vorgezogener scheint er zu seyn. Die Verfertigung dieser Wachsfrüchte gibt mehreren hundert Personen Verdienst.

An den Küstenstrichen von Pernambuco findet am Fastnachts-Montage noch eine andere Feierlichkeit, nämlich die Taufe des sogenannten Mohrenkönig's, Statt. Zu diesem Ende theilen sich die Küstenbewohner in zwei Parteien, nämlich in Christen und Mohren, ab, und geben alle ihre Jangadas und Canots her. Hierauf wird im Meere über die Fluth auf hohen Pfählen eine Bühne errichtet, welche die mohrische Festung vorstellt. Am Strande selbst werden rechts und links in einer gewissen Entfernung zwei hohe, reich verzierte Throne erbaut. Die Trompeten ertönen, das Schauspiel beginnt. Plötzlich zeigt sich rechts der König der Christen, links der Mohrenkönig auf seinem Throne, beide von zahlreichem Hofstaate umgeben. Der König der Christen schickt nun einen seiner Offiziere als Courier an seinen Nachbar mit der Aufforderung zur Taufe ab. Der Offizier wird zornig abgewiesen; der Courierwechsel dauert noch fort, da jedoch der Mohrenkönig auf seiner Weigerung beharret, so wird ihm der Krieg erklärt. Die Heere stellen sich auf; die Jangadas und Canots ordnen sich; und es gilt vor allen die Eroberung der mohrischen Festung, von welcher beim dritten Sturme die Christen Meister werden. Allein die feindliche Besatzung schifft

sich ein, erreicht die Küste, und vereinigt sich mit der mohrischen Hauptarmee. Kaum werden dies die Christen inne, so verändern sie ihren Plan. Die Festung bleibt besetzt, aber alle Jangadas und Canots nähern sich wieder dem Ufer, und decken den rechten Flügel des christlichen Heeres. Die Mohren werden endlich umringt, entwaffnet, und zu Gefangenen gemacht. Jetzt folgt das Beste nach. Der Mohrenkönig wird nämlich etwas unsanft von seinem Throne herunter geholt, und, Trotz seiner Widerspänstigkeit, mit Strömen von Wasser getauft. Ein tüchtiges Abendessen besiegelt den Frieden, wobei Christen und Mohren mit einander nach Herzenslust trinken. Dieses Fest zieht jedesmal eine außerordentliche Menge Menschen herbei, und veranlaßt einen sehr bedeutenden Umsatz.

Gesellschaftliche Verhältnisse.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse in Rio Janeiro sind etwas eingeschränkt; das Theater, meistens Oper, und die gewöhnlichen Abendgesellschaften, Spiel, Tanz und Musik machen die Grundlage derselben aus. Überdies hat man einen öffentlichen Spaziergang in der Nähe des Strandes, der mit schönen Terrassen, Baumgängen, Jasminlauben u. s. w. versehen ist. Hier fehlt es keinen Abend bis tief in die Nacht hinein an Gesellschaft: die Frauenzimmer der höheren Classen zeichnen sich durch eben so viel Reitze als Anmuth aus; die Feinheit ihrer Formen, die Lieblichkeit ihrer Züge, das Feuer ihrer Augen, die Schönheit ihrer Zähne und die Zartheit ihrer Haut sind wirklich bewunderungswerth. Ihr Blick, besonders beim Tanze, ist wahrhaft bezaubernd; dabei haben sie im Umgange eine Lebendigkeit, Offenheit und Freundlichkeit, die Alles hinreißt. Ihr Kopfputz hat etwas Eigenthümliches, was ganz zu

ihren feinen Gesichtern paßt. Das Haar ist nämlich vorn glatt von der Stirn zurückgelegt, und auf's zierlichste mit künstlichen oder natürlichen Blumen besteckt. Hinten hängt das Haar in mehreren, mit bunten Bändern durchwirkten Flechten herab, die in Rosen ausgehen. Bei vollem Putze werden diese Flechten eben so leicht als künstlich aufgescheitelt, und mit Perlen und Diamanten verziert. Die übrige Tracht ist völlig englisch; der häusliche Anzug äußerst niedlich. Röcke und Leibchen vom feinsten Musselin. Frauenzimmer von diesen Klassen pflegen selten zu Fuß zu gehen. In der Regel bedienen sie sich zierlicher, hinten ausgeschweifter, vorn mit einer Fußlehne, oben mit einem Himmel, und rings herum mit Vorhängen versehener Tragsessel, die man mit einer Art kleinen Fürstenthrones vergleichen kann. Die Vorhänge werden nach Belieben aufgeschlagen oder zugezogen, und sind meistens von carmoisinrothem Taffet, reich mit Goldfransen besetzt. Die Männer der höheren Klassen scheinen im Allgemeinen wohl gebildet und unterrichtet zu seyn. Sie kleiden sich ebenfalls nach englischer Art. Junge Männer, die gern Guitarre spielen, lassen sich an einigen Fingern der rechten Hand die Nägel wachsen; daher der Mißverstand, als ob dies ein Zeichen des hohen Standes sei. Übrigens wird Jagd und Spiel leidenschaftlich geliebt.

Belohnter Edelmuth.

Ein reicher Sertanejo hatte einem Mulatten-Sclaven einen Theil seiner Herde anvertraut. Der Sclave benutzte dies, um zu entlaufen; man hörte nichts mehr von ihm. Viele Jahre vergingen. Der Sertanejo erlitt durch Viehseuchen große Verluste, und ward endlich ein armer Mann. Er mußte seine Pflanzung verkaufen, und machte sich auf

den Weg nach Pernambuco, wo sein Bruder ein wohlhabender Krämer war.. Eines Abends langte er bei einer neuen großen Besitzung an. Der Eigenthümer stand vor dem Hause, mehrere hundert der schönsten Ochsen wurden auf seinen Befehl in eine Einzäumung gebracht; sie waren zum Verkaufe bestimmt. Der Sertanejo trat näher, betrachtete den Eigenthümer genauer, und erkannte in ihm den Sclaven, der ihm entlaufen war. Er redete ihn an, doch ohne ihn zu beschämen, und bemerkte, daß dies der Mulatte zu schätzen verstand. „Ein Wort unter vier Augen," — hieß es, und sie traten ins nächste Gemach. „Vergib Herr!" rief er, „fünf hundert meiner schönsten Ochsen sollen mein Lösegeld seyn! Aber für deine Schonung und dein Schweigen belohne dich Gott! Ich kann es nicht. Hättest du mich verrathen, du hättest es mit dem Leben bezahlt! Jetzt schreibe mir einen Freiheitsbrief von jenem Jahre, und nimm noch fünf und zwanzig Vollhengste an!" Der Sertanejo erfüllte seinen Wunsch, und sammelte sich ein neues Vermögen.

Sammlung des Interessantesten und Wichtigsten älterer und neuerer Zeit.

Heilbäder, Mineral-Quellen und Gesundbrunnen des österreichischen Kaiserstaates.

Hier im Felsen verborgen erquickt die Nymphe des Heilquells;
Lern', o Mensch, so geben, und so den Geber verbergen.

Haug.

Einleitung.

In den ältesten Zeiten erscheint das Baden als eine Anordnung, die von den Völkern als höchst nothwendig und heilsam anerkannt worden ist. Mehrere Gesetzgeber machten das Baden zu einer religiösen Handlung. — Die ältesten und natürlichsten Bäder waren die Fluß- und Seebäder; doch waren auch schon warme Bäder im Gebrauche. Die Schwitzbäder (Dampfbäder) waren mit aller Bequemlichkeit versehen und oft mit großer Pracht aufgeführt; in diesen wurde der Badende nicht selten mit Öhl gesalbt; bei den Sandbädern hingegen mit Sand bestreut, und dann der Sonne ausgesetzt. — Nach Plinius, dem ältern, bedienten sich die Römer in den ersten 6 Jahrhunderten nach Erbauung Roms allein der Bäder statt der Arzneien, und die Sterblichkeit soll doch nie größer gewesen seyn, als nach der Ankunft der grie-

chischen Ärzte. — Das erste Prachtbad entstand durch den Selinus zu Thermä in Sicilien, von welchem Ort diese Art Bäder, die noch in ihren Trümmern unsere Bewunderung als Meisterstücke römischer Architectur hervorrufen, den Namen Thermen hatten. Sie vereinigten eine Pracht und Üppigkeit, die alle Vorstellung übersteigt, und waren mit Kunstwerken und Bibliotheken geschmückt. Man konnte in denselben warm oder kalt zu jeder Jahrszeit baden. Auch der Mineral-Bäder bedienten sich die Römer besonders zu Bajä im Myrthenwäldchen, und zu Cumä, dann des Trinkbrunnens zu Cutilia im Sabinischen. Die Quellen in den Leucogäischen Bergen, die Albulae aquae bei Rom, die Bubenquellen bei Synuessa waren gegen Wunden und Augenkrankheiten, die auf der Insel Arenaria bei Tranum Sidikum, bei Stabiä, bei Venafrum, gegen den Stein. — Die Römer brachten auch die künstlichen Bäder nach Gallien und Deutschland. Die alten Deutschen badeten in den Flüssen; — auch ihre Kinder, wie sie zur Welt kamen, wurden darin gebadet; — dann hatte man Aussatz- und Sündenbäder (Seelenbäder). Durch die Kreuzfahrer nahmen die in Klöstern und Hospitälern errichteten Badestuben immer mehr zu, in welch letzteren wohl nach der Hand sehr viel Unfug, mag getrieben worden seyn, weil sie Kaiser Wenzel im 15. Jahrhunderte zünftig und ehrlich machte; und, da durch diese Bäder so viele ansteckende Krankheiten verbreitet wurden, so fing man wieder allmählich an, mehr in Flüssen zu baden, auch sich der Mineral-Quellen sowohl zum Baden als zum Trinken zu bedienen. — Die künstlichen Bäder sind unter den Russen in Europa von jeher am gewöhnlichsten gewesen. Man findet in jedem

Dorfe Badanstalten als Volksbedürfniß. — Ein russisches Bad besteht aus einem, aus Holz erbauten Saale, in welchem ein großer, metallener Ofen aufgeschüttete Kiesel glühend macht. Rings umher sind breite Bänke angebracht; die Atmosphäre wird immer glühender, man entkleidet sich halb oder ganz, je nachdem man es auszuhalten vermag, und legt sich auf die Bänke. Nun wird kaltes Wasser auf die glühenden Kiesel gegossen, wodurch ein solcher heißer Dampf entsteht, daß er bald dem Badenden Ströme von Schweiß auspreßt. Von 5 zu 5 Minuten wird wieder neues Wasser aufgegossen, wodurch im Dampfe das Thermometer auf 40—45° steigt.

Nach dem Genusse dieses Schweißbades läßt sich der Russe wohl oft auch noch mit eingeweichten Birkenruthen peitschen, und mit Seife reiben, darauf mit lauem und dann kaltem Wasser begießen; er springt auch wohl gar in einen Teich oder Fluß, oder wälzt sich im Schnee, und trinkt dann einige Gläser Branntwein darauf. Der vornehme Russe genießt ein Getränk von englischem Bier, Wein, geröstetem Brote, Zucker und Citronen, und ruht dann gemächlich auf einem Bette aus. — Die Türken baden ebenfalls häufig, bedienen sich der warmen und auch der trockenen Bäder der Alten. — Fußbäder gehören jetzt nicht nur zu den Einrichtungen einer jeden Bildungsanstalt, sondern machen auch einen Theil der polizeilichen Anstalten in allen wohleingerichteten Staaten aus. Seewasser ward im Alterthume nicht nur zum Baden, sondern auch zum Trinken benutzt; gegen Ende des vorigen Jahrhunderts errichtete man auch in Deutschland an mehreren Plätzen der Ost- und Nordsee, wie Doberan, Norderney ꝛc., dergleichen Anstalten. Das Seebad ist vorzüglich wirksam in Nerven- und Haut-

krankheiten, Gicht, Rheumatismen, Lymph- und Drüsenkrankheiten, Skropheln.

Das Tropfbad (Douche), eine Anstalt, bei welcher das warme oder kalte Wasser, auch Öhl, von einer gewissen Höhe auf die leidenden Theile tropfenweise herabfällt, wird bei den allerbedenklichsten Krankheiten als Heilmittel angewendet. Schon Hippokrates empfahl es besonders. Zuerst fand man diese Bäder in Italien, im 17. Jahrhundert bediente man sich ihrer in Frankreich, und im Anfange des 18. Jahrhunderts wurden sie auch schon in Deutschland gebraucht. — Das Spritzbad unterscheidet sich vom vorigen durch die Menge kleiner Tröpfchen, welche aus einem, an das Ende der Tropfröhre angeschraubten, blechernen Gefäße, ähnlich dem einer Gießkanne, auf den kranken Theil herabfallen. Dieses Bad wirkt sanfter als das Tropfbad. — Diesem ähnlich ist das Regenbad *).

Die Salz-Soolbäder, welche Reil und Tolberg einführten, (siehe in der Folge Ischl), sind treffliche Mittel bei Lähmungen, Hautkrankheiten, hart-

*) Die Staubregen-Bäder, welche in der neuesten Zeit Rudolph Walz in Wien erfand, sind schrankartig geformt und von innen mit 2 Kästen und andern Bade-Requisiten versehen. Beim Gebrauche wird die Thür des Schrankes, welcher der Breite nach geöffnet wird, gegen die Erde gelegt, und bildet so eine Bank für den Badenden. Einer der gedachten zwei (blechernen) Kästen wird mit Wasser gefüllt, und gießt dasselbe durch eine besondere Vorrichtung gleich einem Regen über den Badenden aus. Mit 16 Maß Wasser kann man 30 Minuten lang baden, und zwar hergestalt, daß dasselbe Wasser nur einmal den Körper berührt.

näckiger Gicht und Rheumatismen ꝛc. — Die Schlammbäder, auch schon bei den Alten üblich, — zu Padua, beim Teiche Bethesda, bei Locka in Schweden, zu St. Amand, Boreges und Plombieres in Frankreich häufig im Gebrauche — fanden erst spät in Deutschland Eingang. Der Kranke setzt sich in einen erwärmten Schlamm, und nimmt hintendrein ein Reinigungsbad; sie sind für Verhärtungen, Beinfraß, chronische Rheumatismen, Gicht und Contracturen. — Die Dampfbäder waren schon 1300 Jahre vor Christi Geburt bekannt. Bei diesen wird in einem verschlossenen Zimmer das Wasser in Dämpfe aufgelöset, und der Kranke entweder im bloßen Hemde in die Mitte des Zimmers gesetzt, oder der Dampf durch Röhren nach den leidenden Theilen des Körpers geführt, wodurch die Haut erweicht, die Schweißlöcher geöffnet, und die bedeutendsten Übel, als: Lähmungen und Steifigkeiten, Glieder- und Gelenkschmerzen, Gelenkgeschwülste ꝛc, geheilt werden. Die Alten wendeten auch Dämpfe vegetabilischer Substanzen an. — Bei den Gasbädern wird das kohlensaure Gas, welches 2 bis 3 Schuh hoch über manchen Quellen schwebt, mittelst darüber angebrachter Gebäude gesammelt und durch Röhren in eine Wanne geleitet, in welche sich der Badende bis zur Hälfte des Körpers oder, nach Umständen, bis zur Schulter setzt. Die Wanne wird mittelst eines Deckels und um den Körper gelegter Tücher geschlossen, und das darin angehäufte Gas theilt eine solche Hitze mit, daß man in heißem Wasser zu sitzen meint. (Bei der Beschreibung von Marienbad wird in der Folge mehr von diesen Bädern erwähnt werden.)

Unter den künstlich zubereiteten Bädern verdienen vorzüglich Erwähnung. Die Schlackenbäder, beson-

ders in Schmelzwerken üblich. Sie werden durch Ablöschung des Rohschlacken mittelst kalten Wassers hergestellt. — Die Eisen-Granulir-Bäder sind noch stärkender; das geschmolzene glühende Eisen wird in einen Wasserkasten geleitet, in welchem Wasser ab- und zugelassen werden kann. Einige Arbeiter zertheilen während des Flusses das Eisen durch eiserne Krallen, daß es in Körner aus einander geht. Beide Bäder zeigen ihre Wirksamkeit bei Gicht, Lähmung, Gliederreißen, Nervenschwäche, Skropheln, Eitererzeugung im Blute, Schwindung der Glieder ꝛc. — Bei den Erdbädern, wie z. B. in Granada, Indien u. s. w., werden die Kranken bis an den Hals eingescharrt; sie sind erweichend, auflösend und stärkend, geben innerlich und äußerlich oft schnelle Hilfe bei Lähmungen, Gicht, Rheumatismen, Hautschärfen, Geschwüren, allgemeiner Schwäche. — Von ähnlicher Wirkung sind in Sandgegenden die Sandbäder. — Die Sonnenbäder hielten Griechen und Römer sehr hoch, benutzten sie nach Ermüdung aller Art, bei Fußgeschwülsten, Wassersuchten, Kopfweh, allzu großer Fettheit ꝛc.

Am kräftigsten und wunderbarsten wirken unter den Wasserbädern die von Mineral-Wässern, solche nämlich, die durch ihre große Menge von kohlenstoffsaurem Gas, von Metallen, Salzen und Erde sich auszeichnen. Sie sind entweder kalt oder warm. Der Grund ihrer Zusammensetzung ist allein im Innern der Erde zu suchen. Sie entspringen entweder in Torflagen, oder in Flötz-, Übergangs- und Urgebirgen, in Kalk- und Steinkohlengebirgen, im Granit und Thonschiefer ꝛc., aus welchen das Wasser so viele salzige, erdige und metallische Theile auflöset. — Die Mineral-Quellen sind, obschon auf der Erde sehr weit verbreitet, doch in den meisten Ländern nur

wenig benutzt. In Schweden nimmt man auf 360 Mineral-Quellen an; Ungarn hat gegen 240; Deutschland und die Schweiz haben davon einen außerordentlichen Reichthum, besonders Böhmen, Schlesien, die Gegenden des Rheins und der Weser; Böhmen allein weiset 98 bekannte Mineral-Quellen auf.

Der österreichische Kaiserstaat steht sowohl an Menge, als an Güte der Gesundbrunnen und Bäder jedem andern Staate in der Welt vor, und die Zahl derselben dürfte leicht über anderthalb Tausend betragen. Hier ist Sauerwasser, Stahlwasser, Bitterwasser, Schwefelwasser, Cementwasser ꝛc. von seltener Güte und in reichlicher Menge anzutreffen. — Wir wollen die heilsamsten und besuchtesten angeben, und zwar beginnen mit jenen in

Österreich unter der Ens.

Baden,

drei Stunden von Wien, eine hochgefeierte Stadt Österreichs, ein Sammelplatz nicht bloß Kranker, sondern auch ein Vereinigungsort heiterer, das Leben liebender und genießender Menschen, ein Ziel bei Spazierfahrten, ein Lieblingsaufenthalt der Wiener zu Tausenden!

Badens Entstehung reicht in die Zeiten des grauesten Alterthums hinauf. Die Römer hatten hier bereits Bäder angelegt, nach welchen eine besondere Römerstraße führte, folglich muß auch die Gegend um die Quellen gewiß bewohnt gewesen seyn. Im Jahre 1767 fand man bei Abtragung des den Einsturz drohenden Felsengewölbes am Hauptursprunge einen römischen Denkstein, auf dem aber nur noch mehr das Wort aquae erkenntlich war. Im Jahre 1769 fand man die Ruinen eines römischen Dunst-

bades; 1792, bei Anlegung des Parkes, uralte Grundfesten gewaltiger Gebäude. Die Ziegel trugen das Meisterzeichen der XIV. und X. Legion. — Von der Völkerwanderung bis auf die ersten Zeiten des 11. Jahrhunderts liegt die Geschichte Badens in tiefster Dunkelheit. Von dieser Zeit erst wird einer Pfarrkirche zu Baden gedacht, welche zur Mutterkirche Traiskirchen gehörte. Der Ort nahm von da an so zu, daß im 13. Jahrhundert mehrere fürstliche Familien hier ihre Höfe hatten. Das Wiederauffinden dieser berühmten Heilquellen fällt in die Zeit der Babenberger. Nach der Volkssage heißt es: Die aussätzigen Rüden eines hier hausenden Ritters verliefen sich in den ungeheuren Forst, der damals die Fluren deckte, und kamen immer im besseren Zustande zurück. Die darauf aufmerksamen Knechte fanden die Hunde in den dampfend aufsprudelnden Quellen badend. Nun bedienten sich auch leidende Menschen der Quellen, sie genasen; man lichtete den Forst, und bald umgaben Hütten und bebaute Felder die gottgesegnete Stelle. — Baden erlitt in der Folge mehrere Male unglaubliche Drangsale: 1529 und 1683 ward es von den Türken verbrannt und die Bäder zerstört; 1713 wüthete daselbst die Pest; ein Feuer verheerte 1714 die Stadt abermals; die beiden Invasionen 1805 und 1809 waren äußerst drückend: allein nach dem letzten Brande, am 26. Julius 1812, entstand es, herrlicher als je, wie ein Phönix aus seiner Asche, und mit jedem Jahre nimmt die Verschönerung des Badeortes bedeutend zu, der, nebst den nöthigen schönen und bequemen Gast- und Einkehrhöfen, vielen sehr ansehnlichen, auch erzherzoglichen Gebäuden, dem herrlichen Parke und mehreren äußerst geschmackvollen, theils größern, theils kleinern Anlagen und Gärten, einem Redouten- und Theater-Gebäude — die

darin spielende Gesellschaft muß nothwendig der ansehnlichen Gäste, der Nähe Wien's wegen, schon immer lobenswerth erhalten werden — einem Casino, Kaffeh-Häusern nach Wiener-Art, mehreren äußerst wohlthätigen Anstalten, wie z. B. das Marien- und Stadt-Spital, die schönsten Umgebungen hat, welche man immer wünschen kann, wovon vor allen andern das von Sr. kaiserl. Hoheit dem Erzherzoge Karl neu erbaute, majestätische Schloß Weilburg und Sommer-Residenz desselben in dem reizenden Helenenthale, Rauhenstein, Rauheneck, Scharfeneck, die Hauswiese, der Wasserfall, die Krainerhütte, die Anlagen auf dem Gämssteig, die Königshöhle, Vöslau, Merkenstein, Kottingbrunn, Dobblhofgarten, Leesdorf ꝛc. genannt werden müssen. Die Häuser Badens sind 1—3 Stockwerke hoch, und nehmen in manchem Sommer 5000 bis 6000 Curgäste auf, ohne der zeitweisen zahlreichen Gäste aus der Hauptstadt und der Umgebung zu erwähnen, die an schönen Sommertagen den äußerst reizenden Curort besuchen. Die Straßen der Stadt werden sehr rein gehalten und sind Nachts vortrefflich beleuchtet.

Die vorzüglichsten Bäder daselbst sind:

1) Die Ursprungsbäder zur Linken der Baumgänge des Parkes, dicht an der Hauptquelle, sind nach dem vom Grafen von Lamberg entworfenen Plane im orientalischen Geschmacke erbaut, und äußerst bequem, indem man aus dem Vorzimmer in die Aus- und Ankleidezimmer, und aus diesen ins Bad gehen kann. Dabei ist ein ovales Bad, durch Bogenfenster von oben erhellt, mit einer Kuppel überspannt, in welchem bei 10 Menschen Fußbäder nehmen können; ferner ist da ein Bad für 1—2 Personen. Man badet stundenweise. In dem Vorgemache sind die erwähnten römischen Ziegel eingemauert und die Bade- und

Taxordnung angeschlagen. Unter einem Schattensitze wird die Heilquelle getrunken.

Der Ursprung wird den Fremden zu gewissen Zeiten des Tages gezeigt. Eine Steintafel enthält die Inschrift: „Der leidenden Menschheit gewidmete Wohlthat der Natur." Durch einen finsteren Felsengang, 45 Schritt lang, gelangt man zur Wunderquelle, die aus dem Felsenboden auftaucht; der Kessel ist 19 Fuß tief. Von hier wird das Wasser in die Theresien-Ursprungsbäder, in das Herzogs- und Antonsbad geleitet. Ein Schiffchen von Pappe, mit 2 Lichterchen auf dem Wasserspiegel schwimmend, gibt dem düstern Orte Helle. Der Ursprung hat 29 Grad Reaumür Wärme. Hier ist auch das Dunstbad mit 27 Grad Reaumür, wovon der Felsengang mit einer Krystallisation überzogen ist. Die davon herabfallende Feuchtigkeit (saure Tropfen genannt) wird gesammelt, und die Salzkrystalle (Badnersalz) vom Apotheker gekauft. Niemand wird den Ursprung ohne Erstaunen über den ungeheuren Reichthum dieser unversiegbaren Quelle verlassen; Niemand, wenn er die Höhle verläßt, den freien Himmel erblicken, ohne dem Schöpfer zu danken, der zum Wohle so vieler Tausende den Quell des Heiles aus der Tiefe hervorrief! — Das Bad ist städtisches Eigenthum.

2) Das Theresienbad wurde — in geringer Entfernung davon — 1758 in einem großartigen Style erbauet; die Kaiserinn Maria Theresia gab zum Baue 1000 Ducaten. Es hat 6 Bäder mit einem eigenen An- und Auskleide-Gemach. Ursprünglich war es für verwundete Officiere der k. k. Armee bestimmt. Für diese und das Militär überhaupt kaufte 1796 Se. Majestät Franz der I. das Petersbad zu einem eigentlichen Militär-

Badhause, wozu die Stadt 2000 fl. beitrug, und im Theresienbade nur gegenwärtig mehr die Officiere der k. k. Leibgarden baden. Das Bad hat zugleich gute Vorrichtungen zu Tropfbädern.

3) Das Herzogsbad, 40 Schritt vom vorigen, faßt 150 Menschen. Bedeckte Stiegen führen in die Tiefe des Wassers; auf der einen steigen die Männer, auf der anderen die Frauen ins Bad. Es ist mit aller Bequemlichkeit, selbst mit einer Schlaguhr versehen. Die Badenden werden in eigenen Umkleidezimmern mit dem warmen Trockmantel umhüllt und abgetrocknet. — Das Wasser kommt durch Röhren aus dem Ursprunge.

4) Das Antonsbad fasset bey 100 Menschen, gleicht dem Herzogsbade, und hat auch das Wasser aus dem Ursprunge. Man kann hier zugleich wohnen, und in bedeckten Gängen ins Bad gehen.

5) Das Frauenbad und daneben

6) Das Karolinenbad (darin auch das Kaiserbad). Letzteres ist seit 1821 ein Prachtgebäude an der Frauenkirche, wozu Se. kaiserliche Hoheit der Erzherzog Anton, der erlauchte Gönner Badens, den Grundstein legte. Es hat für ungefähr 90 Menschen Raum und wird besonders besucht. — Beide Bäder sind der Stadt Baden gehörig.

7) Das Josephsbad, in derselben Gegend, hieß einst das Rohrbad am Anger; es ist auf 60 Personen.

8) Das Peregrinusbad hat seine eigenen Quellen, 24 Grad Reaumür Wärme. Das Bad kann auch als Vollbad gebraucht werden, wird aber gewöhnlich nur als Fußbad benutzt. Unterhalb des Bades zeigt sich ein schönes Denkmal der Milde Sr. Majestät mit der In-

schrift: „Wohlthätigkeits-Anstalt für arme Badbedürftige, gestiftet von Kaiser Franz I."

9) Das Militär- und Petersbad ward 1628 erbaut; 1799 erhielt es von Sr. Majestät seine gegenwärtige Bestimmung. 30 Officiere und 200 Gemeine können da wohnen und baden, an dem Hause ist ein Garten zur Zerstreuung. Dabei ist auch ein künstliches Tropfbad.

10) Das Engelsburg-Bad, südlich jenseits der Schwächat, enthält 4 Bäder mit einem Vorzimmer und 2 Ruhezimmern. Etwas westlich kommt unter einem kleinen Häuschen der Ursprung hervor. Die Quelle entstand 1755 zur Zeit des Lissaboner Erdbebens; 1794 aber ward erst daselbst das Badhaus angelegt. Nun ist es seit einigen Jahren in ein Gebäude von höchster Niedlichkeit und Eleganz umgestaltet. Eigenthümer ist der Freiherr von Dobblhof.

11) Das Sauerbad, unfern vom Engelsburg-Bade, im Sauerhofe, faßte einst nur 40 Personen, und ist seit 1821 eines der größten und merkwürdigsten Etablissements in seiner Art; (siehe in der Wiener-Zeitschrift 1821, Nr. 129, die Abbildung und genaue Beschreibung). Das Gebäude ist imposant in einer Ausdehnung von 65 Klaftern, und steht, mit der Fronte gegen Mitternacht, in einer sehr glücklich ausgeführten englischen Gartenanlage, welche die Straßenfronte, aus einem Mittelgebäude mit 25 Fenstern, und den beiden Endvorsprüngen mit 7 Fenstern bestehend, vor dem Staube schützt. Es würde hier zu viel Raum einnehmen, das bis ins kleinste Detail Zweckmäßige und Angenehme dieses Etablissements der Freiherren von Dobblhof anzuführen, und wir erwähnen hier nur, daß dieses große Wohngebäude zu ebener Erde und im 1. Stocke 70 Herren- und 40 Domestiken-Zimmer, 12 Kaffeh- und

zwei große Küchen enthält. Alle Zimmer sind auf das geschmackvollste gemalt, und mit dem elegantesten Ameublement versehen. Die Retiraden sind durchgehends mit bleiernen Schläuchen nach englischer Art versehen, um den Geruch zu vermeiden. An einem Gebäude-Vorsprung ist die Restauration mit Saal und Speisezimmern durch Glasthüren in angenehme Verbindung gesetzt. Der übrige Theil des Flügels ist für Küchen, Traiteur ꝛc. ꝛc., daran stoßt ein Gastzimmer für Domestiken; über diesen Vorsprung biethet eine Terrasse, ganz mit Fenstern geschlossen, die herrliche Aussicht nach dem Helenathale. Zweckmäßige Anlagen für Stallungen und Remisen sind ebenfalls nicht zu vergessen. Rückwärts ist ein äußerst reitzender Park, der sich an das Arnstein'sche Haus anschließt.

12) Das Armen- oder Bettlerbad.

13) Das Johannisbad (Herrschaft Guttenbrunn). Seit 1802 sind Bade- und Brunnenhaus im guten Geschmacke neu erbaut; ebenfalls für die ärmere Volksklasse. Die Einrichtung ist zweckmäßig.

14) Das Franzensbad, seit kurzer Zeit bestehend und für Arme und Unbemittelte; die Quelle ist vorzüglich gut.

15) Das Heiligenkreuzer-Bad (Leopoldsbäder) hat die Stadt an sich gebracht.

Baden hat zu jederzeit sehr geschickte Ärzte gehabt. Auch die bei diesen Bädern angestellten männlichen und weiblichen Dienstleute sind in genügender Anzahl vorhanden und leisten gute Dienste. — Die beständige Wärme der Quellen ist 27—29° Reaumür. Die heißesten sind: Der Ursprung, das Josephs- und Frauenbad (28½ Grad); dann kommen das Sauerbad, Petersbad, Carolinenbad und Peregrinusbad. Die Wässer Badens sind etwas milchicht, hauchen

einen Geruch aus, der alkalischen Schwefelleber und dem gebrannten Schießpulver nahe kommend, haben einen unangenehmen, säuerlich salzigen und bittern Geschmack, und entwickeln eine Menge Luftblasen, die einen feinen Nebel mit Schwefelgeruch verbreiten.

Große günstige Wirkung bringt die Quelle vornämlich *): In allen Hautkrankheiten, in Gicht und Rheumatismen in allen Formen, in Scropheln, chronischem Wasserkopf, zurückbleibender Entwicklung der Organisation, Bleichsucht, beschwerliche Menstruation, Gebärmutter-Blutflüssen aus Schwäche, bei chronischen Diarrhöen, Würmern, Hämorrhoiden, Nieren- und Blasensteinen, Schwerharnen, Anschoppungen und Verhärtungen der Leber, Milz und Magendrüse, des Gekröses, Gelbsucht, Impotenz, Unfruchtbarkeit, in Folgen beschwerlicher Geburten, Hypochondrie, Hysterie, Nervenschwächen, in vielen convulsivischen Übeln, Brustbeschwerden, in Folgen syphilitischer Übel, Steifheit der Gelenke, Contracturen, in verschiedenen Übeln, welche Verwundungen durch Hieb, Stich, Schuß ꝛc. hinterlassen.

Schädlich hingegen sind die Badner Bäder wahrhaft und zu sehr entkräfteten Personen, Dicken und Vollsaftigen, in den meisten örtlichen Krankheiten; dahin gehören: Jahre lang anhaltende Mutterblutflüsse, Schwäche durch Onanie, wahre Lungensucht, Geschwüre in der Urinblase, der Bauch-eingeweide, polypöse Auswüchse in der Gebärmutter, des Afters, Herzens ꝛc., Wassersucht, Verhärtungen, Entzündungen, Podagra, Fieber aller Art, Lustseuche ꝛc. ꝛc.

Zum innern Gebrauche wird das Badner Schwefelwasser getrunken oder in Klystieren beigebracht. Es wirkt

*) Siehe: Doctor Beck's Baden in Nieder-Österreich, S. 150.

unmittelbar auf die Schleimhäute des Magens und der Gedärme, verbessert die Secretion des Magen- und Gedärmsaftes, erhöht die Eßlust und Verdauung, und wirkt unmittelbar und wohlthätig auf die Leber, Milz, Magendrüsen, auf die Nerven, Urinblase u. s. w., und bringt ihre gestörten Geschäfte zum normalen Zustande.

Die Preise der Bäder sind billig — zum Theil höchst unbedeutend; für erwiesene Arme ist allenthalben wohlthätig gesorgt, und es erweiset sich der Hang zur Wohlthätigkeit von Seite des Allerhöchsten kaiserlichen Hofes, der Erzherzoge, der Gesellschaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen, des hohen Adels, der Bürger Wien's und Baden's, und der, durch die heilsame Kraft der Quelle genesenen, dankbaren Fremden immer mehr mit jedem Jahre! —

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Mississippi-Wächter.

Im Staate Mississippi und in den Staaten, welche unter der gleichen Breite liegen, gibt es große Strecken Landes mit zahlreichen Schwärmen Bremsen und andern Stechfliegen, dort den Pferden und dem Hornviehe eine eben so gefährliche Plage, wie auf den Grasfluren der ungarischen Donauthäler. Dieses Vieh würde jene Weideländer ganz verlassen müssen, wenn die Vorsehung ihnen nicht in den Mississippi-Wächtern (guards) einen höchst merkwürdigen Schutz verliehen hätte. Diese Guards gleichen den Wasserjungfern, Libellen, sind aber von verschiedener Art, einige größer, einige kleiner, nach Verhältniß der Bremsen, welche sie zu bekämpfen haben.

Sie bewohnen die trockensten, heißesten Sandhügel, und leben von den verschiedenen Fliegenarten, welche die Herden beläſtigen. Die Erde, in einiger Entfernung um die Sandhügel, welche den Wächtern als Baraken dienen, iſt von dem Viehe des benachbarten Landes feſtgeſtampft, und ſolche Stellen nennen die Hirten eine Stampfe (a stamp). Dahin flüchtet das Hornvieh in wilder, verzweifelnder Haſt, ſo oft als Hummeln, Bremſen und andere Stechfliegen es gar zu heftig plagen. Bei dem Donnertritte, womit ſie ſich nähern, verlaſſen die Wächter die unterirdiſchen Baraken, und ziehen über den Sandhügel, hin und her ſchwärmend, nach Art der Bienen. Sobald die wüthende, von den Bremſen verfolgte Rinderhorde anlangt, ſtellt ſie ſich um den Sandhügel, und wird ſo ſtill, wie in Stein gehauen. Obgleich alle Rinder buchſtäblich mit Stechfliegen bedeckt ſind, die ihnen das Blut aus jedem Schweißloche ſaugen, ſo ſieht man doch nicht, daß auch nur ein Stück mit dem Schwanze wedelt. Augenblicklich aber beginnen auch die Wächter ihren Angriff auf die, das Hornvieh bedeckenden Stechfliegen. Jeder Wächter packt eine Fliege, knipt ihr an der rechten Stelle die Flügel ab, zieht den in dem Rinde begrabenen Saugrüſſel aus, und trägt die Stechfliege, als einen zappelnden, flügelloſen Gefangenen, zu dem Sandhügel, kratzt ein Loch in den Sand, zieht die Stechfliege hinein, und bedeckt ſie mittelſt einer beſonderen Schaufel an den Hinterfüßen. Durch einen andern Kanal ſchlüpft der Wächter wieder ans Licht, während die Stechfliege lebendig begraben bleibt, und dort wahrſcheinlich den Larven der Wächter zur Nahrung dient. Mit unglaublicher Schnelle vollziehen dieſe Wächter ihr Henkeramt. In wenigen Monaten ſind die durch das Rindvieh gleichſam

als Lockspeise herbeigeholten Stechfliegen verschwunden und vernichtet. Das Vieh, unter der wachenden Obhut der Wächter, legt sich ruhig nieder und verdaut in Frieden. Wo diese Wächter sich nicht beständig aufhalten, werden sie unter die Herde getrieben.

Der Puma und der Jaguar.

Der Puma oder der amerikanische Löwe ist in seinem wilden Zustande das einzige Thier, welches mit Grund nutzloser Grausamkeit beschuldigt werden kann. Man weiß Fälle, wo er fünfzig Schafe auf einmal tödtete, um von jedem nur ein wenig Blut zu saugen, obwohl sein gewöhnlicher Appetit nichts weniger als delicat ist, da man ihn oft seinen Raub mit Gras und Blättern bedecken sieht, um zu demselben später zurück zu kehren. Er bewohnt lieber die offene Ebene, als Wälder, und nähert sich oft den Wohnungen des Menschen. Um einen Baum zu ersteigen, springt er mit einem einzigen Satze hinauf, und auf dieselbe Weise springt er auch wieder herunter. Er verfolgt alle Arten wilder Thiere, und scheut selbst einen Angriff auf andere Raubthiere nicht. Unter den Ziegen und anderen Hausthieren richtet er große Verheerungen an; um sich des Rothwildes zu bemächtigen, das ihm sonst entgehen würde, besteigt er Bäume und springt von denselben auf seine Beute herab. — Wenn der Puma voll ausgewachsen ist, mißt er fünf Fuß in der Länge, ohne den Schwanz, der auch noch zwei bis drei Fuß lang ist.

Bei Weitem gefährlicher, als der Puma, ist der Jaguar oder der amerikanische Panther. Er bewohnt die Wälder, welche die Riesenströme Süd-Amerika's umgrenzen, und wird von den Eingebornen, die in dem

Glauben stehen, daß er ihr Fleisch dem der Weißen vorziehe, sehr gefürchtet. In Paraguay war dieses Thier in solcher Menge vorhanden, daß noch im Jahre 1800 an 1000 getödtet wurden. Humboldt bemerkt um dieselbe Zeit, daß in den spanischen Colonien jährlich über 4000 Jaguars getödtet wurden, und daß der Hafen von Buenos-Ayres allein jährlich an 2000 Felle ausführe. Wenn er in den Wäldern verfolgt wird, so klettert er, gleich einer Katze, auf einen großen Baum, von dem er mit Lanzen oder durch Feuergewehre heruntergebracht werden muß. Wird er im Freyen an dem Ufer eines Flusses überrascht, so läßt er, ohne sich zu bewegen, den Jäger sich auf wenige Fuß nähern, ehe er seinen letzten und oft todtbringenden Sprung auf ihn wagt. In dem Augenblicke jedoch, wo er sich zum Sprunge erhebt, stoßt ihn der Jäger, der ein Schaffell über den linken Arm hängen hat, und in der Rechten eine fünf Fuß lange Lanze führt, diese in die Brust. Die Kraft dieses Thieres ist so groß, daß, wenn er ein Stück Zugvieh getödtet hat, das mit einem andern zusammengespannt ist, er ungeachtet alles Widerstandes des noch lebenden beide mit sich hinwegschleppt. Was Buffon von den feigen Tigern der neuen Welt sagt, bezieht sich nur auf die kleinen Ocelots. Der Jaguar Amerika's flieht so wenig vor dem Menschen, als der Tiger Asiens, und am Orinoco springt er zuweilen in das Wasser, um die Indianer in ihren Canots anzugreifen. Er ist, gleich dem Tiger, ein trefflicher Schwimmer, und kommt mit Leichtigkeit über die breitesten Ströme. Ein Jaguar, der sich lebend in einer Menagerie zu Liverpool befand, maß mit dem Schwanze zwischen 6 bis 7 Fuß, und war zwischen den Schultern 2 bis 3 Fuß hoch.

Chinesische Gartenkunst.

Die Chinesen nehmen einen mehrere Zoll dicken Ast, wickeln einen Bund Stroh mit Pferdedünger vermischt darum, und legen in dieser Art einen Umschlag auf, der fünf bis sechsmal dicker ist als der Ast selbst; hierauf machen sie einen ringförmigen Einschnitt unterhalb des umwickelten Theils, worauf sie auf denselben von einer beträchtlichen Höhe — gewöhnlich aus einer zart durchlöcherten Cocosschale — Wasser herabträufeln lassen. Nach ungefähr zwei Monaten wird der Ast vom Baume getrennt und gepflanzt. Um Bäume zu bekommen, die schnell wachsen, wählt man schwache obere Äste; aber die Bäume werden um so dauerhafter und fruchtbarer, je stärker und dem Boden näher die Äste sind, welche eingesetzt werden.

Salz in Chile.

Südlich von Coquimbo auf der Küste von Chile befindet sich eine dreißig Meilen lange und mehrere Meilen breite Salzkruste; sie ist ungefähr zwei Fuß dick, und hat das Aussehen des festen Eises, welches gegen die Mitte des Winters sich auf den nordamerikanischen Flüssen und Seen bildet. Wird ein Stück herausgenommen, so ersetzt sich die Lücke bald wieder durch neues Salz. Die Landstraße führt eine beträchtliche Strecke am Rande dieser sonderbaren Saline hin. Es ist keine seltene Erscheinung, daß, wenn Maulthiere, Pferde und selbst Menschen in dieser Gegend umkommen, man ihre Körper noch lange Zeit nachher in vollkommen gut erhaltenem Zustande sieht.

Die Stiere in Indien.

Die reichen Hindus glauben durch Freilassung dieser Thiere sich dem Gotte Siwa gefällig zu bezeigen; es wird für Todsünde gehalten, sie zu schlagen; sie suchen sich ihre Nahrung, wo es ihnen gefällt, und werden oft von eifrigen Frömmlern gefüttert. In den Umgebungen Calcutta's richten sie oft nicht geringen Schaden an. Sie verheeren die Gärten, dringen in die Buden der Fruchtverkäufer und Pasteten-bäcker, und schmausen, was ihnen behagt. Läßt man sie warten, ohne sogleich ihrem Verlangen zu entsprechen, so versetzen sie mit ihren Hörnern Stöße rechts und links.

Der Talipot.

Ein Blatt dieses Riesen unter den Bäumen, welcher in Ceylon einheimisch ist, wurde vor Kurzem nach England gebracht. Es war wohl erhalten und maß 11 Fuß in der Länge, 16 in der Breite und 40 im Umfange. — Sechs Personen finden unter diesem einzigen Blatte Schutz vor der Sonne, und 2—3 derselben decken die Hütte eines Eingebornen von Ceylon. Alle religiösen Schriften der Cingalesen sind auf den Blättern des Talipotbaumes geschrieben. Die Charaktere sind mit einem eisernen oder ehernen Griffel eingegraben, und einige der Bücher aus Talipotblättern, die sich in Sir Alexander Johnston's Sammlung befinden und noch vollkommen wohl erhalten sind, sollen 5 bis 600 Jahre alt seyn.

Dieser Baum, die schönste Art von Palmen, ist in andern Theilen Indiens sehr selten, und scheint ein besonderes Geschenk der Vorsehung für Ceylon zu seyn.

Er wächst sehr hoch und gerade; sein Holz ist hart und gelb geädert, und wird zu Zimmerarbeiten gebraucht. Er trägt eine große gelbe Blume, die, wenn sie zum Aufblühen reif ist, mit einem lauten Getöse aufspringt und einen unangenehmen und ungesunden Geruch verbreitet; daher schlagen die Eingebornen ihre Hütten nicht in seiner Nähe auf. Die Frucht ist rundgeformt und ungefähr so groß, wie eine Kanonenkugel; sie enthält zwei Nüsse von der nämlichen Gestalt. Mehr als die Frucht nützen die Blätter, welche vom Gipfel herabhängen, und sowohl durch ihre Zirkelform, als durch die Streifen, mit welchen sie begrenzt sind, einen schönen und großen Anblick gewähren. Die Blätter sind so dick, daß weder Sonne noch Regen durchdringt, und es ist nichts Ungewöhnliches, daß man während der heftigen Regen die Eingebornen das eine Ende eines Talipotblattes auf einen 2 bis 3 Fuß langen Stab stützen, und alsdann darunter kriechen sieht, um Schutz zu suchen.

Historische Aehrenlese.

Unter der Regierung Jakob's I. war der Herzog von Buckhingham der Erste, der von Paris eine Sänfte bringen ließ. Hierüber wurden die Engländer sehr böse und schimpften den Herzog auf der Gasse, daß er Menschen zu Pferden mache.

Karl der Große hat in seine Sammlung von Gesetzen Folgendes eingerückt: Wer einem Priester ein Stück vom Hirnschädel abschlägt, von der Größe, daß, wenn man damit ein Schild von Erz anschlägt, der Schall drei Schritt weit gehört werden kann, bezahlt dafür fünf Stüber.

Franz I., König in Frankreich, fragte spöttisch eine Dame: „Wie lange ist es, daß Sie aus dem Lande der Schönheit zurückgekommen sind?" Sie antwortete: „Es war gerade an dem nämlichen Tage, als Eure Majestät von Pavia zurück kamen." — Bekanntlich verlor der König bei Pavia eine Schlacht, und wurde von Kaiser Karl dem V. als Staatsgefangener nach Spanien geführt.

Johann Regiomontanus, sonst Müller aus Königsberg in Franken, gab 1476 den ersten Kalender auf 30 Jahre heraus.

Als die verschiedenen Korporationen dem Prinzen Wilhelm von Oranien, nach seiner Ankunft in London, aufwarteten, befand sich an der Spitze der Rechtsgelehrten der alte Doctor Mainhard. Wilhelm erkundigte sich nach seinem Alter, und setzte hinzu, daß er wohl alle Rechtsgelehrten seiner Zeit überlebt haben müsse. „Ich würde," antwortete dieser mit seinem gewöhnlichen Witze, „auch das Recht selbst überlebt haben, wenn Eure Hoheit nicht zu uns gekommen wären."

Der Naturforscher und Weltumsegler, Bürger Labillardiere, kam nach Paris zurück. Die Erwartung des National-Institutes war gespannt, als er demselben eine Rede über seine Entdeckungen ankündigte. Man strömte in die Versammlung. Er trat auf und erzählte, daß er auf dem Berge Piko, in einer so hoch über die Meeresfläche erhabenen Atmosphäre, mit Entzücken ein aufgeblühtes Veilchen gefunden habe.

Ludwig XIII. mußte einst auf seiner Reise an dem Thore einer kleinen Stadt eine lange Rede anhören. Beautru, der die Ungeduld des Königs merkte, glaubte, ihm einen Gefallen zu thun, wenn er den Redner unterbräche. Er fragte ihn also: „Wie theuer sind die Esel hier zu Lande?" Der Redner besah den Beautru vom Kopfe

bis auf die Füße und sagte endlich: „Wenn sie von Ihrer Größe sind, kosten sie zehn Thaler.“ Nun fuhr er in seiner Rede fort.

Man rieth Heinrich dem IV., auf die Springbrunnen von Paris eine Abgabe zu legen, um die Feierlichkeiten zu bezahlen, die für die Abgeordneten der Schweizer-Kantons angestellt wurden. „Sucht ein anderes Mittel auf,“ sprach der König, „denn es kommt nur dem Heilande zu, Wasser in Wein zu verwandeln.“

Tycho Brahe, der weder Sonnen- noch Mondesfinsternisse fürchtete, glaubte, daß der Tag für ihn unglücklich sey, an welchem ihm beim Ausgehen eine alte Frau oder ein Hase über den Weg lief. Er ging augenblicklich wieder zurück, schloß sich ein, und wagte den ganzen Tag nicht das Geringste zu unternehmen.

Agnes Sorel war in Frankreich die erste Dame, die Edelsteine trug; Anna von Bretagne war die zweite.

Friedrich, der Ältere dieses Namens, Herzog von Österreich, vertauschte oft seine fürstlichen Kleider mit einem gemeinen Bauernkittel. So drosch er, unerkannt, manchen lieben Tag ums bare Geld in der Scheuer eines Bauern, verrichtete andere harte Arbeiten, und nahm mit einer schlechten Kost fürlieb. Mancher Bauer besah ihm seine zarten Hände und fuhr ihn

an: „Mit deinen weichen Händen mußt du nicht viel gedroschen haben?"

Während solcher Arbeit fragte der Fürst oft, was man denn vom Herzoge Friedrich halte? Da gab man ihm dann zuweilen die Antwort: „Er selber sey ein lieber guter Herr, aber seine Räthe taugeten nichts; er sähe ihnen zuviel durch die Finger; er lasse die Edelleute nach Willen ihr Wesen treiben, die dann mit den armen Bauern so verfahren, wie man mit den Weiden zu thun pfleget, wenn man sie beschneidet oder stutzet." Ein anderer Bauer sprach: „Wir armen Leute sind nicht mehr so glücklich, wie zu König David's Zeiten, wo man die Schafhirten und andere gemeine Leute auf die Edelbank setzte. Es ist heut zu Tag ein jeder Bauer ein Her, aber nur mit einem R, denn es heißt, Bauer gib her; Bauer trage her; Bauer gehe her.

Als Friedrich wiederum bei einem andern Bauern als Knecht arbeitete, und denselben fragte, was er von dem Herzoge hielte, klang die Antwort wieder anders. Dieser Bauer sagte: „Mein lieber Knecht, unser Herzog ist gar zu verschwenderisch; er gibt dem nächsten Seilspringer gleich fünfzig Gulden, dem besser ein Seil um den Hals gehörte; uns Bauern aber sieht er keinen Kreuzer nach, und schreibt eine Steuer auf die andere aus. Und wo glaubst du, daß das Geld hingerathe? Die Pracht hat sich eingeschlichen, gleichwie unser Pfarrer eines Tages geprediget, daß ein Mann, Atlas mit Namen, die ganze Welt auf seinem Rücken trüge; also trägt mancher Edelmann, der doch ziemlich schwach ist, fünf, auch sechs Dörfer auf und an seinem Leibe, d. h. in seiner Kleidertracht und Kleinodien.

Als nun Herzog Friedrich, in der Bauernjacke, solche Wahrheit gehört, kam er wieder nach Hofe, und sprach zu seinen Räthen: „In groben Lumpen habe ich die Bauernhütten beirret, und habe so die Wahrheit vernommen, die Ihr mir niemals gesagt; das soll meinem Lande baß zu gute kommen.“ Und er verjagte darauf die bösen Räthe, und ward seinem Lande ein guter Fürst und wahrer Vater bis an seinen Tod.

Nach einer Belagerung von zehn Tagen, und nach der hartnäckigsten Vertheidigung, wurde Jargeau von den Franzosen, unter Anführung der Jungfrau von Orleans, erstürmt. Selbst der englische Feldherr, Graf Suffolk, mußte sich Renaud, einem französischen Edelmanne, gefangen geben. Eh' er Solches aber that, fragte er seinen Besieger: „Ob er ein Edelmann sey?“ Als dieser es bejahte, fragte Suffolk ihn abermals: „Ob er Ritter sey?“ Renaud verneinte diese Frage. Da sprach Suffolk: „Wohl, so will ich selbst Euch zum Ritter schlagen.“ That solches auch zur Stelle; ertheilte Renaud den Ritterschlag, und ergab sich dann erst zum Gefangenen.

Der Herzog von Burgund, der immer mit Ludwig dem XI. in Fehde lag, belagerte Beauvais. Als sein Geschütz eine hinreichende Bresche geschossen hatte, befahl er zu stürmen. Die Belagerten hielten drei Stunden lang den Sturm tapfer ab; fingen aber endlich an, den Muth zu verlieren. Jeanne Lainé, an der Spitze einer, mit Picken, Stachelstöcken und anderem Rüstzeuge bewaffne-

ten Schaar von Weibern, stürmt auf den Wall, und stürzt den burgundischen Fähnrich, der seine Fahne auf die Bresche gepflanzt hatte, in den Graben. Die Weiber kämpfen mit Löwenmuth, und trotzen dem Tode, als seyen sie gewiß, es werde ihr Geschlecht verschonen. Die Belagerten sammeln sich; die Burgunder werden zurückgedrängt, und heben bald nachher die Belagerung auf. Zum Andenken dieser Heldenthat stiftete man zu Beauvais auf den 10. Julius einen feierlichen Umgang, bei dem die Weiber den Vortritt vor den Männern haben. Ludwig der XI. befreite Jeanne mit ihrem nachherigen Gatten, Collin Pillon, auf Lebenszeit von allen Steuern und Abgaben.

Als Kaiser Karl dem VI. der Erzherzog Joseph geboren ward, ließ ein Schuster bei der Beleuchtung an sein Haus eine Wiege, worin der Prinz lag, malen, mit der Überschrift aus dem bekannten Tischgebete: „Wir bitten Gott, unsern lieben Herrn, er wolle uns künftig mehr beschern.“ Für diesen ungekünstelten Einfall schenkte der Kaiser dem Schuster tausend Gulden.

Harrison sagt, daß man unter der Regierung Heinrichs des VIII. in England 72,000 Diebe und Schelme gehenkt habe!

Der König von Böhmen, Georg Podiebrad, hatte einen Bartscherer, Namens Janda, der sich mit Sr. Majestät oft einen Scherz erlaubte. Als er ihn eben

einst (1461) rasirte, setzte er das Messer ab, lächelte bedeutend, und sagte mit einer wichtigen Miene: „In wessen Händen befindet sich jetzt wohl das Königreich Böhmen?" Der König, der vor der Hand eben keinen Beruf fand, diese Frage weitläufig zu erörtern, antwortete ganz gelassen: „Lieber Freund Janda! in wessen Händen sollte sich jetzt das Königreich befinden, als in den Deinigen, da der König selbst sich darin befindet?" Der Bartscherer freute sich hierüber und sagte: „Das ist auch meine Meinung." Nachdem der Bart herunter und das Schermesser bei Seite gelegt war, fragte nun auch seiner Seits der König: „Janda, wer ist jetzt König in Böhmen?" — „Wer sonst als Sie, gnädigster Herr?" antwortete der Bartscherer." — „Und du bist ein schlechter Kerl," schrie der König, schlug ihn zu Boden und trat ihn mit Füßen, woran er nach einigen Tagen starb.

Als man in Würtemberg anfing, die schweizerischen weiten und ungestalteten Pludderhosen zu tragen, gab der Herzog Christoph Befehl, daß die Henker dergleichen Hosen tragen sollen; dies geschah, und alsobald erhielten die Pludderhosen den Abschied.

Als Titian zu Karl dem V. sagte, daß er nun zum dritten Male die Gnade habe, Seine kaiserliche Majestät zu malen, antwortete ihm der Kaiser: „Also gebt ihr mir zum dritten Male die Unsterblichkeit."

Österreichische Staatengeschichte.

Österreich ein erbliches Herzogthum.

Von Heinrich II. bis zum österreichischen Zwischenreiche (1141—1246).

Heinrich Jasomirgott,

(1141—1177).

Nach dem Tode Leopold's ließ Kaiser Konrad Baiern einige Zeit erledigt, Österreich aber verlieh er ohne Verzug Heinrich II., dem Bruder des verstorbenen Markgrafen, der bisher in Mödling im Privatstande gelebt hatte. Heinrich vermählte sich mit Gertrud, der Tochter des Kaisers Lothar und der Witwe des verstorbenen Herzogs von Baiern, Heinrichs des Stolzen. Man fing daher wegen Baiern Unterhandlungen an. Konrad verlieh Heinrich dem Löwen, Gertrudens Sohn erster Ehe, das Herzogthum Sachsen, und seine Mutter trat ihm die braunschweigischen Güter, die sie von Lothar geerbt hatte, unter der Bedingung ab, daß er Baiern entsagen und Heinrich Jasomirgott in dem Besitze desselben bleiben sollte; allein die ganzen Unterhandlungen hat ihr frühzeitiger Tod vereitelt. Heinrich forderte nun das Herzogthum zurück und

es kam zwischen ihm und dem Markgrafen von Österreich zum Kriege. Heinrich Jasomirgott trat, in Verbindung mit Konrad, kräftig in Baiern auf, zerstörte mehrere aufrührerische Schlösser und Burgen, und blieb im ruhigen Besitze des Landes bis zu des Kaisers Tode, mit dem alle weiteren Entwürfe zu Grabe gingen.

Auf Konrad folgte sein Bruder, Friedrich I. von Schwaben, der Rothbart. Er war zugleich mit dem österreichischen und dem welfischen Hause verwandt, und man hoffte, daß er dem langen Streite ein Ende machen werde. Friedrich wünschte auch nichts sehnlicher, als die Ruhe in Deutschland herzustellen. Zwar war er Heinrich dem Löwen sehr gewogen, allein er wollte doch nicht eigenmächtig zu Werke gehen; denn nach dem Rechte hätte auf jeden Fall die unbillige Forderung des Löwen abgewiesen werden sollen: doch der Kaiser hoffte beide Fürsten für sich zu gewinnen. Friedrich berief vier Reichstage; Heinrich erschien nicht, er wollte es in einer Sache, die nur durch die größte Ungerechtigkeit zu seinem Nachtheile entschieden werden konnte, auf das Äußerste ankommen lassen. Der Kaiser verlieh nun wirklich auf einer neuen Reichsversammlung zu Goslar, gegen die Einwendung mehrerer Fürsten, Baiern Heinrich dem Löwen. Jasomirgott protestirte. Nun trat als Vermittler Otto von Freisingen auf, machte seinem Bruder Vorstellungen, und bewirkte, daß er dem Willen des Kaisers nachgab und dem deutschen Vaterlande ein so großes Opfer brachte. Friedrich berief neuerdings einen Reichstag; hier legte Heinrich Jasomirgott Baiern in die Hände des Kaisers, welche Aufopferung im ganzen Reiche mit allgemeinem Jubel aufgenommen wurde. Um doch einigen Ersatz dafür zu leisten, ertheilte der Kaiser Heinrich dem II. Freihei-

ten, welche in der Folge die Grundlage der österreichischen Staatsverfassung ausmachten. Durch das, den 17. September 1156 ausgestellte Privilegium wurde dem erhabenen Range unserer Ostmark das Siegel der Vollendung aufgedrückt.

In demselben wird

1. erwähnt, daß Heinrich II. auf das Herzogthum Baiern Verzicht leistet, und der Kaiser selbes Heinrich dem Löwen verleiht; dieser aber tritt dem Markgrafen von Österreich das Land ob der Ens ab, welches mit Österreich vereinigt, und, daß Heinrich nichts am Range verliere, zu einem Herzogthume erhoben wird.
2. Alle in diesem Freiheitsbriefe enthaltenen Rechte und Begünstigungen werden nicht Heinrich und seinen Erben allein, sondern dem Lande selbst verliehen; sie waren also privilegia realia.
3. Wird der Herzog von allen Diensten und Verbindlichkeiten, die er dem Reiche schuldig war, freigesprochen; ausgenommen, daß er in einem Reichskriege mit Ungarn 12 Ritter mit ihren Knappen in das Feld stellen und einen Monat lang erhalten mußte.
4. Sollte der Herzog die Belehnung von dem Kaiser nur in seinen eigenen Ländern erhalten; würde ihm diese auf dreimaliges Ansuchen verweigert, sey es so viel, als ob er die Belehnung wirklich empfangen hätte.
5. Das Reich oder der Kaiser sollte in Österreich keine Lehen haben, und wenn sich hier noch Vasallen befänden, sollten sie ihre Lehen dem Herzoge anbiethen und seine Unterthanen werden.

6. War der Herzog von Österreich nicht verpflichtet, die Reichstage persönlich zu besuchen.

7. Wenn der Herzog von Österreich mit einem andern Fürsten einen Prozeß hatte, konnte er vor dem Reichsgerichte nicht belangt werden, sondern konnte aus seinen eigenen Vasallen ein Gericht zusammensetzen.

8. Er hatte das Recht, Gesetze, unabhängig vom Kaiser und von dem Reiche, zu geben.

9. Wurde Österreich für ein Erbland erklärt, und im Abgange eines männlichen Erben konnte auch die älteste Tochter nachfolgen.

10. Wurde auch die Untheilbarkeit und das Erstgeburtsrecht bestimmt, und im Falle, als der Herzog keine leiblichen Erben hatte, wurde ihm das Recht eingeräumt, einen zu ernennen, der ihm in der Regierung nachfolgen sollte.

11. Das Reich verspricht dem Herzoge Schutz und Hilfe gegen alle seine Feinde.

12. Erhielten die Herzoge das Recht, Wechsler und Geldjuden in ihren Ländern zu halten, was früher nur die Kaiser thun konnten.

13. Wird der Rang bestimmt, den der Herzog einzunehmen habe. Er sollte auf dem öffentlichen Reichstage als ein Pfalzherzog angesehen werden. Dies waren die vier alten Herzoge von Deutschland: Franken, Baiern, Sachsen und Schwaben. Zugleich sollte er seinen Sitz nach den Churfürsten nehmen.

14. Sollten die Landesfürsten, und Österreich selbst, alle Rechte, Freiheiten und Befugnisse haben, wie die deutschen Reichsfürsten.

Alle diese Rechte wurden auch jenen Ländern ertheilt, die Österreich in Zukunft durch Kauf, Heirath oder Ver-

trag an sich bringen würde. Dadurch war nun Österreich fast von allen übrigen Reichsbanden befreit; der Herzog hatte die gesetzgebende und richterliche Gewalt; sein Land war ein geschlossenes Gebieth.

Aus dem Gesagten erhellet, daß die Vorrechte, die Österreich durch dieses Privilegium erhielt, sehr bedeutend waren. Der Kaiser konnte aber auch einen Mann, der der Ruhe seines Vaterlandes eines der schönsten Herzogthümer zum Opfer brachte, nicht geringer belohnen. Heinrich bewies sich auch als einen der treuesten Anhänger des Kaisers, und begleitete ihn aus freiem Antriebe auf seinen Feldzügen nach Italien, die beinahe Friedrichs ganze Regierung hindurch dauerten.

Während der Unruhen in Deutschland unter der Regierung Heinrich's IV. und V. rissen die italienischen Städte sich von der Gerichtsbarkeit der Statthalter los, und regierten sich durch selbstgewählte Magistrate, die sie nach dem Beyspiele der Römer Consuln nannten. Sie übten durch ihre bewaffneten Bürger und selbstgeworbenen Soldaten das Recht des Friedens und des Krieges aus. Die Bischöfe wurden blos auf ihr Hirten- und Seelenamt eingeschränkt, und den Adel vom Lande hatten sie sich fast überall unterworfen und gezwungen, in die Stadt zu ziehen. Sie vermischten aber den Adel nicht, schafften ihn auch nicht ab. Es gab bei ihnen: hohen Adel, niedern Adel, Lehensleute und Bürger. Nur diesen letzteren Stand suchten sie ehrwürdiger zu machen, und erklärten ihn als waffen- und amtsfähig. Dem Kaiser, der weit von ihnen entfernt wohnte, räumten sie ohne Widerwillen das Recht ein, König der Lombardie zu heißen, und krönten ihn dazu, wenn er kam. Man stritt blos über die Grenzen der Macht und Rechte, die ein König von

Italien habe. Friedrich unternahm nun fünf Züge dahin, und während er Zeit, Geld und Kräfte an der Eroberung der lombardischen Städte versplitterte, verlor er auch sein Ansehen und seine Macht in Deutschland. Der erste Feldzug geschah im Jahre 1152, um sich als König der Lombardie und als Kaiser krönen zu lassen. Mailand verschloß ihm die Thore; er mußte sich daher zu Pavia die Krone aufsetzen lassen. Mit dem Papste Hadrian IV. bekam er wegen des Haltens des Steigbügels einen Streit, wozu er sich jedoch zuletzt bequemte, und von dem Papste in der Peterskirche gekrönt wurde. Die Römer wollten ihn zum Imperator ernennen, wenn er ihnen 50,000 Stück Ducaten geben, und das übrige Italien ihnen erobern wolle. Er gab ihnen zur Antwort: er sey gekommen, um den Römern Gesetze zu geben und keine anzunehmen. —

Der zweite Feldzug (1158) ging gegen Mailand, welche Stadt nach der Rückkehr Friedrichs nach Deutschland mit mehreren andern Städten einen Bund zur Vertheidigung ihrer Rechte schloß, und Pavia nebst anderen dem Kaiser treu gebliebenen Städten öffentlich bekriegte. Friedrich erschien an der Spitze eines großen Heeres. Mailand und die verbundenen Städte fielen nach der Reihe, und verloren ihre angemaßten Rechte. Friedrich begnügte sich nicht, seine Rechte allein mit den Waffen zu bekämpfen, er wollte sie auch durch eine genaue Gesetzgebung gesichert wissen. Er setzte in den Städten Consuln und Podestas in seinem Namen ein, durch deren Treue er die Städte in Gehorsam zu erhalten wünschte; kaum aber war er mit seinem Heere über die Alpen zurück, so brachen in Mailand und mehreren andern Städten Empörungen aus, und die kaiserlichen eingesetzten Beamten wurden

verjagt. Friedrich mußte also (1162) zum dritten Male nach Italien. Um ein abschreckendes Beispiel zu geben, wurde Mailand bis auf die Kirchen größten Theils zerstört. Die übrigen Städte unterwarfen sich freywillig. Auf diesem Zuge zeichnete sich besonders der Herzog von Österreich durch Muth und Tapferkeit aus. Italien war zwar überwunden, aber noch nicht unterworfen. Seit dieser Zeit verließ das Glück den tapfern Friedrich. Er hatte noch zwei Feldzüge nach Italien unternommen; der vierte (1166), um Paskal III. statt Alexanders auf den päpstlichen Thron zu setzen, verunglückte durch eine Seuche, die bei Rom unter seinem Heere ausbrach und den größten Theil desselben hinwegraffte. Der Kaiser war kaum seines eigenen Lebens mehr sicher, und mußte über die Grenze eilen. Die mißvergnügten Städte, vierzehn an der Zahl, schlossen nun mit einander einen neuen Bund, bauten die zerstörte Stadt Mailand auf eigene Kosten wieder auf, und brachten eine Armee zusammen. Papst Alexander that den Kaiser in den Kirchenbann, und sprach die italienischen Städte von dem Eide der Treue los. Noch einmal brachte Friedrich durch sein Geld und seine siegende Beredsamkeit eine Armee zusammen, mit der er seinen fünften Zug antrat (1174—1178). Der Kaiser belagerte die neu erbaute Stadt Alessandria, griff die zum Entsatze herbeirückenden Mailänder bei Legnano an, und warf ihr erstes Treffen über den Haufen, allein das Mitteltreffen hielt standhaft aus. Dem Kaiser, welcher sich zu tief in das Schlachtgetümmel wagte, ward das Pferd unter dem Leibe getödtet, und dies entschied die Schlacht. Die Deutschen, in der Meinung Friedrich selbst sey gefallen, verließen das Schlachtfeld, und die Mailänder errangen einen vollkommenen Sieg. Diese Niederlage be-

zweckte nun den erwünschten Frieden, den der Kaiser zuerst mit dem Papste Alexander, und dann mit den lombardischen Städten schloß.

Heinrich Jasomirgott war bei allen Lagen dem Kaiser ein treuer Begleiter, wurde aber dennoch ein Jahr vor seinem Tode von den Mährern und Steyermärkern mit Krieg überzogen, und zwar, wie Viele meinen, auf Anstiften des Kaisers selbst, weil er seinem Neffen Albrecht, Erwählten von Salzburg, der in die Acht erklärt war, sichere Zuflucht gewährt hatte. Es kam zur Schlacht; Heinrichs Truppen wurden zurückgedrängt, eine morsche Brücke, über die er ritt, stürzte ein, und er brach das Bein. Drei Tage darauf starb der alte Held (13. Jänner 1177), und wurde bei den Schotten beigesetzt.

Leopold VI., der Tugendhafte,

(1177—1194)

folgte seinem Vater im 20. Jahre seines Alters in der Regierung. Er war der erste unter den Babenbergern, der nach dem Rechte der Erstgeburt den Thron bestieg. Sein jüngerer Bruder Heinrich erhielt einige Güter bei Baden, und hatte seinen Sitz in Mödling.

Steyermark kommt an Österreich.

Ottokar VI., Herzog von Steyermark, war mit Aussatz befallen. Seine Krankheit ließ keine Nachkommen hoffen, und da er der Letzte seines Stammes war, und seinen Unterthanen die bisherige Verfassung zu sichern wünschte, beschloß er, den Herzog von Österreich, seinen

Verwandten, zum Nachfolger zu erklären und zum Erben einzusetzen. Er hoffte von seiner Gerechtigkeit, daß seine Unterthanen unter ihm am glücklichsten seyn würden. Steyermark sollte mit Österreich vereint bleiben, weil dies die Wohlfahrt der Länder erfordere; Ottokar's Hauptabsicht aber war, seinen Unterthanen die bisherige Verfassung zu erhalten. Er ließ daher alle Rechte, welche die Steyermärker hatten, aufnehmen, und Leopold mußte sie beschwören, worauf er feierlich zum Herzoge von Steyermark erklärt wurde.

Rückblick auf die Geschichte Steyermark's.

Steyermark theilt in den ältesten Zeiten Österreichs Schicksale. Es war ein Theil von Norikum und Pannonien. Seine ersten Einwohner waren die Taurisker. Dann wurde es römisch und blieb es bis auf die Völkerwanderung. Nachdem es das Durchzugland der meisten wandernden Nationen gewesen ist, besaßen zuletzt einen Theil die Avaren, den andern die Longobarden, welcher zum lombardischen Herzogthume Friaul gehörte. Nach der Zerstörung des lombardischen Reiches kam Steyermark an das fränkische Reich, und wurde durch Grafen verwaltet. Durch die Einwanderung der Ungarn wurde sein Schicksal wieder verändert. Otto I. brachte es an das deutsche Reich, erhob Kärnthen zu einem Herzogthume, und nannte das Land von der Ens bis an die Drau und Save den Gau an der Traun, Trungau — Marchio ad Trunam, — welches er als eine besondere Mark Ottokar I. übergab. Dieser erbaute (980) die Burg und Stadt Styre (Steyer), wovon später die ganze Mark Steyer — Steyermark — genannt wurde.

Leopold der Starke vereinte theils durch Kauf, theils durch Erbschaft im Anfange des 12. Jahrhunderts den größten Theil des Landes, und Ottokar VI. wurde unter Friedrich I. zum Herzoge ernannt. Er starb im Jahre 1192, und Leopold wurde zu Worms vom Kaiser Heinrich VI. mit dem neuen Herzogthume belehnt. Bald darauf huldigten die Landstände in Grätz.

Leopold unternahm einen Kreuzzug, in dem er sich vorzüglich durch persönlichen Muth und Tapferkeit auszeichnete, wo auch der berühmte Zwist mit Richard Löwenherz, König von England, vorfiel. — Als er sich zu einem zweiten Zuge rüstete, stürzte er in Grätz vom Pferde und brach das Bein, an welcher Verwundung er 1194 im 38. Jahre seines Alters starb.

Friedrich I., der Katholische,

(1194 — 1198)

der erstgeborne Sohn Leopold's, war mehr für Ritterzüge geboren. Er überließ seinem Bruder Leopold die Verwaltung von Steyermark, und bald auch von Österreich, unternahm auch einen Zug nach Palästina und fand dort sein Grab. Er starb unvermählt, und ihm folgte nach dem Fridericianischen Freiheitsbriefe

Leopold VII., der Glorreiche,

(1198 — 1230).

Er ist in der Reihe der babenbergischen Fürsten einer der ausgezeichnetsten. Die ehrenvolle Benennung Gloriosus, die ihm für seine unsterblichen Verdienste

um Österreich zu Theil ward, verdiente er mit Recht. Gleich groß als Mensch, Fürst, Gesetzgeber, Held, hob er den Wohlstand unsers Vaterlandes auf eine Höhe, die damals keiner der deutschen Staaten erreicht hatte. —

Deutschland entbrannte vom Neuen von dem Hasse der Welfen und Hohenstaufen. Nach dem frühen Hintritte Heinrich's VI. entstand eine zehnjährige Anarchie. Der junge Friedrich war zwar schon bei Lebzeiten seines Vaters zu seinem Nachfolger gewählt; allein er war damals noch nicht getauft, und man schloß ihn deswegen von dem Throne aus, weil man es für keine Pflicht hielt, einem Ungetauften Wort zu halten. Man schritt daher zu einer neuen Wahl, und diese fiel zum Unglücke zweispaltig aus. Die Anhänger des hohenstaufischen Hauses wählten Philipp, Herzog von Schwaben und Toskana, des verstorbenen Kaisers Bruder und Friedrich's II. Oheim. Dieser Wahl stimmte auch Leopold VII. bei. Die Feinde des hohenstaufischen Hauses, dadurch beleidigt, schritten ihrer Seits auch zu einer Wahl, und trugen ihre Krone Otto von Braunschweig, Heinrichs des Löwen Sohne, an, der sie auch freudig annahm. Deutschland theilte sich nun in zwei Partheien, so auch Italien. Der alte Adel hielt es mit Philipp, die Städte und die Geistlichkeit mit Otto IV. Sogar die Könige von Frankreich und England mischten sich in Deutschlands Händel. Jener unterstützte Philipp, dieser Otto IV., seinen Neffen. Papst Innocenz III. wollte sich zum Schiedsrichter beider Partheien aufwerfen; allein nicht sein Richterspruch, sondern die Waffen sollten entscheiden, wer König seyn sollte. Ein schrecklicher Bürgerkrieg entstand, und wüthete zehn Jahre lang in Deutschland, bis Philipp durch Otto von Wittelsbach meuchelmörderisch ermordet wurde. Seit die-

sem Morde wurde Otto IV. allgemein als König anerkannt, und zu Rom von Innocenz III. gekrönt, nachdem er früher in einer Kapitulation, die man ihm vorlegte, verschiedene Rechte auf deutsche Lehen, die seit dem Tode Heinrichs VI. an den päpstlichen Stuhl gezogen wurden, bestätigt hatte.

Otto IV. versprach mehr, als er halten sollte und durfte. Gleich nach dem Krönungsfeste forderte er die dem Reiche gehörigen Lehen wieder zurück, fiel in Apulien ein, und verheerte die Länder des jungen Friedrich, der unter dem Schutze des Papstes stand. Darüber ward er excommunicirt, und Friedrich II. auf einem Reichstage von einigen Fürsten zum Kaiser gewählt. Otto hielt August, König von Frankreich, für seinen gefährlichen Feind und Gegner. Er verband sich daher mit Johann ohne Land, dem Könige von England, seinem Oheim, und hoffte, wenn er gegen die Franzosen glücklich gewesen wäre, auch seiner Sache in Deutschland aufzuhelfen. Allein in Flandern erhielten die Verbündeten eine gänzliche Niederlage, und die Hoffnungen und Entwürfe Otto's waren auf immer vereitelt. Seitdem war Otto nichts als ein Schattenkönig, und lebte noch drey Jahre ruhig auf seinen Erbgütern im Braunschweigischen als Privatmann, zwar nicht abgesetzt, aber doch vergessen.

Friedrich II., seit dem Tode Otto's (1228) als alleiniger König anerkannt, zerfiel bald mit Innocenz; suchte aber weitern Unruhen durch das Versprechen, einen Kreuzzug zu unternehmen, vorzubeugen. Aber eben dies war in der Folge der Grund und Vorwand von Verfolgungen, die er vom Papste erdulden mußte. Der Papst, der des Kaisers Aufmerksamkeit von der Lombardie abwenden wollte, die als eine Vormauer des römischen Ge-

bietes, seitdem durch Friedrich I. Neapel und Sicilien an das Hohenstaufische Haus gekommen sind, angesehen wurde, drang unablässig auf die Erfüllung seines Versprechens. Friedrich verschob den Zug unter mancherlei Vorwand. Der Papst drohte mit augenblicklicher Excommunication. Der Kaiser that neue Versprechungen. Er heirathete sogar die Tochter des Königs von Jerusalem, Johann's von Brienne, und nahm den Titel eines Königs von Jerusalem an. Der Papst Honorius legte auch die Irrungen mit den lombardischen Städten bey. Nun hatte Friedrich keine Ausflucht mehr. Viele Menschen von allerley Nationen versammelten sich, um unter Anführung des Kaisers nach dem Orient zu ziehen. Allein in Sicilien erkrankte Friedrich. Dies hielt man in Rom für Verstellung, und Gregor IX. that ihn in den Kirchenbann. Um von dem Banne los zu werden, entschloß sich endlich Friedrich dennoch, sein Gelübde zu erfüllen, schiffte sich ein, und landete glücklich in Palästina. Vorher ward der Kaiser excommunicirt, weil er den Zug verzögerte, — jetzt, weil er ihn unternahm, ohne vorher losgesprochen zu seyn. Leopold der Glorreiche brachte zuletzt doch den Frieden zwischen dem Papste und dem Kaiser zu Stande. Friedrich wurde von dem Banne losgesprochen, und mußte 30,000 Mark Silber bezahlen. Er hatte nun Frieden, genoß ihn aber nicht lange. Sein Projekt, die Lombardie zur Unterwürfigkeit zu bringen, und das kaiserliche Ansehen wieder herzustellen, verwickelte ihn in neue Kriege und Streitigkeiten mit der Kirche, so, daß sie zuletzt den Untergang seiner ganzen Familie herbeiführten.

Doch wir wollen unsern Blick von dem Schauplatze des Krieges und der Verwirrung auf die friedlichen Ge-

filde Österreich's werfen, das Leopold durch blühende Schöpfungen und herrliche Anstalten verschönerte.

Die innere Staatsverwaltung Leopold's war ein Muster der Weisheit und der Einsicht. Er verstand die große Kunst, Ordnung und Sparsamkeit einzuführen. Dies setzte ihn in den Stand, auf nützliche Anstalten beträchtliche Summen zu verwenden, und seine Haushaltung verschaffte ihm Mittel, den Wohlstand des Landes zu vermehren. Das Hauptaugenmerk seiner Staatseinrichtungen war sowohl auf die äußere Sicherheit, als auf die innere Ruhe gerichtet. Zu diesem Ende legte er in Neustadt eine Festung an, sie diente zum Schutze gegen die Mongolen; er befestigte Scharding, als Vormauer gegen Baiern, und Haimburg, gegen Ungarn. Nachdem er auf diese Weise für die äußere Sicherheit gesorgt hatte, schritt er zur Erweiterung und Verschönerung seiner Residenz *).

Leopold erweitert die Kammergüter.

Die Kaiser und Könige haben ihre Macht durch Schenkungen und Verleihungen geschwächt: Leopold verstärkte die seine mit den heimgefallenen Staatslehen. War ein Lehen erledigt, so hat er dasselbe mit seinen Kammergütern vereint; dann kaufte er die Grafschaft Rötz um 2000 Mark Silber u. a. m. Die Haupterwerbungen aber waren die Güter und Lehen, die Leopold in Krain an sich brachte, für die er dem Bischofe von Freisingen 1650 Mark Silber zahlte, wodurch er den Grund zur Verbindung dieses Landes mit Österreich legte.

*) Von seinen Verdiensten um Wien wird in der Geschichte desselben gesprochen.

Privilegium Heinrich's VII.

Leopold, der seine Länder durch so vortreffliche Anstalten blühend machte, hat seine Macht durch die Heirath seiner Tochter mit Heinrich VII., dem Sohne Friedrich's II., befestigt. Er war zum römischen Könige erwählt und ertheilte Leopold einen Freyheitsbrief, in welchem alle von Friedrich verliehenen Rechte erneuert und auf die neu erworbenen Länder ausgedehnt wurden. Eine vorzügliche Auszeichnung, die ihm in demselben verliehen ward, ist die Erlaubniß, den Herzogshut mit dem Diadem der deutschen Krone zu zieren.

Leopold der Glorreiche starb als ein Opfer seines Patriotismus in den Unterhandlungen mit Gregor IX. und Friedrich. Er war so glücklich, den langersehnten Frieden zu Stande zu bringen, verfiel aber in Apulien in eine Krankheit, wo er zu St. Germano sein ruhmvolles Leben endete. — Die Nachricht von seinem Tode erfüllte ganz Österreich mit der tiefsten Trauer, und die Thränen seines Volkes gaben den schönsten Beweis, daß die ganze Zeit seiner segensreichen Regierung dem Glücke desselben geweiht und sein eifrigstes Bestreben nur dahin gerichtet war, nicht nur der Vater seines Volkes zu heißen, sondern auch zu seyn.

Friedrich II., der Streitbare,

(1230—1246).

Unter Leopold stand Österreich auf einer hohen Stufe der Macht und des Ansehens: unter Friedrich entstanden verheerende Kriege, die ihn durch die ganze Zeit seiner Regierung im Felde beschäftigten, wo er auch sei-

nen Tod fand. Sein Charakter wurde oft mit schwarzen Farben geschildert: das grenzenlose Elend schien das Gemälde zu rechtfertigen; allein man vergißt, daß sich sein Charakter durch ungünstige feindselige Umstände ausbildete, die ihn zu dem machten, was man später an ihm getadelt hatte. Sein Unglück war, daß sein Vater zeitlich starb. Die Nachbarfürsten, die sich nicht verbunden glaubten, einem jungen, 20jährigen Fürsten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, fielen in sein Land ein, verwüsteten es, und das Gefühl des ihm angethanen Unrechts verleitete ihn zu Schritten, die er sich sonst nicht erlaubt haben würde.

Gleich die ersten Jahre seiner Regierung mußte er gegen seine eigenen Unterthanen kämpfen. Die beiden Kuenringer, Heinrich und Hadamar, besaßen große Reichthümer und einen mächtigen Anhang im Lande, so, daß Leopold der Glorreiche, als er, um sein Versöhnungswerk zu beginnen, nach Italien reiste, den ersteren seinem Sohne in der Regierung an die Seite setzte, deswegen sich auch Heinrich „Regierer Österreichs" nannte. Das Siegel und die Schätze, die Leopold weise zu sammeln wußte, waren in seinen Händen. Lüstern darnach raubte er in Verbindung mit seinem Bruder Hadamar in Friedrichs Abwesenheit beides. Zur Sicherheit stärkten die Brüder von Kuenring ihre Schlösser, umgaben das Städtchen Zwettl mit einer Mauer, und wurden durch Raub, Brand und Mord dem Lande ein Schrecken. Nebst dem ließen sie sich auch in verrätherische Unterhandlungen mit dem Könige Wenzel von Böhmen und mit dem Könige Andreas von Ungarn ein. Diese verhielten sich zwar für den Augenblick noch ruhig, allein jene fielen in Österreich ein, raubten und

plünderten; doch Friedrich gelang es bald, sie über die Grenze zurück zu treiben. Eben so glücklich war er gegen die Rebellen Kuenringer. Heinrich saß auf Weitra, Hadmar auf den unbezwinglichen Donauburgen Dürrenstein und Aggstein. Sie hatten die zehn gewaltigsten Burgen inne, welche sie „die zehn Finger ihrer Hände" zu nennen pflegten. Zuerst wandte Friedrich seine Macht gegen Heinrich; die Mauern Zwettl's wurden niedergerissen, andere Burgen theils durch Hunger, theils durch Gewalt bezwungen, und der mächtige Heinrich, vom Bischofe Gebhard von Passau mit seinem Bruder in den Kirchenbann gethan, war ein verlassener Flüchtling. —

Hadmar wurde in seinen eigenen Schlingen gefangen. Von seiner Burg Aggstein hatte er die Donau gesperrt, die Schiffe genöthiget zu landen, und ihre Ladung geraubt. Friedrich ließ in Regensburg einen Kaufmann ein starkes Schiff, mit kostbaren Waaren beladen, ausrüsten, in dessen unterem Raume Reisige verborgen waren. Als sie bey Aggstein vorüberfuhren, ertönte der furchtbare Ruf: anzuhalten und zu landen. Hadmar kam selbst mit seinen Dienern auf das Schiff, ließ das Beste zusammenraffen und damit an das Land eilen. In demselben Augenblicke stießen die Schiffsleute ab; die Reisigen stürzten hervor, umringten Hadmarn, warfen ihn nieder, banden ihn mit Stricken und führten ihn als Gefangenen nach Wien. Auch Heinrich eilte dahin, um sich des Herzogs Gnade oder Ungnade zu überliefern. Friedrich, eingedenk der Verdienste, die die Kuentinger um seinen Vater hatten, verzieh ihnen huldvoll, nachdem er Geißel und Ersatz des geraubten Schatzes genommen hatte. Heinrich trat in des Herzogs Dienste; Hadmar aber starb auf einer Pilgerreise nach Passau. —

Ein neuer Gegner, der dem jungen Herzoge sehr gefährlich werden konnte, war Kaiser Friedrich II. — Im October 1231 kam der Abt von St. Gallen nach Wien, um in dem Namen des Kaisers das rückständige Heirathsgut Margarethens, Friedrichs Schwester, zu verlangen, die mit dem römischen Könige Heinrich vermählt war. Der Herzog entschuldigte sich, daß er eben mit den Böhmen und den Kuenringern in einen gefährlichen Streit verwickelt und sein Land gänzlich erschöpft sey. Der Kaiser forderte den Herzog nach Ravenna und Aquileja, und da dieser, gestützt auf Barbarossa's Freiheitsbrief, nicht erschien, ließ sich's der Kaiser gefallen, in sein Erbland nach Pordenone (Portus Naonis) zu kommen. Der Kaiser und der Herzog schieden nach dieser persönlichen Zusammenkunft noch mehr erbittert von einander. Friedrich fürchtete die Rache des Kaisers, und verband sich mit dessen Sohne, Heinrich VII., seinem Schwager, der in Geheim auf eine Empörung sann, indem er die Krone der Deutschen und Lombarden an sich reißen wollte.

Friedrich kehrte schnell aus Italien zurück, im Junius 1235 wurde Heinrich auf einem Reichstage zu Regensburg förmlich abgesetzt, und nach Apulien gebracht, wo er starb. —

Der junge Herzog ließ sich in neue Abentheuer ein, die für ihn gefährliche Folgen hatten. Nach dem Tode Andreas II. ließen ihm einige Magnaten die Krone von Ungarn antragen. Er brachte eiligst ein Heer zusammen, mit dem er nach Ungarn zog; allein die Sache war Verrath. Er fand Bela wohl gerüstet an der Spitze eines mächtigen Heeres. Friedrich, zu schwach Widerstand zu leisten, wurde geschlagen, zerstreut flohen

seine Truppen, und Bela's Scharen verwüsteten alles bis an die Thore Wien's. Der Herzog mußte den Frieden mit einer ungeheuren Summe Geldes erkaufen. Er wollte seine Kassen durch neue Steuern füllen, mit denen er auch den Adel und die Klerisei belegte, und die er mit der größten Strenge eintreiben ließ. Dies erbitterte die damals stolzen und widerspänstigen Stände; sie verklagten den Herzog bei dem Kaiser, der ohnedies ungünstig gegen ihn gesinnt war, und baten um einen andern Landesfürsten. Dies verwickelte ihn in einen Krieg mit dem Kaiser, in welchem Leben und Krone auf dem Spiele stand; nur seine Tapferkeit und sein Edelmuth entzogen ihn diesen Gefahren *). —

Friedrich rettet Österreich und Deutschland von den Mongolen.

Im Innern war die Ruhe zwar hergestellt, allein vom Osten kam ein Schlag, der die europäischen Staaten mit einem Male zu zertrümmern drohte. Die Mongolen, die ursprünglich in den asiatischen Steppen an den Grenzen des heutigen Sibiriens ihren Stammsitz hatten, waren bis in das 12. Jahrhundert in Europa kaum dem Namen nach bekannt. Temudschin vereinte die einzelnen, wild herumstreifenden Horden, und faßte den Entschluß, sich zum Herren der Welt (Dschengis-Chan) zu machen. Er durchstürmte mit ihnen alle asiatischen Länder; allein der Tod machte seinen ferneren Unterjochungen ein Ende. Ihm folgte im Jahre 1227 sein Sohn Oktai. Er hatte eine Armee von 1,500,000

*) Eine ausführliche Schilderung des Krieges erscheint in der chronologischen Darstellung der Geschichte Wien's.

wilden Barbaren, mit 600,000 Mann wollte er China unterjochen, 900,000 Mann schickte er gegen Westen Diese Armee war es, welche Deutschland und ganz Europa bedrohte. Zuerst machten sie sich Rußland zinsbar: die russischen Fürsten flohen in die pohlnischen Wälder. Durch den Sieg bei Krakau (18. März 1241) kam Pohlen in ihre Gewalt. Ein Heer von 30,000 Deutschen, welches sich ihnen in Schlesien entgegen stellte, wurde geschlagen, und Breslau verbrannt. Ein Theil des furchtbaren Heeres wälzte sich nun über Mähren, der andere stürmte nach Ungarn; Olmütz, in dessen Mauern der tapfere Jaroslaw von Sternberg befehligte, war aber der Wendepunct ihres Glückes. Sternberg machte einen glücklichen Ausfall, schlug die Feinde auf's Haupt, und tödtete sogar mit eigener Hand einen der Chans (24. Jun. 1241). Vom weitern Vordringen abgeschreckt, eilten sie dem Heere nach Ungarn nach, das hier glücklicher kämpfte. — Der Pfalzgraf des Reiches verlor in der Vertheidigung der Engpässe von Ungarn und Munkács das Leben. Ein allgemeiner Schrecken verbreitete sich; Bela's Gemahlinn, Marie, floh' mit ihrem Söhnlein Stephan und mit den Schätzen zu Friedrich dem Streitbaren nach Wien. Indeß fiel eine entscheidende Schlacht zwischen den Ungarn und Mongolen auf der Heide Mohi am Sajo vor, wo Bela IV. so geschlagen wurde, daß er sich nur mit Noth durch die Wälder und Schluchten der Karpathen zu Friedrich, seinem alten Feinde, nach Haimburg flüchten konnte. Die Mongolen wütheten in dem eroberten Lande so schrecklich, daß 15 Tagreisen weit alles verbrannt und verwüstet war. Die Noth war so groß, daß Menschenfleisch öffentlich verkauft wurde! —

Jetzt sollte Oesterreich an die Reihe kommen. Die beiden Schwärme aus Ungarn und Mähren wollten sich zwischen Wien und Neustadt vereinigen. Friedrich warb unterdeß neue Völker, legte in die Neustadt eine hinlängliche Besatzung und verstärkte die Grenzplätze. Als er nun, in Verbindung mit dem Könige von Böhmen, dem Herzoge von Kärnthen und dem Markgrafen von Baden ein bedeutendes und wohlgerüstetes Heer versammelt hatte, brach er auf, um die Mongolen bey Neustadt selbst anzugreifen. Als diese das Christenheer anziehen sahen, bemächtigte sich ihrer eine solche Furcht, daß sie sich eiligst wieder zurückzogen. Friedrich verfolgte sie rasch, und fing und erschlug einen großen Theil von ihnen. Eine Haupturſache, die zum schnellen Rückzuge viel mit beigetragen hat, war der plötzliche Tod des Groß-Chans. Die Witwe wollte ihren unmündigen Sohn zum Nachfolger erklären, damit waren die Großen unzufrieden und suchten, ohne mehr eine zweifelhafte Schlacht zu wagen, schnell nach Asien zurückzukehren. —

Das gute Vernehmen zwischen dem Kaiser und dem Herzoge war dergestalt wieder hergestellt, daß Friedrich II. auf einem Reichstage zu Verona (1245) das Privilegium Friedrich's I. bestätigte, und darin vermehrte, daß das Kreuz der kaiserlichen Krone den österreichischen Herzogshut zieren sollte. Nebstdem war im Antrage, die österreichischen Länder zu einem Königreiche zu erheben. Der Kaiser forderte von Friedrich, daß er ihm Gertrud zur Gemahlinn geben sollte. Sie war eine Tochter seines Bruders Heinrich, und für den Sohn des Königs von Böhmen bestimmt. Dies, und ein neu ausgebrochener Krieg vereitelte die weitern Unterhandlungen, und brachte Friedrich um die Königskrone.

Krieg mit den Ungarn.

Friedrich hatte bereits die dritte Gemahlinn, und auch von ihr bekam er keine Kinder; er beschloß daher, sich von ihr zu trennen. Ihre Schwester war die Königinn von Ungarn. Bela sah dies als einen Schimpf an, er brach gegen Oesterreich auf, fand aber Friedrich wohl gerüstet; es kam zu einer Unterredung zwischen beiden, welche zwar den Frieden, aber keine dauernde Freundschaft herbeiführte. Bela suchte nun durch geheime Umtriebe den König von Böhmen zu einem Einfalle zu bewegen; es gelang ihm, Friedrich jagte jedoch die Feinde über die Grenze, und die Verbindung Gertrudens mit Wladislaw, Markgrafen von Mähren, dem Sohne des böhmischen Königs, vernichtete Bela's Hoffnungen von dieser Seite. Er fing daher die Feindseligkeeten vom Neuen an, und setzte mit einem Heere über die Leitha. Friedrich zog ihm muthvoll mit den Seinen entgegen, es kam zur Schlacht. Die Oesterreicher siegten, die fliehenden Feinde wurden mit Hast verfolgt, Friedrich war in den vordersten Reihen. Da traf der rückwärts abgeschossene Pfeil eines Kumanen den Kopf seines Pferdes; es stürzte, so, daß es den herzoglichen Reiter halb unter seiner Last begrub. Ein Frangipani, durch das Jauchzen, welches dieser Fall erregte, aufmerksam gemacht, wandte um, und stieß dem unter dem Pferde sich hervorarbeitenden Herzoge einen Speer ins Auge. Die Wunde war tödtlich, und so starb am 15. Junius 1246, am Jahrestage seiner Geburt, der Letzte aus dem babenbergischen Stamme. —

Der erfochtene Sieg konnte die allgemeine Trauer um nichts lindern. Friedrich wurde in Heiligenkreuz beigesetzt. Auf dem Boden, in der Mitte des Kapitelhauses,

ist sein Grabstein, worauf seine Gestalt, wie man ihn nach der Schlacht gefunden, abgebildet ist. Als seine Mutter Theodora auf dem Kahlenberger-Schlosse die Trauerbothschaft empfing, sprach sie nicht mehr, aß auch bald nicht mehr, und verschied nach einigen Tagen. —

Friedrich schrieb sich auch: „Herr von Krain," weil er mehrere Güter daselbst an sich brachte.

Verdienste der Babenberger um Österreich.

Den Babenbergern haben wir nicht nur die Kultur des Landes, sondern auch jene des Geistes zu danken. Unter ihnen erhob sich Österreich auf eine so bedeutende Stufe der Macht und des Ansehens, daß man dieses Land nicht mit Unrecht als den Schild des Ostens ansah. Diese Lage hatte aber auch die traurige Folge, daß es so vielen Einfällen und Verwüstungen angrenzender Barbaren Preis gegeben war, und seine Kultur so oft anfangen mußte. Alles, was die Römer, was Karl der Große für Österreich that, alle Einrichtungen, die sie zum Wohle der Bewohner trafen, gingen in dem wilden Strom der Völkerwanderung und durch die Verheerung der Avaren und Ungarn unter. Nur den Babenbergern schien es vorbehalten, den Wohlstand Oesterreichs auf eine solche Stufe zu bringen, daß man, um ein Land zu rühmen, selbes nur mit Österreich verglich. Das Land hatte das Ansehen eines schönen Gartens, Hügel, mit Reben bedeckt, wechselten mit fruchtbaren Feldern und grünenden Wiesen, der Safran, eine asiatische Pflanze, fand hier besonders Gedeihen; Städte und Dörfer mehrten sich; die Bevölkerung stieg; der Handel folgte bald nach und belebte alle Zweige der Betriebsamkeit. Leopold der VII. hat Wien den Alleinhandel aufbehalten: Wiener-

Kaufleute hatten in Konstantinopel ein eigenes Quartier inne, von dort wurden die Waaren nach dem westlichen Europa geführt. Nebst diesem hatten die Wiener auch Niederlassungen in Moskau, wo sie Pelze nach Venedig führten. Kurz, um ein gedrängtes Bild von dem blühenden Zustande des Landes der damaligen Zeit geben zu können, wollen wir die wahrhaft klassische Stelle eines geschätzten vaterländischen Dichters anführen *).

— — — — — Es ist ein gutes Land,
— — — — — — — —
Wo habt Ihr dessen Gleichen schon gesehn?
Schaut rings umher, wohin der Blick sich wendet,
Lacht's wie dem Bräutigam die Braut entgegen.
Mit hellem Wiesengrün und Saatengold,
Von Lein und Safran gelb und blau gestickt,
Von Blumen süß durchwürzt und edlem Kraut,
Schweift es in breitgestreckten Thälern hin —
Ein voller Blumenstrauß, so weit es reicht,
Vom Silberband der Donau rings umwunden —
Hebt sich's empor zu Hügeln voller Wein,
Wo auf und auf die gold'ne Traube hängt,
Und schwellend reift in Gottes Sonnenglanze;
Der dunkle Wald voll Jagdlust krönt das Ganze.
Und Gottes lauer Hauch schwebt drüber hin,
Und wärmt und reift, und macht die Pulse schlagen,
Wie nie ein Puls auf kalten Steppen schlägt.
D'rum ist der Österreicher froh und frank,
Trägt seinen Fehl, trägt offen seine Freuden,
Beneidet nicht, läßt lieber sich beneiden!
Und was er thut, ist frohen Muths gethan.

*) Grillparzer's: König Ottokar's Glück und Ende. III. Aufzug.

'Sist möglich, daß in Sachsen und beim Rhein
Es Leute gibt, die mehr in Büchern lasen;
Allein, was Noth thut und was Gott gefällt,
Der klare Blick, der off'ne richt'ge Sinn,
Da tritt der Österreicher hin vor Jeden,
Denkt sich sein Theil, und läßt die Andern reden!
O gutes Land! o Vaterland! Inmitten
Dem Kind Italien und dem Manne Deutschland,
Liegst du, der wangenrothe Jüngling, da;
Erhalte Gott dir deinen Jugendsinn! —

Ausgezeichnete Personen, Entdeckungen, Erfindungen und andere Anstalten, durch welche diese Periode merkwürdig geworden ist.

Friedrich II.

Einer der gebildetsten Männer seines Jahrhunderts, der einen seltenen Muth, Geist, Hochherzigkeit mit den edelsten Eigenschaften verband, war gewiß der deutsche Kaiser Friedrich II.; aber nie sind größere Talente so fruchtlos verschwendet worden, als bei ihm. Das Projekt, die lombardischen Städte unter seine Bothmäßigkeit zu bringen, war eben so zur Unzeit angelegt, wie unter seinem Großvater, Friedrich I.; dies brachte ihn in Italien um seine Macht, in Deutschland um sein Ansehen und seine Würde. Die lombardischen Städte, zu Republiken umgeschaffen, standen jetzt in ihrer Jugendkraft da, und waren lieber entschlossen, das Äußerste zu dulden, als sich unterjochen zu lassen. Hundert Jahre später würde vielleicht alles gelungen seyn! —

Von Friedrich's Streitigkeiten mit dem Papste wegen des Kreuzzuges haben wir bereits gehört; während er in Palästina glücklich gegen die Ungläubigen kämpfte, wurde in Europa gegen ihn, wie gegen einen Ungläubigen, das Kreuz gepredigt. Nach seiner Zurückkunft kam jedoch der Friede durch Vermittlung Leopold's des Glor-

reichen und anderer Fürsten zu Stande. Kaum hatte sich Friedrich von den Händeln mit dem Papste losgemacht, als er sein lange gegen die lombardischen Städte entworfenes Projekt auszuführen gedachte. Dazu kam noch, daß die Mailänder seinem Sohne Heinrich VII., der sich gegen ihn empörte, die Krone von Italien antragen ließen, da sie doch früher ihm die Anerkennung als König der Lombardie verweigert hatten. Friedrich drang nun mit einigen tausend Reitern über die Alpen, langte glücklich in Verona an, das vor einiger Zeit auf seine Seite getreten war, verstärkte sich hierauf mit andern, ihm treu gebliebenen Lombarden, schlug die Paduaner, Trevigianer und Vicentiner, welche die veronesische Festung Rivalta belagerten, in die Flucht, eroberte Vicenza mit Sturm, und ließ einen Theil der Stadt in Brand stecken. Nun wollte er seine ganze Macht gegen Mailand wenden, allein die in Österreich ausgebrochenen Unruhen riefen ihn zurück. Friedrich begab sich nach Wien, wo er seinen Sohn Konrad zum römischen Könige erwählen ließ, und nachdem er die Angelegenheiten daselbst so viel als möglich in Ordnung gebracht hatte, wandte er sich wieder gegen Mantua, das nach einer kurzen Belagerung überging, schlug die Mailänder, und richtete ein schreckliches Blutbad unter ihnen an. Dies bewirkte eine ganze Veränderung in Italien. Die meisten Städte unterwarfen sich freiwillig, und selbst die Mailänder machte der Verlust so kleinmüthig, daß sie sich unter billigen Bedingungen ergeben wollten; allein der Kaiser forderte unbedingte Unterwerfung auf Gnade und Ungnade. Die Härte des Kaisers brachte die Mailänder in Verzweiflung. Diese gab ihnen neuen Muth und neue Stärke. Von dieser Zeit verlor der Kaiser die Zuneigung vieler Men-

schen und das Glück verließ ihn. Er mußte die angefangene Belagerung von Brescia nach 3 Monaten aufgeben. Nun zogen sich viele seiner Anhänger zurück, und er fing an in der öffentlichen Meinung zu sinken. Auch Gregor IX., der bisher nur in Geheim die Mailänder aufhetzte, trat nun gegen seinen Feind Friedrich II. öffentlich auf, und that ihn in den Kirchenbann, erklärte ihn des Reiches verlustig, das er dem Grafen von Flandern, Robert, Ludwig des Heiligen Bruder, antrug, der es aber nicht annahm. In dem päpstlichen Schreiben wurde Friedrich der größten Laster beschuldigt; man klagte ihn an als einen Feind und Spötter der christlichen Religion, der sich des Gottesraubes und aller Laster schuldig gemacht hat. Friedrich rechtfertigte sich in einer Schrift, und behauptete die Oberhand. Die deutschen Fürsten blieben dem Kaiser getreu. Die Nachfolger Gregor's IX., Cölestin IV. und Innocenz IV., haben den Streit, so lange Friedrich lebte, fortgesetzt. Innocenz IV. trieb es aufs Äußerste, ließ gegen Friedrich wie gegen einen Ungläubigen das Kreuz predigen, und auf dem Concilium zu Lyon einen förmlichen Ketzerprozeß gegen ihn halten. Weder Widerlegung, noch Beschuldigung, noch ein förmliches Examen aus dem Katechismus, dem sich der Kaiser öffentlich unterziehen mußte, half ihm von der Excommunication. Der Papst blieb dabei nicht stehen. Durch den Erzbischof von Mainz und Köln brachte er es dahin, daß der Markgraf von Thüringen, Heinrich Raspe, als König gegen Friedrich gewählt wurde. Dieser schlug die Würde zwar anfangs aus, indem er dem Papste zurückschrieb: er sey zu einem solchen Unternehmen zu alt, habe weder Kinder noch Freunde, die mächtig genug wären, ihn zu unterstützen, und sein Land sey

offenbar zu klein und arm, um die Kriegskosten gegen den Kaiser tragen zu können; doch, da der Papst neuerdings in ihn drang, und alle Hilfe versprach, nahm er die Kaiserwürde an. Heinrich war fast allein von geistlichen Fürsten gewählt, man nannte ihn daher den „Pfaffenkönig *).“ Er ward von Konrad, Friedrichs Sohne und römischen Könige, geschlagen, und starb im nächsten Jahre (den 17. Februar 1247) auf der Wartburg.

Die Prälaten schritten zu einer zweiten Wahl, allein sie fanden keinen europäischen Fürsten, der aus ihren Händen die Kaiserkrone annehmen wollte, als den 20jährigen Wilhelm, Grafen von Holland, der noch nicht einmal Ritter war. Die mächtigen weltlichen Fürsten wollten von ihm nichts wissen, die Städte blieben Friedrich treu, und blos die Geistlichen ergriffen seine Parthei. Friedrich war dadurch nichts weniger als überwunden; er behauptete sich in Deutschland so gut als in Italien, selbst in der Lombardie hatte er die Hälfte der Städte für sich. Das Schlimmste war, daß seine Kräfte merklich abzunehmen anfingen. Die mannigfaltigen Unglücksfälle und Verdruß jeder Art haben seinen Geist und Körper so angegriffen, daß er im 53. Jahre seines Alters zu Fiorenzuola in Apulien, den 13. Dezember 1250, starb.

Mit ihm fiel der Glanz des Reiches und das kaiserliche Ansehen in Deutschland und Italien. — So wenig er sich auch, durch die immerwährenden Kriege in Italien

*) Das Wort „Pfaff,“ welches in den ältern Zeiten ein Ehrenname der Geistlichen war, entstand aus der Zusammenziehung der Anfangsbuchstaben der Worte: Pastor fidelis animarum fidelium. (Treuer Hirt der treuen Seelen).

beschäftigt, in Deutschland aufhielt, so sorgte er doch durch Gesetze für die Sicherheit des Reichs, durch Schulen und Bildungsanstalten für die wissenschaftliche Cultur. Er ließ die Werke des Aristoteles und mehrere arabische Schriften ins Lateinische übersetzen, brachte die Mathematik in Aufnahme, stellte die hohe Schule zu Neapel wieder her, verbesserte die Schulen zu Bologna und Salerno, und legte den Grund zur Wiener-Universität. Er schrieb selbst ein Werk über die Kunst mit Vögeln zu jagen, das zwar in einem barbarischen Latein abgefaßt ist, aber treffliche anatomische und physikalische, größtentheils auf eigene Erfahrung gegründete Bemerkungen enthält. Nebst diesem beschäftigte er sich auch mit brauchbaren Wissenschaften, wohl auch mit astrologischen Träumereien, einem Modestudium seines Jahrhunderts. Gewiß würde Friedrich's Eifer für Kunst und Gelehrsamkeit auf seine Zeiten weit stärker und glücklicher gewirkt haben, wenn seine Regierung weniger unruhig und kriegerisch gewesen wäre. — —

Die Kreuzzüge.

Die Kreuzzüge entstanden aus den Wallfahrten, die schon unter Karl dem Großen eine Lieblingsneigung der europäischen Christen waren. Von der Länge und der Beschwerlichkeit derselben erwuchs nach ihrer Meinung das Verdienst, das man sich dadurch erwerbe. So waren sie Anfangs blos nur auf nahe liegende Ortschaften beschränkt, dann wallfahrtete man nach Rom zum Grabe des heiligen Petrus und Paulus, und endlich nach Jerusalem, um die heilige Stätte zu sehen, wo der Erlöser gelebt und gelitten hatte. Die Araber haben diese einträglichen Wallfahrten nicht nur geduldet, sondern auch begünstigt, weil die Pilger Geld ins Land brachten. Als aber die rohen seldschuki-

schen Türken um das Jahr 1079 Jerusalem, Syrien und andere Länder erobert hatten, wurden die christlichen Pilger sehr gemißhandelt und viele verloren auf dieser frommen Reise ihr Leben. Laut klagte man in Europa über die Grausamkeit der neuen Beherrscher. Diese Klagen erregten bei den Christen den Wunsch, diese Länder den Ungläubigen zu entreißen. Schon Gregor VII., ein für große Unternehmungen empfänglicher Kopf, entwarf dazu den Plan; allein seine Streitigkeiten mit Heinrich IV. hinderten ihn in der Ausführung desselben. Unter seinem Nachfolger Urban II. wurde diese außerordentliche Unternehmung durch einen einzigen Menschen ausgeführt, der in unsern Zeiten verlacht worden wäre. Dieser war Peter von Amiens, oder Peter der Einsiedler, welcher im Jahre 1093 mit andern Wallfahrtenden nach Jerusalem gereiset war. Er brachte ein Schreiben von dem Patriarchen von Jerusalem mit, in welchem dieser die abendländischen Christen flehentlich bat, ihren bedrängten Brüdern zu Hilfe zu eilen. Nebst diesem Schreiben brachte Peter auch einen mündlichen Befehl von Jesu Christo selbst, der, seinem Vorgeben nach, ihm in der Nacht erschienen war. Diesem Befehle zu Folge sollte der Papst die europäischen Christen zur Eroberung des heiligen Grabes des Erlösers aufbiethen, wofür alle der Himmel zur Belohnung erwarte. Dies war es, was die gesammte Christenheit in Bewegung setzte.

Auf einer Kirchenversammlung zu Piacenza, wo sich beinahe 200 Bischöfe, 4000 andere Geistliche, und mehr als 30,000 Laien einfanden, eröffnete der Papst sein Anliegen, und ließ die Gesandten des griechischen Kaisers Alexius den traurigen Zustand der Christenheit im Morgenlande schildern. Die Italiener waren gerührt, aber — sie blieben zu Hause.

Im folgenden Jahre veranstaltete der Papst ein Concilium zu Clermont in Frankreich, wo die Klagen des herumziehenden Peter von Amiens besser auf seine Landsleute wirkten, und seine Reden den Enthusiasmus der Franzosen entflammten. Der Papst begeisterte die ganze Versammlung für seinen Plan durch die Schilderung der Leiden der morgenländischen Christen dergestalt, daß sie einstimmig ausriefen: „Gott will es!" Dieser Ausruf wurde auch nachher das Feldgeschrei der Kreuzfahrer.

Eine zahllose Menge von Fürsten, Grafen, Rittern, Bauern, Geistlichen und Weibern wollte an der Befreiung des h. Grabes Theil nehmen. Die sich dazu entschlossen, hefteten ein rothes Kreuz auf ihre Schultern; wer ohne dasselbe erschien, wurde für feige und religionsvergessen gehalten. Diese Begeisterung griff in der ganzen christlichen Welt mit einer wundervollen Schnelligkeit um sich; ganz Europa schien sich auf Asien stürzen zu wollen. —

Um sich diese Erscheinung, die bei unserem kalten, alles berechnenden Zeitalter unbegreiflich scheint, einiger Maßen zu erklären, müssen wir auf das Zusammenwirken der Umstände einen Blick werfen, die ihren Fortgang außerordentlich beschleunigte. Zu dem religiösen Enthusiasmus, der einen großen Theil der Kreuzfahrer mit sich zog, gesellte sich noch:

1) Der herrschende Rittergeist, der den ganzen Adel entflammte. Der feurige Ritter träumte schon im Voraus von den Heldenthaten, die er im gelobten Lande verrichten würde.
2) Wer nicht aus reinem religiösen Gefühle folgte, wurde durch das Versprechen des vollkommenen Ablasses, der Vergebung der Sünden und Nachlassung der Kirchenstrafen angelockt.

3) Waren die Vorrechte, die den heiligen Kriegern ertheilt wurden, ein Hauptmotiv. So durften die Vasallen ohne Einwilligung ihrer Lehensherren ihre Lehen veräußern und verpfänden. Die Kreuzfahrer traten sowohl der Person als den Gütern nach unter den Schutz und die Gerichtsbarkeit der Kirche. Sie waren von allen Abgaben und Schuldenzahlungen frei; alle Länder und Güter der Feinde gab ihnen der Papst zur Beute.

4) Zogen die mangelhaften geographischen Kenntnisse manchen nach Palästina, der sonst zu Hause geblieben wäre. Man stellte sich vor, daß da Milch und Honig in Bächen fließe; Gold, Silber und Edelsteine auf den Straßen zu finden seyen. Der Bauer eilte von dem Pfluge zu den Waffen, die er das erste Mal gleich dem Edelmanne tragen durfte, und war froh, seinem tyrannischen Herrn zu entgehen. —

Durch diese mächtigen Triebfedern bewegt, flossen zahllose Haufen der Kreuzfahrer zusammen. Gegen 200 Jahre hindurch (1096—1248) verfloß beinahe kein Jahr, in welchem nicht mehr oder minder große Haufen nach dem Lande der Hoffnung gezogen wären. Doch der Hauptzüge zählt man nur sieben.

Erster Kreuzzug unter Gottfried von Bouillon.

Die Kirchenversammlung zu Clermont hatte zum Aufbruche der Pilger den 15. August 1096, als am Mariä Himmelfahrtstage, bestimmt. Der unbesonnene und dürftige Pöbel zwang den ersten Prediger des Kreuzzuges, Peter von Amiens, schon im Frühlinge aufzubrechen. An der Spitze von 300,000 theils andächtigen,

theils leichtsinnigen, dummen, ausschweifenden, unruhigen, schwärmenden und betrogenen Menschen zog der Eremit als General, barfuß, in einer Kapuze, auf einem Esel reitend und den Rosenkranz in der Hand, von den Ufern des Rheins aus. Sein Unterbefehlshaber war Walter Habenichts, so genannt, weil er sehr arm war. Volkmann aus Sachsen und Gottschalk aus Franken, beide Priester, schlossen sich an ihn an, jeder mit 15,000 Bauern. Der Anfang der Heldenthaten wurde schon in Deutschland mit den Juden am Rhein gemacht. Diese, als Feinde der Christen, wurden ausgeplündert und wie Fliegen todt geschlagen. Seit Hadrian hat dieses Volk keine solche Verfolgung erlitten, wie von diesen frommen Kriegern. Diese Armee sorgte nicht für Magazine, sie verließ sich auf den Papst, der ihr alles versprochen hatte. In Österreich verpflegte sie Leopold der Heilige, und sie zogen getrost weiter. In Ungarn, wo sie keine Juden mehr fanden, plünderten sie die Christen, wofür aber die Ungarn schreckliche Rache nahmen. Sie wurden geschlagen, ein großer Theil floh in die Wälder, so, daß kaum der dritte Theil vor Konstantinopel anlangte. Um ihrer los zu werden, ließ sie der byzantinische Kaiser nach Asien übersetzen, wo sie in Gefahr kamen, von Hunger und den Sarazenen gänzlich aufgerieben zu werden, wenn ihnen nicht das regelmäßige Heer von Konstantinopel zu Hilfe gekommen wäre.

Unternehmungen der Kreuzfahrer unter Gottfried von Bouillon.

Die Kreuz-Armee bestand aus Franzosen und Normännern, der Blüthe der Ritterschaft von Europa. Ihr erster Anführer war Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, der größte und edelste Held seiner Zeit.

Glücklich wären die Kreuzfahrer gewesen, wenn sie sich der Leitung dieses vollendeten Helden und würdigen Repräsentanten Karls des Großen überlassen hätten. Die übrigen Häupter der Kreuz-Armee waren: Hugo, der Bruder des Königs von Frankreich; Robert, Herzog der Normandie; Robert, Graf von Flandern; Raimund, Graf zu Toulouse: dann die zwei normännischen Fürsten aus Unter-Italien, Boemund, Fürst von Tarent, und Tancred; Eustach und Balduin, Gottfrieds Brüder, und andere Helden. Das Heer bestand, als es bey Chalcedon gemustert wurde, aus 500,000 Mann zu Fuß und 130,000 Reitern. — Alexander unternahm und vollendete die Eroberung Asiens mit 35,000 Macedoniern und Griechen. Die geringe Anzahl wurde ersetzt durch die Stärke, Kriegszucht und seine Phalanx. Bei den Kreuzfahrern konnte Tapferkeit und Anzahl den Mangel an Disciplin nicht ersetzen. Die Menge der Generale, die einander nicht subordinirt waren, Ungehorsam und Ausschweifungen hinderten den glücklichen Erfolg.

Die erste Unternehmung war gegen Nicäa gerichtet, das (1097) mit Sturm erobert wurde. Überall Sieger zogen die Kreuzfahrer durch Kleinasien nach Syrien. Das geschwächte Heer unternahm die Belagerung von Antiochia, Mangel an Kriegsmaschinen und Belagerungskenntnissen würde die Anstrengungen der Kreuzfahrer fruchtlos gemacht haben, wenn nicht Boemund durch List sich der Stadt bemächtigt hätte, indem er nämlich Strickleitern von der Mauer herabließ, auf denen die Ritter in die Stadt kamen. Kaum aber waren die Kreuzfahrer in der Stadt, so wurden sie selbst umringt und belagert. Eine schreckliche Hungersnoth riß ein. Körperschwäche und Geistesniedergeschlagenheit löschte den brennenden Enthu-

siasmus der Pilger. Der Wunsch zum Leben unterdrückte alle Gefühle der Religion und der Ehre. Nur drei Ritter waren aus der Menge zu finden, deren Geist unter den Drangsalen nicht erlag: Gottfried von Bouillon blieb aus edelmüthiger Frömmigkeit, Boemund aus Ehrgeitz und Eigennutz, und Tancred aus wahrem Rittergeiste stehen. Die übrigen verließen bei dieser mißlichen Lage ihren Standort. Selbst der Eremit Peter, welcher Europa gegen Asien bewaffnet hatte, entzog sich der nothwendigen Fastenbuße und floh davon.

Durch das Wunder der heiligen Lanze wurden die Kreuzfahrer vom Neuen mit Enthusiasmus beseelt und errettet. Bartholomäus von Marseille sagte, es sey ihm der heil. Andreas erschienen, und habe zu ihm gesprochen: Gott befehle, jene Lanze, welche unter dem Hochaltar vergraben liege, und mit welcher Jesus durchbohrt worden sey, hervorzusuchen; denn mit ihr würden die Feinde alle durchbohrt werden. So gestärkt thaten sie einen Ausfall und schlugen an dem merkwürdigen Tage der Apostel Peter und Paul die Araber, welche gegen 600,000 Mann stark waren, gänzlich. Nun ging der Zug nach Jerusalem, das nach einer 40tägigen Belagerung genommen wurde, auf dessen Mauern Gottfried von Bouillon die Kreuzfahne aufpflanzte (1099). Acht Tage nach der Eroberung von Jerusalem schritten die Fürsten zur Wahl eines Königs, der ihre Eroberungen in Palästina schützen und regieren sollte. Die einhellige Stimme des Heeres rief Gottfried I., den würdigsten Ritter der Christenheit, zum Könige aus. Er nahm den gefahrvollen Posten an, aus Demuth enthielt er sich aber des Titels und der Zeichen der Königswürde, und begnügte sich mit dem bescheidenen Titel: Schützer des heil. Grabes. Nun schritt

man zur Vertheilung der Länder, welche man erobert hatte. Balduin, Bruder Gottfrieds, ward Graf von Edessa; Boemund Fürst von Antiochien; Raimund, Graf von Toulouse, wurde Graf von Tripoli. Tancred bekam Galiläa. Andere vom kleineren Range erhielten Städte und Bezirke zu Lehen. Diese schlechte Verfassung, die nach dem Muster des europäischen Lehenssystems eingeführt wurde, war der Grund, daß dieses neue Königreich nach 90 Jahren zu Grabe getragen wurde. In Europa, wo alle Staaten an gleicher Krankheit darnieder lagen, äußerten sich die Mängel des Lehenssystems nicht so auffallend, wie in Asien, wo sich seine Fehler alsogleich offenbarten und äußere Schwäche und innere Kriege erzeugten.

Zweiter Kreuzzug unter Conrad III. und Ludwig VII.

Gottfried von Bouillon, die erste Stütze, starb schon im Jahre 1100. Die Sarazenen nahmen Edessa, das man für die Vormauer von Jerusalem hielt, und andere Städte weg. Jerusalem kam in die nächste Gefahr, und Europa in neue Bewegung. Papst Eugen III. schickte Befehle zum Aufbruche nach Palästina herum; aber der todte Buchstabe wirkte lange nicht so, wie das lebendige Wort. Um dieses auszusprechen, wählte der Papst den heiligen Bernhard, Abt zu Clairvaux, einen in ganz Europa seiner Heiligkeit und Kenntnisse wegen berühmten und geschätzten Mann. Durch seine Beredsamkeit bewog er den König von Frankreich, Ludwig VII., das Kreuz anzunehmen. Dem Beispiele des Königs folgte eine erstaunliche Menge des Adels und des Volkes. Der Abt mußte sogar, trotz der Menge Kreuze, die man in Bereitschaft hatte, sein eigenes Kleid zu Kreuzen zerschneiden.

Man ernannte ihn in einer Reichsversammlung zum Anführer der Kreuz-Armee; er war aber so klug, diese Ehre auszuschlagen. Nachdem er nun in Frankreich alles in Bewegung gesetzt hatte, brach er nach Deutschland auf, und bewog auch Kaiser Konrad III., das Kreuz zu nehmen. Obwohl beide mit einer Armee von 200,000 Mann und der Blüthe der Ritterschaft, worunter sich auch Heinrich Jasomirgott befand, nach dem Orient (1047) aufbrachen, so konnten sie doch nichts zu Gunsten der asiatischen Christen ausrichten. Unkenntniß und Mangel an Kriegszucht führte beinahe den Ruin des ganzen Heeres nach sich; zudem erhielten sie von den Griechen falsche Wegweiser, die sie in die Hände der Feinde führten. Beide Fürsten mußten das Königreich Jerusalem in einem schwächern Zustande verlassen, als sie es gefunden hatten. — Jasomirgott hohlte sich bei dieser Gelegenheit aus Byzanz eine schöne Frau, Theodora, die Nichte des Emanuel Comnenos.

Dritter Kreuzzug unter Kaiser Friedrich I., Philipp August, König von Frankreich, und Richard I., König von England.

Als Sultan Saladin im Jahre 1187 den Christen Jerusalem wieder entrissen hatte, flammte der Enthusiasmus in Europa höher auf, als selbst zu Anfang der Kreuzzüge, und die Beherrscher der drey europäischen Hauptreiche entschlossen sich, persönlich Heere gegen die Ungläubigen zu führen.

Friedrich Barbarossa war der erste, der mit seinem zweitgebornen Sohne den Zug antrat. Indeß hatten sich aber die Feinde gehäuft. Isaac Angelus, der Kaiser von Konstantinopel, betrachtete das Kreuzheer als seine Feinde. Er trat deßwegen mit dem Sultan von Iconien und mit Saladin in nähere Verbindung, um den

weiteren Unternehmungen der Kreuzfahrer schon im Beginne hinderlich zu seyn. Friedrich schlug sich glücklich durch die Griechen durch, eroberte Isonien, drang in Syrien ein, starb aber, nachdem er sich im Flusse Saleph gebadet hatte, wodurch er sich seinen Tod zuzog — am 10. Junius 1190 nach einer 38jährigen Regierung, ohne das Land seines Wünsche betreten zu haben. Die Armee war unterdeß von 150,000 Mann auf 8000 zusammengeschmolzen. Nach seinem Tode übernahm den Oberbefehl sein heldenmüthiger Sohn; er belagerte Ptolomais (Acre), allein eine Pest raffte ihn dahin. —

Philipp August und Richard Löwenherz, gewarnt durch Friedrichs Beyspiel, wählten den Weg nach Asien zur See. Sie kamen an, gerade als Acre belagert wurde. Auch Leopold VI., Herzog von Österreich, beschloß einen Zug nach Palästina, als er von der mißlichen Lage der Kreuzfahrer Nachricht erhielt. Das Heer der Christen bestand ungefähr aus 300,000 Mann, aber in demselben herrschten Spaltungen, Haß und Eifersucht. Guido von Lusignan, und Konrad, Fürst von Tyrus, stritten um das Königreich Jerusalem, das erst erobert werden sollte. Ein jeder hatte seine Parthei, welche im Falle der Noth zum Kampfe bereit stand. Endlich gelang es den Christen, nach einer dreijährigen Belagerung Ptolomais zu erobern, die einzige bedeutende Unternehmung, die in diesem Kreuzzuge, von dem man so große Erwartungen hegte, ausgeführt wurde. Dieses Ereigniß, das den Muth der Kreuzfahrer noch mehr entflammen, und ihre Vereinigung inniger bewirken sollte, hatte die gänzliche Trennung zur Folge. Philipp August, von persönlichem Haß und Neid gegen Richard entflammt, kehrte nach Frankreich zurück. Auch mit Leopold, der so viele

ausgezeichnete Thaten verrichtete, entzweite sich Richard. Dieser Zwist entstand, wie gewöhnlich erzählt wird, auf folgende Art: Österreichische Ritter haben, als man in die Stadt zog, ein Haus zur Wohnung des Herzogs daselbst ausgesucht, und eine Fahne aufgesteckt. Die Engländer warfen die Fahne in den Koth und beschimpften sie. Da sich Leopold deßwegen bei Richard beklagte und keine Genugthuung erhielt, kehrte er mit seinen Truppen nach Hause. Richard war allein der Macht der Sarazenen nicht gewachsen, und gab sich im Jahre 1192 auf den Heimweg. Durch einen Sturm wurde er an die Küste von Dalmatien verschlagen, und rettete sich nur durch Schwimmen. Er beschloß, als Templer verkleidet, die deutschen Staaten zu durchreisen. Heinrich VI. war mit ihm wegen der Hilfe, die er Tancred, der sich des Königreichs Sicilien bemächtigt hatte, leistete, zerfallen. Er gab Befehl, ihn gefangen zu nehmen. Richard kam bis nach Erdberg, einem nahen Dorfe bei Wien, und wurde von einem Lakey, der mit in Palästina war, und ihn daselbst oft gesehen, an einem Siegelring erkannt. Herzog Leopold gab Befehl, ihn gefangen zu nehmen. Richard wollte sich niemanden, als dem Herzoge selbst ergeben. Dieser kam auch mit einigen Rittern und Reisigen, und empfing Richards Wehre (20. Dezember 1192). Er wurde auf der Burg Dürrenstein bei Krems gefangen gesetzt. Leopold lieferte ihn dem Kaiser aus, wo er neuerdings in Verwahrung gebracht wurde, bis Richards Mutter dem Kaiser 100,000 Mark Silber Lösegeld zahlte, worauf der König im Februar 1194 die Freiheit erhielt. Österreich bekam einige tausend Mark, die auf Befehl des Papstes Cölestin III. zurückbezahlt werden sollten; und da sich der Herzog dessen weigerte, wurde

er in den Bann gethan. Die Excommunication blieb aber ohne Wirkung; denn die Unterthanen liebten ihren Herzog, und blieben ihm treu. Als er aber in Grätz vom Pferde stürzte, so kam ihm auf den Todtenbette die Reue, er ließ sich von dem Banne lossprechen, und bath seinen Sohn Friedrich, das Geld zurück zu geben.

Der vierte Kreuzzug ist in Hinsicht seiner Folgen einer der merkwürdigsten. Die Kreuzfahrer kamen zwar nicht aus Europa hinaus, brachten aber daselbst solche Verwirrungen und Veränderungen hervor, wie es nur immer von einem selbschuklischen Heere zu erwarten war. Balduin, Graf von Flandern, war der Hauptanführer dieses Feldzuges; die eigennützigen und rachsüchtigen Venetianer lieferten gegen ansehnliche Summen Geldes die nöthigen Transportschiffe. Den Anfang ihrer Unternehmungen machten die Kreuzfahrer mit der Belagerung der christlichen Stadt Zara, die sich dem venetianischen Joche entzogen hatte. Der Papst belegte die Kreuz-Armee mit dem Banne; dessen ungeachtet wurde Zara eingenommen. Von da wandte man sich nach Konstantinopel.

Isaac Angelus ward von seinem Bruder Alexius (1195) vom Throne gestoßen. Isaacs Sohn, Alexius, rief die Kreuzfahrer zu Hilfe, versprach ihnen 200000 Mark Silber und Lebensmittel. Er wurde durch sie mit seinem Vater auf den Thron erhoben. Um die versprochene Summe zu bezahlen, erschöpfte er den Staat. Die Bedrückungen der Kreuzfahrer vermehrten das Mißvergnügen. Das Volk empörte sich; Isaac starb; der junge Alexius wurde ermordet. Dies kommt den Kreuzfahrern erwünscht; Konstantinopel wird belagert und geplündert. Der Kaiser flieht, Balduin von Flandern wird zu Konstantinopel ein lateinischer Kaiser. Venue und Reich wer-

den getheilt, und den reichsten Theil dieses Raubes am adriatischen, schwarzen und griechischen Meere erhalten die Venetianer. Es entsteht ein Fürstenthum Achaja, ein Herzogthum Athen für französische Barone; venetianische Nobili erwerben sich die Herzogthümer Naxos und Negropont; das griechische Kaiserthum geht wie kein feiler Raub unter. Dagegen errichten Abkömmlinge des griechischen Kaiserstaates ein Kaiserthum zu Nicäa, ein Herzogthum Trapezunt. Da nun bei dieser Theilung für den lateinischen Kaiser so wenig übrig blieb, so dauerte dieses schwache Reich kaum 50 Jahre (1261). Die Kaiser von Nicäa bemächtigten sich der alten griechischen Kaiserstadt wieder, bis es in die Hände der Türken kam.

Den fünften Kreuzzug unternahm (1217) eine Armee von Franzosen, Deutschen, Ungarn, Italienern und Engländern; er war aber ohne Folgen. Sie hatten schon mit den Großmeistern der Ritterorden den Berg Tabor umringt, die Feinde eingeschlossen und den Sieg in Händen; Zwietracht und Eifersucht entrissen ihnen aber diesen Vortheil. Die Kreuzfahrer gingen unmuthig zurück.

Den sechsten Kreuzzug unternahm (1227), auf unabläßiges Drängen und Treiben des Papstes Gregors IX., Friedrich II. Da er aber mit dem Banne belegt war, so schrieb der Papst an den Patriarchen von Jerusalem, an die drei Großmeister des Johanniter-, Templer- und deutschen Ordens, ihm nicht beizustehen und keine Gemeinschaft mit ihm zu haben; die Tempelherren wollten ihn sogar an den Sultan von Egypten verrathen. — Friedrich war in Palästina berühmter, als irgend ein Fürst vor ihm. Ohne vieles Blutvergießen, blos durch den Ruf seiner Tapferkeit und

durch Unterhandlungen, erhielt er von dem Sultan Jerusalem, Bethlehem, Nazareth, nebst anderen Bezirken gegen einen 14jährigen Waffenstillstand. Das heilige Grab blieb, als ein Freihafen für alle Pilger, in den Händen der Sarazenen. Friedrich verrichtete seine Andacht in Jerusalem, setzte sich als König die Krone selbst auf, und kehrte nach Italien zurück. Während sich Friedrich in Palästina aufhielt, ließ Gregor IX. gegen ihn, wie gegen einen Ungläubigen, das Kreuz predigen. Sein eigener Schwiegervater, Johann von Jerusalem, that einen Einfall in Apulien. Friedrichs unerwartete Zurückkunft stellte die Ruhe wieder her.

Den letzten Kreuzzug unternahm Ludwig IX., der Heilige, gegen die Bitten seiner Mutter Blanca und des Bischofs von Paris. — Vierzehn Jahre nach Friedrichs Abreise (1244) ging Jerusalem aufs Neue für die Christen verloren. Ludwig wollte, bevor er Jerusalem angriff, Egypten erobern. Er landete daselbst mit einer Armee, in der sich die Blüthe des französischen Adels befand. Damiette ergab sich sogleich. Sie eilten nun mit Ungestüm, aber mit wenig Klugheit, vorwärts, und das ganze Heer wurde gefangen genommen. Ludwig mußte sich um 100,000 Mark Silber aus der Gefangenschaft loskaufen.

Dies kühlte den Enthusiasmus der abendländischen Christenheit, und von der Zeit wurde kein weiterer Versuch zur Eroberung des gelobten Landes mehr gemacht.—

Wirkungen der Kreuzzüge in Europa.

Um von einer Sache die Wirkungen, die sie hervorgebracht hat, untersuchen zu können, muß man vor allen darauf sehen, was sie, ihrer ursprünglichen Bestimmung

nach, hervorbringen sollte. Auf diese Art werden wir ihr nicht Dinge zuschreiben, die mit ihr nichts gemein haben, als die Zeit des Erscheinens; wir werden einsehen, daß das, was vorgeht, nicht immer die Ursache dessen ist, was nachfolgt. Wenden wir diese Bemerkung auf die Kreuzzüge an, so finden wir den ersten Irrthum, den Viele in der Beurtheilung derselben begingen, darin, daß sie diese sieben Züge, die in einem Zeitraume von 200 Jahren von den verschiedensten Nationen, aus den verschiedensten Beweggründen unternommen wurden, und blos nur den Namen gemein hatten, als eine Quelle betrachteten, aus der sie ihre Urtheile schöpften. Daher kam es, daß sie die Kreuzzüge als eine Wohlfahrt für Europa ansahen, so, daß ihrer Meinung nach unsern Welttheil alle 500 Jahre ein solcher Enthusiasmus hinreißen sollte, damit dessen Kräfte erregt und erschüttert würden! —

Es ist wahr, Europa fing sich seit der Zeit der Kreuzzüge zu bilden an, seine Kultur nahm zu. Folgt aber daraus, daß dies die Kreuzzüge bezweckten? Sind sie nicht vielmehr der aufkeimenden Bildung hinderlich gewesen? — „Der Handel wurde durch die Kreuzzüge erweitert.“ Allein wer gewann durch diese Erweiterung? Überfahrer, Geldnegozianten, Lieferanten und Wucherer, und dies von den Christen, gegen deren Vermögen sie zu Felde zogen. — „Die befremdetsten Völker Europa's traten mit einander in eine Wechselwirkung.“ Was hatte aber dies zur Folge? Könige und Fürsten brachten von dieser näheren Bekanntschaft meistens einen untilgbaren Haß mit nach Hause; insbesondere empfingen die Kriege zwischen Frankreich und England neue Nahrung.

Nebst diesen wurde der Hang zur Ehelosigkeit vermehrt; dem Straßenraube und jeder Art von Lastern

war der Weg geöffnet; der Aussatz, diese fürchterliche Krankheit, wurde in Europa allgemein verbreitet; vor allen aber ward durch sie der Grund zur Religions-Verfolgung gelegt, welche Jahrhunderte lang die blühendsten Länder Europa's zu Orten des Schreckens und Entsetzens machte! —

Unmittelbare Folgen der Kreuzzüge waren überhaupt:

1) Es entstanden neue Reiche: ein lateinisches Kaiserthum, ein griechisches zu Nicäa und Trapezunt.

2) Die Monarchen, besonders die Könige von Frankreich, vermehrten ihre Macht theils durch Kauf der Allodien, theils durch heimgefallene Lehen. Der Adel, der vorzüglich in Frankreich an den Kreuzzügen Theil nahm, mußte seine Güter verkaufen, um die Miliz zu erhalten.

3) Die italienischen Städte Genua, Pisa, besonders aber Venedig gelangten dadurch zu einer vorzüglichen Macht und ungemeinem Reichthum, indem sie fast das ganze Geld von Europa an sich brachten. — Die Kreuzzüge kosteten mehr als sechs Millionen Gulden!

4) Es entstand ein neuer Adel: der Wappenadel. In Palästina kroch mancher unter den Helm, der ihn in Europa nicht tragen durfte. Dieser dienende Kriegsadel diente in der Folge der wachsenden Monarchie, um ihn gegen die übermüthigen Vasallen zu brauchen.

5) Es entstanden verschiedene geistliche Ritterorden: die Hospitäler, die Tempelherren, die deutschen Ritter u. a. m.

6) Die Kreuzfahrer lernten im Orient den asiatischen Luxus und die Weichlichkeit kennen; der Hang zu

Vergnügungen und Lustbarkeiten nahm überhand. Dafür lernte man wieder

7) fremde Länder, Völker, Religionen und Verfassungen kennen, um die man sich sonst nicht bekümmerte. Der Ideenkreis erweiterte sich; man benützte Vieles, was früher vernachlässigt wurde.

8) Die beste Eroberung, die man durch die Kreuzzüge machte, deren Früchte wir noch immer genießen, wären die neuen Pflanzen, die nach Europa kamen. Dazu wären aber nicht 6 Millionen Krieger, sondern ein einziger Gärtner oder Botaniker hinreichend gewesen. Nebst verschiedenen Arten Obst kam auch der Safran, der seit jener Zeit vorzüglich in Österreich gebaut wird, Chalotten (Zwiebel aus Ascalon), Savoyerkohl, Zucker und Balsam nach Europa.

Älteste österreichische Gesetzsammlung.

Leopold der Glorreiche fühlte das Bedürfniß geschriebener Gesetze; er ließ daher die Gewohnheiten und Rechte der Österreicher sammeln und in ein Gesetzbuch bringen. Er war also unter den deutschen Fürsten der erste, der seinen Unterthanen Landesgesetze in ihrer Muttersprache gab. Lange lag diese Reliquie im Staube, bis sie vom dem berühmten Reichshofraths-Präsidenten Grafen von Wurmbrand dem Kanzler Ludwig mitgetheilt wurde, der sie später herausgab.

Dieses Landrecht verfügt über bürgerliche, peinliche und Lehensachen. Niemand soll ungehört gerichtet werden, und die Strafe dem Verbrechen gleich seyn. — Ordalien sind noch in ihrer Kraft, wenigstens der Kampf. Die Verjährung begehrt ein und dreyßig Jahre. Es han-

delt ferner von der Gunst der Frauen, der Unmündigen: Mündigkeit mit 14 Jahren des Mannes, mit 12 des Weibes; Verboth, Häuser oder Burgen neu zu bauen ohne des Landesherrn Willen. Münzgesetz, begünstigter Gerichtsstand des Adels, ordentliche Competenz der Landgerichte, Bekräftigung der alten Gewohnheiten, Landfriede.

Dieses erste Denkmal vaterländischer Gesetzgebung hätte längst verdient, von einem philosophischen Rechtsgelehrten erläutert zu werden!

Der Sachsenspiegel.

Gegen das Jahr 1235, also schon nach dem Tode Leopold's, erschien auch in Deutschland eine Sammlung von deutschen Landesgewohnheiten oder sogenannten Landrechten, unter dem Namen Sachsenspiegel. Der Verfasser desselben war Epko von Repkau oder Eyke von Repgow, aus dem Anhaltischen, wo er sein Stammgut hatte. Die Quellen, deren er sich bediente, waren vorzüglich die rechtlichen Gewohnheiten, die den Sachsen damals entweder eigen oder mit andern deutschen Völkern gemein waren. Der Sachsenspiegel war für das deutsche Recht von einem außerordentlichen Werthe, da der Unkenntniß oder Willkühr der Schöppen gesteuert werden konnte. Epko von Repgow theilte sein Werk in zwei Abschnitte: Landrecht, d. h. bürgerliches und peinliches Recht, in 3 Büchern, — und Lehenrecht ein. Späterhin ward noch der Richtsteig des Landrechts und Lehenrechts hinzugefügt, welcher eine Prozeßordnung enthielt.

Abgesehen von den Mängeln, welche diesem Werke in philosophischer und historischer Beziehung zu machen

sind, war es gewiß in rechtlicher Hinsicht zuverläßig. Daher wurde der Sachsenspiegel, obgleich er nur Privatsammlung war, trotz der Hindernisse, welche der Papst seiner Ausbreitung in den Weg legte, doch bald eine allgemeine Norm rechtlicher Entscheidungen, nicht nur im ganzen nördlichen Deutschland, in Meißen und Thüringen, sondern auch in der Lausitz, in Schlesien, Böhmen, Mähren, Pohlen und Preußen, obwohl er von den deutschen Königen und Kaisern nicht bestätigt wurde. Die öffentliche Einführung des römischen und kanonischen Rechts brachte es aber dahin, daß jetzt nur wenige Vorschriften des Sachsenspiegels von praktischer Gültigkeit sind.

Bisher konnten nur die wichtigsten Entdeckungen und wenige ausgezeichnete Personen abgehandelt werden. Da aber der Herausgeber in dieser Rubrik eine gedrängte Kürze mit der genauesten Vollständigkeit verbinden will; so folgt in den kommenden Heften eine kurze Übersicht des Bemerkenswertheſten aus der Kulturgeschichte von Erschaffung der Welt bis zur Zeit Karl's des Großen (in alphabetischer Ordnung).

An diese schließt sich das

Denkbuch

der Welt- und Kulturgeschichte

von Karl dem Großen bis auf unsere Zeiten (periodenweise zusammengestellt).

Völkerkunde.

Gemälde aus Griechenland.

Aberglaube.

Nichts fällt dem Reisenden in stärkerem Grade auf, als die Menge von abergläubischen Vorstellungen, die in Griechenland herrschen und in wahren Kinderspuk ausarten. Sie scheinen die Vorurtheile aller Zeiten und Völker gleichsam zusammengetragen und in Masse angenommen zu haben. Nicht ein einziger Aberglaube der heidnischen Griechen ist verloren gegangen; ihre Abkömmlinge haben das vollständige Erbe davon noch beträchtlich vermehrt. Allenthalben sehen sie den Einfluß der bösen Genien; sie bevölkern die Natur mit unsichtbaren Geistern; die Todten selbst geben bey ihnen keine Ruhe; sie kommen als Vampyre oder Brukolokas wieder, wenn man sie nicht zur Ordnung verweiset. Tournefort erzählt eine spaßhafte Geschichte von einem Brukolokas, der alle Welt peinigte und den zur Ruhe zu bringen man alle Mühe hatte; ein ganzes Dorf nahm sich der Sache an und schwitzte Blut, um den Streichen, die der Todte spielte, ein Ziel zu setzen. Nirgend treibt die Zauberei ein so freies Spiel als in Griechenland; man glaubt nicht nur daran, sondern man will allenthalben ihre Wirkungen sehen; den ganzen Tag wird dagegen gekämpft, und mit der Nacht rücken die Träume an, die dem Aberglauben wieder neue Nahrung geben. Pouqueville hat die zahlreichen Vorurtheile der Griechen zusammengestellt und auf-

geführt; wir wollen nur einen Theil davon erwähnen: Die Wechselfieber — sagt dieser Reisende — sollen den Einfluß böser Geister zum Grunde haben; andere Krankheiten schreibt man dem Neide zu. So muß man sich hüthen, die Schönheit zu bewundern, oder von dem Wohlbefinden eines Menschen, von der Gesundheit eines Thieres zu sprechen, ohne dabey auszuspucken und das Wort: Skordon (Knoblauch) folgen zu lassen, um die böse Luft zu vertreiben. Man schreibt den Namen dieser oder jener Krankheit auf ein dreieckig geschnittenes Stück Papier, das man beim Eingange des Zimmers, wo der Kranke liegt, anheftet, um ihm die Genesung zu bewirken. Der Gesang der bezahlten Klageweiber hat seine gute oder böse Vorbedeutung. Beim Hinaustragen eines Leichnams nach dem Friedhofe wird in dem Trauerhause ein Topf zerschlagen. Wenn sich ein Blatt bewegt, wenn der Uhu schreit, so überläuft den Griechen ein Schauer; und der Fischaar kann eine ganze Gegend in Aufruhr bringen, wenn seine Stimme die nächtliche Stille unterbricht. Läuft einer Karavane ein Hase über den Weg, so macht sie Halt, bis ein Wanderer, der das Unglücksthier nicht gesehen hat, desselben Weges zieht und so die Beherung aufhebt. Man fürchtet, wenn man nüchternen Magens ist, einen Esel schreien zu hören, weil man nothwendig den Tag über vom Pferde stürzen oder sonst irgend ein unvorhergesehenes Unglück erfahren muß. Gewitter, die sich in Osten zeigen, sind der Schrecken des Landmannes; Sonnen- und Mondfinsternisse werden als Vorboten von Trübsal betrachtet. Streckt Jemand die Hand entgegen, daß alle fünf Finger dabey sichtbar sind, so glaubt man sich behext. Schon beim bloßen Aussprechen der Zahl fünf fügt man eine Formel der Ver-

wahrung oder Entschuldigung hinzu, weil diese Zahl von böser Begleitung und der schlimmsten Vorbedeutung ist. Gefährlich ist es gleichfalls, von Hörnern zu reden, ja selbst das bloße Wort darf nicht über die Zunge kommen, ꝛc. ꝛc.

Religiöse Gebräuche.

Die Fasten der Griechen nehmen bei zwei Dritheile des Jahres ein. Fasttage sind der Mittwoch und Freitag zu Ehren der Geburt, des Leidens und der Himmelfahrt Jesu; man fastet am Dreykönigsfeste zur großen Feierlichkeit der Wasserweihe; hauptsächlich aber ist es die Zeit zwischen Aschermittwoch und Ostern, wo alles, selbst die Kranken nicht ausgenommen, ein strenges Fasten beobachtet. Sieht man die ärmlichen Kräuter, die ihnen zur Nahrung dienen, und bei uns zum Theil dem Viehe auf der Weide überlassen bleiben; sieht man das halbverfaulte Seegeschmeiße, welches die Griechen in dieser Zeit verzehren: so hat man Mühe zu begreifen, wie diese heldenmüthigen Faster dabei ihr Leben fristen können. Allein, naht das Osterfest heran, so macht man Anstalt, sich für diese Enthaltsamkeit zu entschädigen. Am Palmsonntage werden die Kirchen mit duftenden Zweigen ausgeschmückt, am grünen Donnerstage wird das Abendmal genommen, ganz nach den Gebräuchen der ersten Kirche, wo es ein Mal des Friedens und der brüderlichen Eintracht vorstellt; der Charfreitag ist ein Tag gänzlicher Enthaltsamkeit, die Andacht dauert bis spät in die Nacht; aber am Charsamstag schickt sich alles schon zur Feier des morgenden Festes an; man fegt und säubert das Haus; das alte Küchengeschirr, das die traurige Fastenzeit über im Gebrauche gewesen, wird zum Fenster

hinausgeworfen. Der große Putz kommt aus den Kästen und Schränken zum Vorschein; es wird der Einkauf des Osterlammes besorgt; Leier und Tambourin endlich, die während der Fastenzeit bei Seite lagen, werden wieder zur Hand genommen. Mit dem Anbruche des folgenden Tages begrüßen Flintenschüsse und Jubelgeschrei das Fest selbst; man kommt seinen Bekannten mit lauter Freude entgegen; das Osterlamm wird beim feierlichen Familienmale verzehrt; der Wein fließt in reichlichen Spenden und verbreitet laute Fröhlichkeit, die acht Tage hintereinander dauert und oft in gränzenlose Ausschweifungen ausartet. Dies sind die wahren Saturnalien der Griechen.

Die Taufe geschieht bei ihnen durch Untertauchen des Täuflings. Bei der Feier des Abendmals wird Weizenbrot und Wein ausgetheilt. In jeder Kirche hat der Dienst der Priester seinen eigenen geheiligten Raum, in welchen kein Laie einen Fuß setzt; soll die Kommunion gereicht oder das Evangelium verlesen werden: so tritt der Geistliche gegen den Versammlungsplatz der Gemeinde vor. Alle Bilder, welche man in den griechischen Kirchen sieht, und von welchen viele den Ruf der Wunderthätigkeit haben, und von Wallfahrtern häufig besucht werden, sind mit sehr mittelmäßigem Pinsel auf Holz gemalt; alle Bildhauerarbeit und Sculptur ist von heiliger Stätte verbannt.

Fröhlicher Sinn.

Ein Volk, das so begierig nach äußern Eindrücken hascht, wie dieses, muß jede Gelegenheit ergreifen, die sich zu einem Feste darbiethet, und in der That, beinahe jedes Ereigniß des Lebens gibt dem Griechen ein Fest ab, welches er mit Gesang, Tanz, Schmaus und Trunk bis zur Betäubung der Sinne feiert.

Wittwentrauer.

So unersättlich der Grieche in seiner Freude sich verräth: eben so scheinen die Frauen dieser Nation es nicht minder in ihrer Trauer zu seyn. Der Verlust eines Gatten setzt dem Glücke der Witwe mit einem Male ein Ziel; sie stoßt Jammergeschrei aus, zerrauft sich das Haar, zerfleischt sich das Gesicht, gibt jeden Umgang auf, schließt mit den kleinen Sorgen weiblicher Eitelkeit gänzlich ab, und nimmt an den geselligen Beschäftigungen keinen Theil mehr; selten verheirathet sie sich wieder. In wohleingerichteten Städten mäßigen die Sitten diese ausschweifende Trauer; auf den Inseln und dem flachen Lande aber besteht sie noch in ihrer ganzen Übertriebenheit. Nicht genug, daß sich die Witwe für ihre Person untröstlich zeigt, so erscheinen eigens gedungene Klageweiber bei dem Leichname, und führen das widrige Schauspiel einer einstudierten Verzweiflung auf, deren Zwischenakte sich mit übertriebenen Lobpreisungen des Verstorbenen ausfüllen. Wo es keine eigene Zunft solcher Klageweiber gibt, erzeigen die Nachbarinnen der Witwe den Dienst, jene zu ersetzen. An mehreren Orten stellt man die Leiche in den Kirchen öffentlich aus, und Verwandte und Freunde kommen, dem Abgeschiedenen den letzten Kuß aufzudrücken.

Lebensweise der Frauen.

Die tiefe Trauer der griechischen Witwen schreibt sich von jener Obergewalt her, deren in halbcivilisirten Ländern sich die Männer anmaßen; die Frau scheint für nichts mehr zu zählen, sobald der Tod ihr den Gatten von der Seite genommen hat. Diese im Orient so drückende Herrschaft des männlichen Geschlechts entzieht noch heut zu Tage, wie im Alterthume, jede vornehme Griechinn dem

gesellschaftlichen Umgange, und hält sie in ihrem Frauengemache eingeschlossen, aus dem sie nicht anders als verschleiert tritt, höchstens um eine Verwandte oder die Kirche zu besuchen. Sticken, Mährchen erzählen, und etwas Musik ist alles, was die Frauen in dieser gezwungenen Abgeschiedenheit beschäftigt, wo ihr Geist ohne Bildung bleibt und ganz einschrumpfen würde, hätte nicht die Natur glücklicher Weise dieses Volk mit einer großen Lebhaftigkeit ausgestattet, die sich in dem Feuer der Augen, in der Beweglichkeit der meistens angenehmen Gesichtszüge, und in der Gelenkfamkeit aller Gliedmaßen offenbarte. Man muß bedauern, daß der schlechte Geschmack diese Vorzüge der Natur nur verunstaltet, statt sie zu unterstützen und mehr herauszuheben. Eine schwerfällige, abgeschmackte Tracht vermummt, und eine dick aufgetragene Schminke verlarvt Frauen, die sich nur im einfachsten Anzuge zu zeigen brauchten, um liebenswürdig und schön zu erscheinen. Häufige Bäder und die Langeweile des Müßiggangs machen Reize welken, die schon sehr frühe in die Blüthe treten, und alle Kennzeichen des Alters verrathen sich, ehe noch die Hälfte der Lebensbahn zurückgelegt ist. In den niederen Ständen bringen Übermaß und Anstrengung der Arbeit gewöhnlich dieselben Wirkungen hervor, welche man bei den übrigen der Verweichlichung und dem Joche der Gewohnheit zuschreiben muß. Neben einem ausnehmenden Hange zu überladenem Putze vernachlässigen die griechischen Frauen ganz und gar die Reinlichkeit ihrer Wäsche, und manche, die mit Essenzen und Wohlgerüchen gleichsam überschüttet ist, hätte vor Allem nöthig, ihre Zuflucht zu reinem Wasser zu nehmen.

Besser als mit der Reinlichkeit ihres Körpers steht es selten mit der Reinlichkeit ihrer Wohnungen, die doch

sehr leicht in Ordnung zu halten wären, da sich die ganze Einrichtung eines griechischen Hauses auf Polstersitze, Kleiderschränke und Matrazen, die Abends zum Schlafengehen aus einander gebreitet werden, beschränkt. Der Tische und Sessel überhebt man sich ganz, wenn nicht Schemmel von ein oder zwey Fuß Höhe etwa so genannt werden sollen; nicht viel höher ist der geschlossene Kohlenbehälter, bei dem die Frauen im Winter den ganzen Tag zubringen; einige Bilder endlich machen die Zimmerverzierung vollständig.

In den Städten und auf den Inseln, die mit den europäischen Nationen in lebhaftem Verkehre stehen, herrscht auch weniger Einförmigkeit und Abgeschmacktheit in der Lebensweise der Frauen; dort sind sie von dem gesellschaftlichen Umgange nicht ausgeschlossen; heiter und gesprächig, wie sie sind, entzücken sie oft den Reisenden durch einen um so anmuthsvolleren Empfang, als sich darin durchaus nichts Studiertes, nichts Konvenzionelles verräth. Unter dem schönen Himmel des Archipels ist es keine seltene Erscheinung, daß man die Frauen mit ihrer Stickerei oder ihrem Spinnrocken vor den Häusern sitzen sieht, wo sie die Vorübergehenden freundlich ansprechen, und, sind dies Reisende, ihnen Bewirthung anbiethen. Welcher Fremde schlüge eine Einladung aus, die sich in einer so süßen, wohltönenden Sprache vernehmen läßt, und von dem Blicke schöner schwarzer Augen und dem Ausdrucke einer lebhaften geistvollen Physiognomie bekräftigt wird? Zuweilen sprechen sie die Vorübergehenden auch um ein Goldstück an, das ihnen, ihrem Glauben nach, Glück bringen soll, auch eine solche Bitte läßt sich schwerlich abschlagen. Man sieht, daß diese armen Griechinnen die kleinsten Mittel nicht unversucht lassen, um glücklich zu

seyn, und — wahrlich, sie haben Glück nothwendig, um einen Zustand zu ertragen, welcher der Annehmlichkeiten des Lebens so wenig hat. Ihre Erziehung stattet sie beinahe mit nichts aus, was ihnen die Langeweile vertreiben könnte; ihre Männer aber lassen sie zu Hause allein sitzen und gehen aufs Meer, oder behandeln sie ein wenig à la turque, denn böses Beispiel findet nur zu bald Nachahmung.

Wahrsagerei und Traumdeutung.

Es ergibt sich wohl von selbst, daß diese bedauernswerthen Geschöpfe Grund genug haben, es mit dem Glücke zu halten; auch verfehlen sie nicht, ehe sie heirathen und selbst noch nachher, dasselbe zu Rathe zu ziehen und sich mit ihren Wahrsagerinnen darüber zu verständigen. Unendliche Wichtigkeit legen sie auf die Träume; um diese Schicksalsprophezeihungen feierlicher zu machen, gibt es junge Mädchen, die vor dem Schlafengehen nach Vorschrift einer Wahrsagerinn gewisse Kräuterkuchen genießen, und sich an den Hals ein Säckchen hängen, worin drei Blumen, eine weiße, rothe und gelbe, eingebunden sind; die Blume, welche die Erwachende am Morgen zuerst aus dem Säckchen zieht, zeigt ihr den Gatten an, den sie bekommen wird: ist es die weiße, so heirathet sie einen jungen Mann; die rothe verräth ihr einen Gatten von reiferem Alter; die gelbe einen Witwer. Der Traum, den das Mädchen während derselben Nacht gehabt hat, gibt zu erkennen, ob der Zukünftige reich, liebenswürdig sey, mit Einem Worte, ob er alle die Eigenschaften haben werde, die den Wünschen und Erwartungen der Sehnsucht entsprechen.

Am Johannisfeste haben die jungen Griechinnen andere Gebräuche, um mit ihrem künftigen häuslichen Glücke ins Reine zu kommen. Sie schöpfen in Krüge Wasser, werfen Äpfel darein, setzen diese Krüge dem Morgenthau aus, waschen sich mit dem Wasser, sprechen dabei gewisse Sprüche u. s. w.; oder mehrere von ihnen begeben sich auf den öffentlichen Platz ihres Wohnortes mit einem Korbe, worein sie Blumen, Früchte, Bänder und andere Kleinigkeiten gelegt haben. Die jungen Männer versammeln sich um die Mädchen, jeder zieht der Reihe nach etwas aus dem Korbe heraus, wobei jedes Mal einige Verse improvisirt werden, die das Mädchen, dessen Blume, Band, oder dergleichen herausgezogen wird, als Vorbedeutung ihres künftigen Schicksals auf sich bezieht. Mit diesem Gebrauche hat ein anderes Orakelspiel viele Ähnlichkeit, welches die Griechen Clidona nennen. Tags zuvor, als dieses Orakel befragt werden soll, sammeln zwei Mädchen ein, was Jeder und Jede der Theilnehmenden in den Glückstopf zu legen hat, z. B. einen Ring, ein Geldstück, oder ein anderes solches Pfand. Unter feierlichem Schweigen füllen sie hierauf das Geschirr bei einem Brunnen mit Wasser an, decken es mit Myrthen- und Lorbeer-Blättern zu, und heben es sorgfältig unter freiem Himmel bis zum folgenden Tage auf. Zur festgesetzten Stunde kommen alle zusammen. Eine der Vestalinnen deckt vor den Augen der ganzen Gesellschaft den Topf auf, während die andere einige für dieses Spiel eigens verfertigte Verse absingt oder hersagt: dieß nennt man die Clidona eröffnen. Jeder wird nun nach der Reihe von dem Mädchen, welches das Spiel leitet, aufgerufen und erwiedert diesen Aufruf mit einem griechischen Distichon, während im selben Augenblicke aus

dem Topfe ein Pfand gezogen wird, das man seinem Eigenthümer zurückstellt. Dieser wendet den Sinn der Verse, die zufällig mit dem Zuge des Pfandes zusammentreffen, auf sich an. Auch das übrig bleibende Wasser erhält noch seinen Dienst: geheimnißvoll gießt sich jeder davon in eine Schale, um es zu trinken und dabey zu erfahren, ob das, was er denkt, wahr sey, oder das, was er wünscht, eintreffen werde. Wirft das Wasser in der Schale Blasen, so gilt es für ein gutes Zeichen; wenn nicht, so ist alle Hoffnung verloren.

Zeitvertreib.

So haben wir gesehen, daß die Poesie dem Aberglauben der Griechen fröhnt; aber sie dient auch nicht weniger zu ihrer Unterhaltung. Die Frauen wissen eine Menge Lieder auswendig, mit denen sie sich bei ihrer Arbeit aufheitern; bei ihren Festversammlungen und in den Bädern erinnern die Mährchen, für die es eigens besoldete Erzählerinnen gibt, an die arabische Tausend und Eine Nacht: ganz dieselbe Verwicklung von Abentheuern, derselbe Aufwand von Phantasie, aber auch dieselbe Langweiligkeit. Das lange Verweilen in den Bädern verträgt sich vollkommen mit der Sorglosigkeit der Weiber im Orient; ganze Stunden werden mit dem Salben des Körpers, mit dem Ölen der Haare und dem Färben der Augenbraunen hingebracht; in Ermanglung nützlicherer Beschäftigungen machen die Reichen ihre Toilette mit einer Umständlichkeit, daß ganz langsam der Tag darüber verstreicht.

Die griechischen Mädchen aus den niederen Ständen finden sich bey den Brunnen und Quellen ein, und belustigen sich da ohne viele Kosten mit Plaudern, Singen und Tanzen.

Tänze.

Man sollte vielleicht glauben, in den Tänzen der heutigen Griechen den Anstand und die Anmuth des Tanzes ihrer Vorfahren wieder zu finden; aber in dieser Beziehung sind die Überlieferungen des guten Geschmackes verloren gegangen; ihre Tänze haben selbst die Namen von neueren Völkern entlehnt, so die Candiote, die Arnaute, die Walache. Indeß wie alle Tänze der Welt mehr oder minder Ähnlichkeit mit einander haben: so kann es auch seyn, daß diese schon von den alten Griechen getanzt wurden. Der französische gelehrte Reisende Guys glaubt, die Candiote, welche, von einem jungen Mädchen aufgeführt, langsam anhebt, immer lebhafter und lebhafter wird, und alle Arten von Umrissen und Figuren beschreibt, könne derselbe Tanz seyn, womit die alten Ariadnen vorstellten, wie sie den Theseus aus dem kretischen Labyrinthe retteten, und welchen Theseus selbst mit den jungen Athenerinnen zu Delos tanzte; gewiß ist es wenigstens, daß die Wendungeu und Figuren, wie sie eine geschickte griechische Tänzerinn dabei beschreibt, recht gut ein Labyrinth vorstellen können, und es nur von der Einbildungskraft des Zuschauers abhängt, in derjenigen, welche den Rundtanz anführt, eine zweite Ariadne zu sehen. Die Arnaute wird mit der Peitsche und Stock dirigirt, ungefähr wie sich das Volk leiten läßt, von dem sie den Namen entlehnt.

Der Kriegertanz, die Walache, den man bei den Mainoten und Sphakioten antrifft, erinnert an die Pyrrhicha der Alten.

Heirathsgebräuche.

Bei einem so vergnügensüchtigen Volke, als die Griechen sind, kann es nicht fehlen, daß jede Hochzeit

ihnen Veranlassung gibt; sich zu belustigen; ganze Ortschaften nehmen an einem solchen Feste Theil. Die Heirathsanträge werden auf mehreren Inseln durch Unterhändler gemacht; in der Kirche schmückt sich das junge Paar mit Kränzen; beim Eintritte in das Haus des Gatten wird die junge Frau über die Schwelle gehoben: die Schwelle berühren wäre eine üble Vorbedeutung; unter das Volk werden Mandeln, Nüsse und andere Früchte vertheilt; das Mal ist gewöhnlich ausnehmend reich besetzt, und getrunken wird, wie — man in Griechenland zu trinken gewohnt ist.

(Der Schluß folgt.)

Sammlung des Interessantesten und Wichtigsten älterer und neuerer Zeit.

Heilbäder, Mineral-Quellen und Gesundbrunnen des österreichischen Kaiserstaates.

Österreich unter der Ens.

(Fortsetzung).

Pyrawarth,

ein ziemlich volkreiches Dorf von ungefähr 180 Häusern, 6 Meilen von Wien, seitwärts der Poststraße nach Brünn, liegt in einem fruchtbaren Thale, welches von Osten nach Westen ein Bach durchschlängelt. Die Berge, welche dieses Thal bilden, schützen Pyrawarth gegen den kalten Nord- und gegen die heißen Südwinde. Das Klima ist sonach sehr gut; der Mineral-Quelle danken die Einwohner ihre ausgezeichnete und kräftige Gesundheit.

Das Mineral-Wasser sprudelt krystallenklar aus der Quelle; der Geruch ist schwefelhaft, und jenem fauler Eier ähnlich, wird aber im wiederholten Genusse ziemlich unmerklich. Einige Gläser nach einander getrunken bewirken einen leichten Stuhl, oft auch Abweichen, das aber keine schwächenden Folgen hat. Das Wasser läßt sich in Krügen lange aufbewahren, weit verführen, ohne Geruch, Geschmack, Klarheit und Wirksamkeit zu verlieren. Die nothwendige Erhitzung des Wassers zu Bädern macht es bei der Feuerhitze milchig-trübe, und die ursprünglich ausgezeichnete Klarheit geht dabei für immer

verloren; aber es setzt dafür an den Wänden der Kessel eine gelbgraue erdige Masse an, zuerst in kleinen dicken, regelmäßig über einander liegenden Schichten, später aber, je mehr sich die Masse häuft, in ungleichen Schuppen, die eine rauhe, zackige Oberfläche bilden. Diese Erde, welche man in ganzen Massen aus den Kesseln bricht, wird, wenn man das ungekochte Mineral-Wasser darüber schüttet, gelb, dann dunkelroth, ja zuletzt selbst schwarz. Nächst dem setzt sich in dem Kessel ein grauer Schlamm zu Boden, der durch fleißiges Umrühren, so weit es sich thun läßt, in seiner Vermischung mit dem Wasser erhalten, und in die Badwanne überschüttet wird, weil man ihm einen Theil der Wirksamkeit zuschreibt. Dieser getrocknete Schlamm ist gelblichgrau, ungemein leicht und fein anzufühlen, und gibt ein gutes Mittel, Silber zu putzen; zu diesem Gebrauche wird er auch in kleine Täfelchen geformt. Jede Säure, auf diese gegossen, macht ein starkes Aufbrausen.

Die Pyrawarther Bäder sind mit unverkennbarem Nutzen zu gebrauchen: In heftigen, von Schwäche entstandenen Mutterblutflüssen, bei unregelmäßiger monatlicher Reinigung, bei frühzeitigen Geburten, gegen Unfruchtbarkeit und gegen den weißen Fluß; ferner bei hypochondrischen und hysterischen Beschwerden, bei Anschoppungen und einigen langwierigen Übeln des Unterleibes. Merkwürdig ist es, daß viele, mit den genannten Krankheiten und Übeln Behaftete beiderlei Geschlechts — aber ganz vorzüglich Frauen — durch die Bäder in Pyrawarth vollkommen curirt wurden, deren Zustand in den Bädern von Baden, Heiligenstatt, Mödling ꝛc. ꝛc. nie sich besserte, wenn nicht gar verschlimmerte. Für schwächliche Kinder, die mit der englischen Krankheit, mit Krümmung des Rückgrathes, mit Skropheln behaftet sind, ist dieses Bad

ebenfalls zu empfehlen. Das Wasser wird in gut verschlossenen Röhren in die Badwanne geleitet, so, daß die Kranken nach Willkür warmes oder kaltes Wasser ohne Mühe können einfließen lassen. Hierbei kommt noch die größere Wirksamkeit dieses Wassers in Betrachtung. Als die Quelle noch unbedeckt war, bemerkte man bei veränderlicher Witterung, und wenn die Luft dicht und feucht zu werden anfing, gewöhnlich einen beinahe zwei Klafter hoch über dem Wasser schwebenden Dunst, welcher bei heiterer Atmosphäre nicht zu sehen war. Hieraus erhellet, daß bei der nun besseren Verwahrung der Quelle die Luft und Schwefelsäure nicht so stark abdampfen kann, und folglich wirksamer seyn muß. Würde dieses Wasser, außer den Bädern, mehr zum inneren Gebrauche, zum Trinken, verwendet, so ließe sich nach den enthaltenen Bestandtheilen zuverlässig eine noch größere Wirkung erwarten.

Seit dem Jahre 1816 ist alles aufgebothen worden, sowohl die Quelle selbst als das Badhaus, die Stuben, die Quartiere für die Badgäste ꝛc. wünschens- und lobenswerth zu erhalten; auch beweiset dies der sich jährlich mehrende Zuspruch — besonders von dem weiblichen Geschlechte — zur Genüge.

Heiligenstatt.

Man kann diesen Badeort, welcher zwischen Wien und dem Kahlenberge, also eine halbe Stunde von Wien liegt, mit seiner heilströmenden Quelle, höchst angenehm durch Lage, Klima, durch seine Nähe bei Wien, durch die reitzendsten Umgebungen und Aussichten, das Tusculum der Wiener nennen.

Schon die Römer fanden an dieser Stätte, in deren Nähe Kaiser Probus die ersten Reben pflanzte, so viel

Geschmack, daß sie die Heilwässer derselben besuchten, Noch berühmter wurden sie in späterer Zeit, als der heilige Severin durch seine Frömmigkeit und Wohlthaten Wallfahrter in Menge herbeizog. Durch seine Kuren an einem kranken Jünglinge kam auch das Wasser in Aufnahme. — Im Jahre 1781 baute Joh. B. Burger ein Badhaus zum öffentlichen Gebrauche. Noch manche Schicksale betrafen das trauliche Örtchen, bis endlich Woller, ein industriöser Bürger Wiens, im J. 1810 das Bad kaufte, ein neues, großes Badhaus aufführte, einen herrlichen Garten anlegte und durch einen schönen Saal und mehrere Speisezimmer für alle Bequemlichkeiten sorgte, welche früher den Gästen mangelten. Die Badezimmer sind licht und angenehm, enthalten bei 50 Bäder mit doppelten Pippen zum Anlassen der Wannen mit kaltem und warmem Wasser, kurz Woller hat hier einen seltenen Standpunkt in dem lebenden Panorama von Wien errichtet: er hat dem Badeorte in einem kurzen Zeitraume Reinlichkeit, Annehmlichkeit und Bequemlichkeit gegeben; er hat endlich durch einen von Wien dahin fahrenden Gesellschaftswagen den Genuß dieser Heilquelle und der schönen Gegend erleichtert. — Die Dorfbewohner fühlen das Wohlthätige dieser Einrichtungen Woller's mit dem regsten Danke; denn Heiligenstatt ist ein Tummelplatz geselliger Freuden, und wer in früheren Jahren in Wien nicht leben konnte, ohne in Baden ein paar Monate zugebracht zu haben, der zieht jetzt nach Heiligenstatt.

Das Bad dient besonders zur Reinigung des Haut-Organs in arthritischen und rheumatischen Krankheiten, bei Leberverhärtungen, in hysterischen und hypochondrischen Fällen, so wie in Hämorrhoidal-Beschwerden. Das

Wasser, als Getränke und kaltes Bad gebraucht, findet man vorzüglich dienlich zur Stärkung der Nerven, zur Herstellung von Lähmungen ꝛc. Auch hat sich der Gebrauch dieses Wassers als kaltes Getränke, mit Milch und China vermischt, nicht nur unter den Badegästen sehr verbreitet, sondern dasselbe wird auch an die nahen Ortschaften und selbst nach Wien in versiegelten Flaschen versendet.

Meidling (bei Schönbrunn).

Meidling hat gegenwärtig zwei Bäder. Das erste, nämlich das Theresien-Bad, befindet sich in dem von Kaiser Joseph dem I. erbauten Schlosse. Im Jahre 1755 entdeckte man, daß das Brunnenwasser, welches zur Bewässerung des Schloßgartens diente, eine Heilquelle sowohl zum Trinken als zum Baden sey. Diese kalte Schwefelquelle wurde Anfangs nur für den k. k. Hof gebraucht; später vergaß man ganz und gar darauf, — doch 1773 erinnerte sich Maria Theresia wieder dieser Quelle. Sie wurde chemisch analysirt, das Resultat fiel günstig aus, und das Meidlinger Mineral-Wasser kam bald in Aufnahme. Im Jahre 1782 entdeckte man noch eine Quelle im Schloßgebäude, man hielt sie für noch wirksamer als die alte, verließ diese, und errichtete die Bäder an der neuen Quelle, woselbst sie auch bis 1822 bestanden. In diesem Jahre kehrte man versuchsweise zur alten vernachlässigten Quelle zurück, man erweiterte den Ursprungsbrunnen, grub immer tiefer, und nach ungefähr einmonathlicher Arbeit strömte das Wasser mit solcher Macht und Fülle zu, daß sich die Arbeiter kaum retten konnten. Die Wassersäule stieg schnell bis an vier Klafter hoch empor, so, daß der kubische Inhalt mehr als 500 Eimer darstellte; und als man unter allen

Umständen die Bedingungen einer wirksamen Mineral-Quelle gesichert sah, so begann man auch sogleich den Bau des neuen Etablissements, das sich nun in jeder Hinsicht äußerst vortheilhaft auszeichnet. Eine wohlgelungene Bildnerarbeit ziert den Giebel des Mittelgebäudes — zwei Genien, einen Schild haltend, welcher in goldenen Lettern den Namen der Anstalt „Theresienbad" zeigt. Der Badzimmer sind bei 50; in alle wird das Wasser von einer und derselben Quelle geleitet; Reinlichkeit und ein freundlicher Charakter der ganzen Anlage zeigen sich überall auf erfreuliche Weise dem Auge. Die Heilquelle gehört in die Klasse der Schwefelwässer, und hat auch verschiedene salzige Bestandtheile; sie ist in allen Fällen heilsam, wo es auf Bethätigung der Aktion einzelner Systeme, auf Fortbewegung und Fortschaffung stockender zäher Massen, auf Veredlung des Säftezustandes, auf Erhöhung der Lebensthätigkeit in einzelnen Organen, und auch öfters als consequente Folge im gesammten Organismus ankommt. Leser, welche ein näheres Detail über diese vorzügliche Quelle, so nahe an der Residenz, wünschen, finden dasselbe in dem, vom (nun verstorbenen) Badearzte Dr. Gerhard Schwarz herausgegebenen Werkchen: „Das Theresienbad zu Unter-Meidling nächst Wien und Schönbrunn." (Wien 1823 bei Mörschner und Jasper.)

Die zweite Heilquelle Meidling's gehört der Witwe Pfann, von deren verstorbenem Gatten diese Anstalt auch den Namen „Pfannisches Mineral-Bad" trägt. Der Zufall führte auf ihre Entdeckung. Im Jahre 1819 ließ Hr. Pfann den Brunnen seines Baumgartens tiefer graben, um ihn ergiebiger zu machen, man stieß in der Tiefe von 20 Klaftern auf einen Fels, dieser wurde durchbohrt, und nun verbreitete sich das Wasser

mit solcher Macht, daß es — wie im Theresien-Bade — die Arbeiter ebenfalls zur schnellsten Flucht zwang. Der hepatische Geruch ließ das Köstliche, was man gefunden hat, gleich vermuthen, die Quelle wurde ämtlich und chemisch geprüft, und die Prüfung bestätigte die erfreuliche Vermuthung, und bezeugte, daß diese Quelle ein reichhaltiges hepatisches Wasser gebe, welches die Eigenschaft besitze, daß es sowohl zu Bädern, und auch zum Trinken als ein kräftig wirkendes Heilmittel angewendet werden könne; indem es die Erhitzung bis zum Grade der Bade-Temperatur sehr wohl vertrage, und da es kalt quillt, und nicht unangenehm schmeckt, sich auch wohl zum innerlichen Gebrauche eigne. — Die Übel, gegen welche sich diese Heilquelle besonders wirksam zeigt, sind: Verschiedene Gattungen Kopfschmerz, Schwerhörigkeit, Ohrensausen, Schwindel, Anlage zu katharröser Entzündung der Schleimhäute, Skropheln, habituelle Heiserkeit, schleimige Lungensucht, mangelhafte Verdauung, unordentliche Menstruation, Hämorrhoiden, wenn sie von keinem Fieber oder entzündlichen Zustande begleitet sind ꝛc. Siehe: „Prüfung der Pfannischen Mineral-Quelle zu Unter-Meidling nächst Schönbrunn." (Wien 1823, bei Haykul).

Für Verschönerung und Erweiterung des Gebäudes wird mit fortwährender Thätigkeit gesorgt. Das Wasser wird in Bouteillen versendet. — Zur Bequemlichkeit der Kurgäste gehen zur Sommerszeit täglich zwei Gesellschaftswagen zu festgesetzten Stunden von der Stadt nach Meidling und von da wieder zurück.

Mödling.

Ein Zufall veranlaßte die Auffindung dieser Quelle. — Der Büchsenmacher Bauer ließ in seinem neu erbauten Hause (1816) einen etwas seichten Brunnen tiefer gra-

ben. Bis zu einer Tiefe von 16 Klaftern stieß man außer einem geringen Seigwasser auf keine Quelle, nun aber erreichte man einen Felsgrund, von welchem zu vermuthen stand, er liege hohl. Es floß viel Wasser zu, und dieses erregte sogleich durch Farbe, Geschmack und Geruch Aufmerksamkeit. Der Fels wurde durchbohrt, und nun sprudelte eine Eisenschwefel-Quelle so reich auf, daß die Ausschöpfung von 500 Eimern in wenig Stunden wieder ersetzt war. Es wurde also eine Badeanstalt errichtet, die bisher recht guten Fortgang gefunden hat. Das Badhaus und die damit verbundene Traiteurie biethen durch das nette freundliche Aussehen einen recht gefälligen Anblick.

Der Gebrauch des Bades äußert heilsame Wirkungen, vorzüglich bei Gicht, Podagra und Rheumatismen, bei Lähmungen und Contracturen leichterer Art, bei Nervenschwäche, Hämorrhoidal-Leiden u. s. w. Bei Verhärtungen der Baucheingeweide mit Hypochondrie wird das Trinken der Quelle als heilsam empfohlen, und es läßt sich voraussehen, daß dieses Bad sich gewiß in der Folge zu den berühmtesten Frauenbädern erheben werde. Für Lungensüchtige, für Personen, welche aus Vollblütigkeit zu Blutflüssen, oder solche, die zu Entzündungen geneigt sind, dürfte das Bad schädlich seyn. — Da Mödling ein gewiß schöner Marktflecken ist, der mit den reitzendsten Umgebungen und den herrlichsten Aussichten auch schöne Gärten und Belustigungsörter vereinigt, wie nämlich das Dorf Klausen, die vordere und hintere Brühl, die Lichtenstein'schen Anlagen, Heiligenkreuz ꝛc. ꝛc., so ist es ebenfalls zu einem jener Vereinigungsorte des Frohsinnes und der Erheiterung zu zählen, den sich die Wiener zur Sommerszeit mit besonderer Vorliebe schon von jeher, und nun um so mehr der Heilquelle wegen, gewählt haben.

Schlüßlich müssen wir noch der Bäder zu Rodaun und Ober-Döbling, in der Nähe der Residenz, erwähnen, welche ebenfalls ihre Gäste haben. Die Heilquelle des ersteren war schon in den ältesten Zeiten bekannt; letzteres besteht seit dem Jahre 1821. Es ist eine eisenhältige Schwefelquelle, die in Anbetracht der Bestandtheile sowohl als Bad gebraucht, als auch zum inneren Gebrauche als Mineral-Wasser getrunken werden kann. Das Badhaus, mit 18 Zimmern, hat eine vortheilhafte Lage, einen schönen Garten, und erfreut sich — schon als die nächste Heilquelle der Residenz — eines guten Zuspruches.

(Die Fortsetzung folgt.)

Magnetnadel.

Daß der Magnet die Kraft habe, das Eisen an sich zu ziehen, war den Alten schon bekannt; daß aber Eisen, mit dem Magnet bestrichen, dieselbe Kraft erhalte, und wenn es frei hängt, immer eine bestimmte Richtung einnehme, war ihnen unbekannt.

Die Erfindung der Magnetnadel scheint von den Chinesen ausgegangen zu seyn, von denen sie die Araber, und von diesen im 12. Jahrhunderte die Europäer erhielten. So klein diese Erfindung ist, so große Veränderungen hat sie auf der Erde hervorgebracht, die in ihren Folgen vielleicht noch größer, als jene des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst, sind. Der Kompaß, dessen wesentlicher Theil bekanntlich eine Magnetnadel ist, die auf einem Stifte in einem Kästchen frei schwebt, hat auf

Künste und Wissenschaften, auf den Handel und Gewerbe der Menschen einen unübersehbaren Einfluß gehabt. Durch ihn ist die Schifffahrt zu der Höhe emporgestiegen, auf welcher wir diese wichtige Kunst jetzt erblicken; durch ihn war die Entdeckung eines Weges nach Ostindien und Amerika möglich. Die Alten pflegten sich bei ihren Seereisen nie weit von der Küste zu entfernen, weil sie bei dem Wechsel der Witterung an Sonne und Sternen zu unsichere Leiter hatten; dies hörte mit der Erfindung der Magnetnadel auf, die dem Handel eine neue Bahn, und mit ihr einen Aufschwung verschaffte, zu dem sich die Alten nicht erheben konnten. Daher der ungeheure Preis, den die asiatischen Waaren in den frühern Zeiten in Europa hatten, wie z. B. die Seidenstoffe, die in Rom, bis auf die Zeiten der Kaiser herab, mit Gold aufgewogen wurden, welches damals den sechsfachen Werth des heutigen hatte.

Der Handelsweg zwischen Asien und Europa war in den ältesten Zeiten folgender: Die Phönizier ließen die Produkte Indiens nach Aelana, einem Hafen im Inneren des rothen Meeres, bringen, von wo sie eine kurze Strecke zu Land nach Rhinokorura am Mittelmeere geschafft, und dort von Neuem nach Tyrus, ihrem Hauptstappelorte, eingeschifft wurden. Von Tyrus wurden sie sodann leicht an alle Küsten des Mittelmeeres, nach dem ganzen, damals schon sehr blühenden und civilisirten Griechenland, den griechischen Kolonien in Sicilien und Süd-Italien, nach dem noch ungebildeten, minder mächtigen Rom, nach Etrurien, dem heutigen Toscana, nach Karthago und fast dem ganzen Nord-Afrika und nach Marseille, einer griechischen Pflanzstadt, verführt.

Es ist bekannt, welche Schätze die Phönizier durch diesen Handel gewannen. Die Geschichte des hebräischen

Volkes gibt volles Zeugniß von der Größe und dem Reichthume der Städte Tyrus und Sidon. Das einzige Tyrus vermochte, was dem Könige Darius mit der Gesammtmacht des Perser-Reiches nicht möglich war, eine Zeit lang Alexander's Triumph-Zug aufzuhalten. Der wilde Eroberer rächte sich ungroßmüthig; um seine Rache zu verewigen, gründete er die Stadt Alexandrien, und zog dahin den Handel des Orients, der, durch die Ptolomäer erweitert, selbst unter der Herrschaft der Römer und Araber fortfuhr, Europa die Produkte des Orients zu liefern, bis Vasco da Gama das Cap der guten Hoffnung umschiffte, und einen Seeweg nach Ostindien entdeckte, durch den der Handel eine ganz andere Richtung nahm *).

La Trappe.

Im Jahre 1140 stiftete der Graf von Perche in einem, 34 Stunden nordwestlich von Paris gelegenen, von Felsen und Wald eingeschlossenen Thale eine Cistercienser-Abtei, die er, nach dem schwierigen und engen Eingange in dieses Thal, la Trappe — die Fallthür — nannte. Diese Abtei war aber so klein, daß sie im 17. Jahrhunderte nicht mehr als sieben Mönche zählte. Im Jahre 1636 fiel sie durch Familien-Verhältnisse dem zehnjährigen Junker Jean Bouthillier de Rancé zu, der als

*) Das Vorgebirge der guten Hoffnung wurde von Bartholomäus Diaz im Jahre 1486 entdeckt und glücklich umschifft. Den 20. November umsegelte es Vasco da Gama, (geboren zu Sines, einer kleinen Seestadt in Portugal,) und kam in den ersten Tagen des Jahres 1498 an die Ostküste von Afrika. Den 1. März lief er in den Hafen von Mozambique ein, und im Mai, zu Anfange des Winters dieser Weltgegend, langte er in Kalekut an.

Knabe schon so ausgezeichnete Anlagen für die schönen Wissenschaften zeigte, daß er im 15. Jahre unter Leitung seines Lehrers eine neue Ausgabe von Anakreon's Gedichten, griechisch, mit Noten herausgab. Von diesen ernsten Beschäftigungen wurde er aber bald durch die Zerstreuungen und Genüsse der Welt abgehalten, und würde auch ohne Zweifel da sein Ende gefunden haben, wenn ihn nicht ein unerwarteter Zufall auf eine ganz entgegen gesetzte Bahn gebracht hätte. Als er noch in Paris lebte, kehrte er einst von einer Reise zurück, und eilte, seine Geliebte, die durch Schönheit und Galanterie berühmte Frau von Montbazon, aufzusuchen. Er kommt, ohne jemand zu begegnen, in ihr Zimmer, und findet dort — ihr blutiges Haupt in einer Schüssel liegen. Sie war kurz vor seiner Rückkehr gestorben, und man hatte ihr den Kopf abgelöset, da der für sie verfertigte zinnerne Sarg zu kurz gerathen war. Dieser Anblick machte den erschütterndsten Eindruck auf Rancé, dessen feuriges, tiefsfühlendes Gemüth dadurch zu einer völligen Sinnesveränderung gestimmt wurde. Er verließ Paris, verkaufte sein Gut, und schenkte das dafür gelösete Geld (300,000 Livres) an das Hôtel de Dieu in Paris, trat in den Mönchsstand, und begab sich dann in das Kloster la Trappe, dessen Abt er ward. Hier unternahm er eine Reform des Klosters, die, unter allen die härteste, viel Bewunderung bei Andächtigen, aber wenig Nachahmung fand.

Die Trappisten beten nach seiner Einrichtung täglich 11 Stunden; ihre übrige Zeit bringen sie bei harter Arbeit und schweigender Betrachtung zu. Außer den gottesdienstlichen Gebeten und Gesängen und dem Memento mori, womit sie einander begrüßen, darf kein

Wort über ihre Zunge kommen, denn auch ihre Wünsche und Bedürfnisse geben sie nur durch Zeichen zu erkennen. Ihre kärgliche Nahrung besteht in Früchten und Gemüsen; Fleisch, Wein und Butter ist ihnen gänzlich untersagt. Von dem, was in der Welt vorgeht, und von den Schicksalen ihrer Verwandten erfahren sie nichts; ihre Gedanken müssen stets auf Buße und Tod gerichtet seyn, und jeden Abend graben sie an ihren Gräbern.

Die Prinzessinn Louise von Condé stiftete auch einen weiblichen Zweig dieses Ordens.

Charta magna.

Im Jahre 1215 ertheilte der König von England, Johann ohne Land, die Charta magna (the Great Charter), welche noch gegenwärtig als das Fundament der englischen National-Freyheit angesehen werden kann, wiewohl in der Folge noch viele wesentliche Vorrechte und Ergänzungen dazu kamen *).

Heinrich I. fertigte schon im Jahre 1100 einen wichtigen Freiheitsbrief (charta libertatum) aus, in welcher mancher Druck des Lehensystemes aufgehoben, und dem Adel viele Freiheiten ertheilt wurden. Er stellte den

*) 1224 die Charta de forestis, welche die drückenden Jagd-Privilegien abschaffte; — 1628 Petition of right (Bitte um Recht); — 1679 die Habeas-Corpus-Acte; ein Gesetz, vermöge dessen kein Britte willkürlich verhaftet und ohne gerichtliches Urtheil im Kerker gelassen werden darf; — 1689 Bill of Rights (Erklärung der Rechte; — 1701 Parlaments-Schluß über die Thronfolge des jetzt regierenden Hauses; — 1707 Vereinigungs-Traktat zwischen England und Schottland.

alten National-Rath, welcher bei der Vereinigung der sieben sächsischen Reiche zum Königreiche England unter Egbert gegründet wurde, unter dem Namen des Parlaments wieder her, und schaffte die lästigen Lehenabgaben nebst dem Gesetze der Feuerglocke ab, welches verboth, nach einem frühe gegebenen Zeichen kein Feuer und Licht mehr zu halten, was den englischen Sitten unerträglich war. Da nun Johann ohne Land willkührlich herrschte, und manche der ertheilten Freiheiten verletzte, entstand ein Volksauflauf, den er für den Augenblick nicht anders zu dämpfen wußte, als durch die Unterschreibung der Charta magna, in der nicht nur die früheren Freiheiten bestätigt, sondern auch noch andere Vorrechte eingeräumt wurden.

Dieser Freiheitsbrief enthält folgende Fundamental-Gesetze:

1) Es soll der königliche Gerichtshof an Einem Orte bestehen, und nicht länger mit den Königen herumreisen.
2) Kein Engländer soll seine Freiheit, sein Vermögen, Vaterland und Leben verlieren, ohne vorher durch ein von geschwornen Richtern seines Standes nach dem gemeinen Landesgesetze gefälltes Urtheil verurtheilt worden zu seyn.
3) Niemand soll in der Schaltung mit seinem Vermögen gehindert werden.
4) Den Geistlichen sollen ihre Besitzungen und die kanonischen Wahlfreiheiten gesichert seyn.
5) Keine Abgabe soll ohne Berathung des versammelten Parlaments erhoben werden.
6) Das Parlament soll aus den persönlich versammelten Erzbischöfen, Bischöfen und Baronen des

Reiches und der von den Sherifs oder Vögten districtsweise zusammen berufenen, unmittelbaren Vasallen bestehen.

Miscellen.

Späte Anerkennung. Schon vor beynahe 300 Jahren schrieb der gelehrte Italiener Fausto Veranzio über Mechanik in fünf Sprachen, lateinisch, spanisch, französisch, italienisch und deutsch, unter dem Titel: „Machinae novae Fausti Verancii etc." Der Mann ist wenig bekannt geworden; — unbegreiflich, daß nicht ein Samenkorn seiner Lehren auf einen fruchtbaren Boden fiel, und sie erst nach Jahrhunderten zur Anwendung kamen. Veranzio empfiehlt in seinem Buche den Bau von Hängebrücken, den Gebrauch der Treträder, mit Benützung ihrer äußeren Seite; die Zugboote und die Handmühlen für das Korn. — Die Engländer, in deren Sprache er nicht schrieb, waren die Ersten, welche seine Lehren befolgten, und erst Napoleon bediente sich bei seinem Heerzuge nach Rußland jener tragbaren Mühlen; übrigens lohnte es gewiß der Mühe jetzt noch, jenes alte Buch auf's Neue zu durchsuchen, weil in unserer auf Verbesserungen wartenden Zeit gewiß noch manches Brauchbare sich darin finden dürfte.

Warum führt das türkische Reich den halben Mond im Wappen? — Das Zeichen des osmanischen Reiches, der halbe Mond, wird von den Geschichts- und Alterthumsforschern bis zu dem uralten asiatischen Monddienste, bis zur großen ephesischen und persischen Göttinn, die in Byzanz als Diana einheimisch

war, hinauf geführt. — Ganz Asien verehrte das Feuer, Persien die Sonne, die Turkomanen den Mond.

Die Stadt der Schuhmacher. Das nordamerikanische Städtchen Lyna besteht hauptsächtlich durch seine Schuhmacher: Man zählt deren 5000, welche in jedem Jahre über 1,200,000 Paar Schuhe, für den Werth von Einer Million Dollars, verfertigen, die meistens nach den südamerikanischen Staaten verkauft werden. — Die Weiber, welche das Einfassen und Verzieren der Schuhe besorgen, sollen allein an 60,000 Dollars davon verdienen.

Die größte Dampf-Maschine Englands. Sie hat nach einer im Mechanic's Magazine stehenden Bemerkung 90 Zoll Durchmesser im Cylinder. Hebt den Stämpel auf 10 Fuß bey jedem Stoße, und das Wasser aus einer Tiefe von 92 Fuß. — Drey andere Maschinen haben 80, 76 und 58 Zoll Durchmesser im Cylinder, und führen einen Stoß von 8—9½ Fuß Länge; außerdem zählt man in Kornwallis noch dergleichen 11 Maschinen, alle wenigstens von 60 Zoll und darüber im Cylinder messend.

Sonderbare Sitte zu Katunga, im westlichen Afrika. Wenn der König stirbt, so müssen dessen ältester Sohn, die erste Gemahlinn und alle Hauptleute des Reiches über seinem Grabe Gift nehmen, und werden dann mit dem Hochseligen begraben. — Nachher wird aus den Weisesten des Landes ein neuer König gewählt, und in der Regel dem Alter dabei der Vorzug gegeben.

Kinderspiel mit Schlangen. Kapitän Lyon hatte zu Lipimeo im Mexikanischen Gelegenheit, Kinder der Eingebornen zu sehen, welche sich damit

unterhielten, einer großen Klapperschlange, die mit Riemen angebunden war, Stücke Holz hinzuhalten, in welche das ergrimmte Thier beissen mußte. Auf des Kapitäns Aufforderung, das gefährliche Spielzeug zu tödten, lachten ihn die kecken Kleinen aus, und trieben ihr Wesen ungestört fort. — Die Ältern scheinen dort sehr unbesorgt zu seyn; noch mehr, als manche in Europa.

Großer Umweg. Welche Wege der Handel sich mitunter zu bahnen genöthiget sieht, hat die Continental-Sperre gezeigt, während deren sämmtliche Kolonial-Waaren, um von Dover nach dem 3¼ Meilen entfernten Calais zu gelangen, zuerst in England nach Salonichi verschifft wurden; von hier verführte man sie auf Maulthieren oder zu Wagen durch Macedonien, Servien und Ungarn nach Deutschland und Frankreich, so daß jene 7 Stunden Weges, dessen man sich nicht bedienen durfte, hinsichtlich der Transports-Kosten einer doppelten Reise um die Erde gleich wurden, wenn die Waaren in Calais verbraucht werden sollten.

Golconda's Diamantgruben. In einer Bergkette von etwa 120 Stunden Länge, deren höchste Spitzen zwischen Kummun im Districte Kuddaya und Amrabad, in der Provinz Golconda, liegen, befinden sich diese weltberühmten Minen, 2—3000 Fuß über der Meeresfläche. Diese ganze Bergkette ist ungefähr 16 Stunden breit; sie heißt in der Landessprache Nalla-Malla (blaue Berge). Die Edelsteine werden in einer Felsschicht gefunden, und die ergiebigsten Minen sind die von Vangenballi, einem vier Stunden westlich vom Städtchen Nandiala gelegenen Dorfe. Hier und zu Gani-Parteale beschäftigt man sich nur damit, nochmals den Schutt zu untersuchen, der von den früheren Minen-Bauern weg-

gewotfen wurde, aber noch mehrere kleine Diamanten gewöhnlich birgt. Außer den genannten werden noch vier andere Minen bearbeitet; alle liegen in einem angeschwemmten Erdreiche, wie dasjenige ist, in welchem man an anderen Orten diese hochgeschätzten Steine findet.

Trauerfarben. Die schwarze Farbe war nicht, und ist nicht überall die Farbe der Trauer. — Die Mutter König Ludwig's des Heiligen wurde die weiße Königinn genannt, weil sie weiß um Ludwig den VIII. trauerte. Dasselbe thaten schon die Spartanerinnen und Römerinnen. — In Spanien währte dieser Gebrauch bis zum Tode des Prinzen Don Juan (1498). — Auch die Chinesen trauern weiß, die Griechen schwarz, die Türken hingegen blau oder violett; die Egypter gelb, die Äthiopier grau. — Man hat sich schon viele Mühe gegeben, den Sinn dieser Trauerfarben zu erklären. — Die weiße Farbe, sagt man, bedeutet die Reinigkeit; die gelbe ist von den verwelklichen Blättern entlehnt; die graue bezeichnet die Erde, in die man die Todten verscharrt; die blaue den Himmel; die schwarze die Finsterniß des Todes; die violette, als eine Mischung von Blau und Schwarz, vereinet die Trauer mit den Wünschen für des Verstorbenen Seligkeit. Solche Deutungen sind eben nicht schwer zu finden. — Der Herzog von Roquelaure ritt einmal bei einer Trauer schwarz auf einem mit einer rothen Decke behangenen Pferde an den Hof. — Hätte es irgend einem Volke schon beliebt, roth zu trauern, so würde man vielleicht sagen, die Gewohnheit sey nach einer großen Schlacht aufgekommen, in der man sehr viel Blut vergossen habe. — Anna von Bretagne, Witwe Karls des VIII. von Frankreich, war die erste, welche schwarz trauerte.

Bemerkungen an Weibern. Nach Haller ertragen die Weiber den Hunger länger, als die Männer; — nach Plutarch berauschen sie sich schwerer; — nach Unzer werden sie älter; — nach de la Porte bekommen sie die Seekrankheit schwächer, — werden gar nicht kahl; — nach Agrippa schwimmen sie länger im Wasser oben; — nach Plinius Naturgeschichte werden sie seltener von Löwen angefallen, sind nach aller Erfahrung fast meistens die Erstgebornen, und bessere Kinderwärterinnen als die Männer; seltener dem Schlage ausgesetzt, und werden nicht so oft vom Blitze getroffen.

Wie man sich helfen kann. Nach den englischen Gesetzen soll jedes Schiff mit 100 Personen einen Schiffsprediger haben; die Ostindienfahrer laden daher oft, um ihn zu ersparen, nur 99.

Londons Handel beschäftigt allein mehr als 3500 Schiffe, und mehr als 13,500 laufen jährlich in seinen Häfen ein. Gewöhnlich befinden sich gleichzeitig auf der Themse 1600 Schiffe und 8419 Barken zum Aus- und Einladen der Schiffe, 2788 Fahrzeuge für den inneren Verkehr, und 3000 kleine Boote zum Übersetzen, Weiterführen der Wandernden und Reisenden ꝛc. ꝛc. Hierzu kommen noch gegen 8000 Menschen, welche den Fluß mit kleinen Nachen beschiffen, 4000 Handlanger, die beim Ein- und Ausladen der Schiffe beschäftigt sind, 1200 Zollbeamte, und die Mannschaft der vielen hier stationirten Schiffe.

Armenunterhalt. In Wien zählte man (vor einigen Jahren) auf 210,198 eigentlicher Einwohner, 20,581; — in Berlin auf 188,488 Einwohner, 1200; — in Hamburg auf 107,000 Einwohner, 5622 — und

für die Bevölkerung von Paris 60,541 Arme, welche Unterstützung von den Wohlthätigkeits-Anstalten erhalten. — In England beläuft sich die Armen-Taxe auf 250,000,000 Francs; in den Niederlanden kommen auf 5½ Millionen Einwohner 573,179 des Beystandes bedürftige Hausarme, somit hier fast das Neuntel der Bevölkerung.

Nachkommen Luther's. Seit dem Jubeljahre der Reformation sind bekanntlich im Jahre 1818 zwey Blutsverwandte Luther's, Georg und Ernst, die in Möhra lebten, in der Erziehungsanstalt zu Keilhau bey Rudolstadt durch Hilfe milder Beyträge untergebracht, erzogen und erhalten worden. Ernst, der jüngere, ist zu Ende Augusts 1824 nach Kassel abgegangen, wo er, nach Ablauf einer gesetzlichen Probezeit und darauf erfolgter wohlbestandener Prüfung, von Herrn Krauß, Lehrer des Gewölbebaues und des Modellirens an der dortigen Akademie, als Lehrling aufgenommen wurde. — Georg ist nach Tübingen abgegangen, wo er sich den theologischen und philosophischen Studien widmet, und wird, durch königliche Huld unterstützt, durch die Theilnahme der Personen geleitet, zu einem tüchtigen Manne heranreifen.

Österreichische Staatengeschichte.

Österreich in unstäten Händen.

Von Friedrich's II. Tode bis Albrecht I., aus dem Hause Habsburg (1246—1282).

Schicksal Österreich's nach dem Tode Friedrichs des Streitbaren.

Herzog Friedrich hinterließ keine Erben und ernannte auch keinen Nachfolger. Seine weiblichen Anverwandten waren: Margaretha, seine ältere Schwester, Witwe Heinrich's VII., von welchem sie zwei Prinzen hatte, Friedrich und Heinrich; Constantia, seine jüngere Schwester, Gemahlinn des Markgrafen von Meißen, dem sie zwei Söhne, Albrecht und Dietrich, gebar; und endlich Gertrud, eine Tochter Heinrich's des Grausamen, welche den Markgrafen von Mähren, Ladislav, heirathete. Alle drei konnten auf die Nachfolge in der Regierung des Landes keinen Anspruch machen, weder in Rücksicht des fridericianischen Freiheitsbriefes, noch in Hinsicht des Lehenrechtes. Der deutsche Kaiser konnte nun die österreichischen Provinzen als ein erledigtes Reichslehen in Besitz nehmen. Kaiser Friedrich II. schickte auch Otto von Eberstein dahin, um in seinem Namen den Eid der Treue zu empfangen; allein seine Absicht, Österreich zu einer kaiserlichen Domäne zu machen, wurde vom Papste Innocenz IV. bald durchblickt. Ihm war die Vergrößerung des hohenstaufischen Hauses sehr unwill-

kommen, kein Wunder, daß er aus allen Kräften dies zu hindern suchte. Vor allem ermahnte er Heinrich Raspe von Thüringen, sich dem Kaiser zu widersetzen; allein dieser war ohnmächtig. Der Papst schenkte hierauf die Länder den Königen von Ungarn und Böhmen; diese waren jedoch weder geneigt, das Geschenk anzunehmen, noch erlaubten es ihre eigenen Angelegenheiten. Nun schlug Innocenz einen andern Weg ein, und suchte durch die österreichischen Prinzessinnen seine Absicht zu erreichen.

Margaretha, welche sich nach dem Tode ihres Gatten zu den Dominikanerinnen nach Trier geflüchtet, um dort Ruhe zu finden, die sie unter der stürmischen Regierung ihres Bruders vergebens in Österreich gesucht hatte, mußte das Kloster verlassen, und sich bereit halten, aus der Hand des Papstes einen Mann zu empfangen; allein mehrere Fürsten suchten mit aller Bescheidenheit diesem Antrage auszuweichen. Margareth mußte sich mit einem Wohnsitze in Haimburg und einigen Gütern zufrieden stellen. Indessen verlangten die Österreicher immer dringender einen eigenen Fürsten. Man schlug dem Kaiser vor, Einen seiner Enkel — der Söhne Margareth's — mit Österreich zu belehnen; allein er antwortete: „Die Kinder müssen erst den Krieg lernen," und bestellte unterdessen zwei Statthalter, den Grafen Mainhard von Görz in Steyermark und Otto von Baiern in Österreich.

Der neue Statthalter von Österreich ließ sich weder das Amt, noch das Interesse des Kaisers angelegen seyn. Er stiftete eine Heirath zwischen Gertrud, welche sich Mödling zum Aufenthalte gewählt hatte — da ihr Gemahl, Ladislav von Mähren, gestorben war — und seinem Schwestersohne, Hermann von Baden. Dieser suchte sich einen Anhang in Österreich zu verschaffen, was ihm auch eini-

ger Maßen gelang; indeß konnte er doch nicht durchsetzen, daß er von allen als Herzog, welchen Titel er annahm, anerkannt worden wäre. Ein großer Theil blieb dem Kaiser treu. Zum Unglück kam es den Anhängern des Mgrkgrafen in den Sinn, einen Einfall in Ungarn zu machen. — Bela rächte sich durch eine schreckliche Verwüstung; Wien wurde bedroht, und selbst des Markgrafen Leben kam in die größte Gefahr — wenn er nicht plötzlich gestorben wäre. Er hinterließ das Land in einer grenzenlosen Verwirrung, die der zum größten Unglück zu derselben Zeit erfolgte Tod des Kaisers noch mehr vermehrte.

Ottokar, König von Böhmen, nimmt Österreich, und Bela, König von Ungarn, Steyermark in Besitz.

Mit Friedrich's II. Tode ging das kaiserliche Ansehen und die Ordnung Deutschlands zu Grunde. Konrad IV., römischer König, hätte seinem Vater nachfolgen sollen; allein der Papst that ihn in den Bann, bloß weil er ein Hohenstaufe war. Zudem mußte er, ausgebrochener Unruhen wegen, nach Italien reisen, um seine Erbländer Neapel und Sicilien zu retten. Nun lagerte sich über Deutschland die Gewitternacht einer völligen Anarchie. Auch in Österreich herrschte allgemein Zwietracht und Verwirrung. Die Partheien waren ohne Häupter; Gertrud floh nach Preußen, und der Herzog von Baiern, der Bischof von Salzburg und Bela verriethen ihre Wünsche auf Österreich. Um nun noch größeren Streitigkeiten zuvorzukommen, hielten die Herren und Bürger zu Trübensee (1251) eine Versammlung, in der beschlossen wurde, eine Gesandtschaft nach Meißen zu schicken, um sich einen Sohn der Constantia als Herrn zu erbitten. An der Spitze der Gesandtschaft war Heinrich

von Lichtenstein; ihm folgten die Äbte Philipp von den Schotten zu Wien und Dietmar von Klosterneuburg. Als sie nach Prag kamen, und König Wenzel ihr Daseyn und zugleich den Zweck ihrer Reise erfuhr, lud er sie an seinen Hof und schlug ihnen seinen eigenen Sohn, Ottokar, als Herzog vor. Mehr als seine Gründe, mochten Drohungen und Geschenke gewirkt haben. Die Gesandtschaft hielt nicht für nothwendig, die Reise weiter fortzusetzen und kehrte mit Ottokar, im Geleite vieler Ritter, nach Österreich zurück. Er wurde zum Herzoge gewählt und überall willig aufgenommen — denn er hatte goldene Schlüssel.

Steyermark hätte mit Österreich vereint bleiben sollen; allein die Steyermärker waren mit Ottokar nicht zufrieden, und bothen ihr Land Heinrich, dem Sohne des Herzogs von Baiern, an, der mit einer Tochter Bela's vermählt war. Heinrich, der Wahl versichert, begab sich zu Bela, wurde aber dort sehr kalt aufgenommen, weil dieser gleich Anfangs strebte, entweder die ganze Erbschaft oder einen Theil mit Ungarn zu vereinigen. Ottokar hatte dieselbe Absicht. Bela suchte nun die Steyermärker für seinen Sohn Stephan zu gewinnen, was ihm auch vollkommen gelang. —

Zu der neuen Herzogswahl kam auch Gertrud nach Österreich; sie bemühte sich, selbe auf ihren Sohn, Friedrich von Baden, zu leiten; da es ihr jedoch nicht gelang, eilte sie zu Bela, übertrug ihm ihre vermeinten Rechte auf Österreich, und erbath sich zugleich einen neuen Bräutigam, den sie in der Person des reussischen Fürsten, Roman, erhielt, der sie aber heimlich verließ und nie wiederkehrte. Der 22jährige Ottokar bewarb sich unterdeß, um die Vereinigung Böhmens und Österreichs fester zu

begründen, um die Hand der 47jährigen, von manchem Kummer gebeugten, Margareth. Sie weigerte sich lange, endlich ließ sie sich bewegen, ihre Einwilligung zur Heirath zu geben, und die Vermählung geschah zu Haimburg, am 7. April 1252. — Bela suchte, auf die von Gertrud übertragenen Ansprüche gestützt, Österreich an sich zu reißen. Er streifte bis an die Thore Wiens, indem er alles, mit erneuerter Mongolen-Grausamkeit, vernichtete. Ein verheerender Krieg wäre die Folge gewesen, wenn nicht durch des Papstes Vermittlung der Friede zu Stande gekommen wäre. Bela sollte Steyermark, und Ottokar Österreich besitzen; jener nahm zugleich auch die Versorgung Gertrud's über sich.

Ottokar entreißt dem Könige von Ungarn Steyermark, und bringt Kärnthen und Krain an sich.

Die Steyermärker wurden der neuen Herrschaft bald müde; denn die National-Verschiedenheit erzeugte einen Haß, bey dem an keine Anhänglichkeit und Treue zu denken war. Bela ließ das Herzogthum durch Stephan, Grafen von Agram, verwalten, der vorzüglich den Adel mit einer solchen Strenge behandelte, daß eine geheime Verschwörung angezettelt wurde, die wider alles Vermuthen so plötzlich mitten im Winter ausbrach, daß alle Ungarn, die sich daselbst aufhielten, ermordet wurden. Nach dieser That ging eine Gesandtschaft nach Böhmen, um Ottokarn Steyermark anzubiethen, der es zwar ausschlug, jedoch ihnen 1000 Mann Hilfstruppen gab. Dies entrüstete Bela, der Ottokarn schon früher in Verdacht hatte, die Steyermärker heimlich unterstützt zu haben; er sammelte ein ungeheures Heer, mit dem er gegen die March aufbrach. Dahin wandte sich auch Ottokar mit seinen Trup-

pen, die durch die Steyrer und Kärnthner verstärkt wurden. Der Fluß trennte nun beide Heere; keines wollte ihn zuerst übersetzen und unthätig lag da eine Masse von mehr als 200,000 Menschen. In dem Heere der Deutschen brach schon Mangel an Lebensmitteln aus, und die Stimme des Mißmuths ertönte an verschiedenen Orten. Als aber durch den Bürgermeister von Wien, Paltram, reichlicher Vorrath im Lager ankam, und das Versprechen, sie mit allem zu versehen, und sollte er seine eigene Habe daran setzen: da wuchs wieder der Muth und die Geduld. Dies währte Bela zu lange. Es wurde nun zwischen ihm und Ottokarn ein viertägiger Waffenstillstand geschlossen. Einem gemachten Vertrage gemäß zog sich Ottokar zurück, um den Ungarn freien Übergang über die March zu lassen. Kaum aber hatten diese den Fluß übersetzt, als sie verrätherischer Weise das böhmische Lager, in dem Ottokar kaum den zehnten Theil des Heeres gelassen hatte, überfielen. Die Böhmen leisteten verzweifelte Gegenwehre, bis Ottokar Zeit gewann, seinen Kriegern zu Hilfe zu eilen. Nun entspann sich (13. Juli 1260) zwischen dem heutigen Schloßhof und Marcheck eine wüthende Schlacht, in der die Ungarn mit einem ungeheuren Verluste zurückgetrieben wurden. Bela bath um Frieden. Er entsagte allen ferneren Ansprüchen auf Österreich und trat Steyermark an Ottokar ab, der auf der Stätte des Sieges eine Grenzfeste, Marcheck, baute.

Ottokar hielt sich nun in dem Besitze der österreichischen Provinzen so gesichert, daß er der Rechte Margareths nicht mehr zu bedürfen glaubte. Er trennte sich daher von seiner 55jährigen Gemahlinn, von der er keine Erben zu hoffen hatte, und heirathete (1261) Kunigunden von Massovien, Bela's Enkelinn. Margareth begab sich

nach Krems, verlebte da ihre letzten Tage mit einem ansehnlichen Witwengehalte und starb im October 1267; sie wurde in Lilienfeld beigesetzt. Jetzt erst (23. Dezember 1261) nahm Ottokar den Königstitel an — er hatte sich bis dahin nur „Herrn des Königreichs Böheim, Markgrafen zu Mähren, Herzog zu Österreich und Steyer" genannt. — Dennoch mußte er bedacht seyn, einen Schein der Rechte auf die österreichischen Länder zu erhalten; er ließ sich daher im Jahre 1262 von Richard von Cornwallis mit denselben belehnen. Allein diese Belehnung war nicht rechtsgültig, weil sie ohne Bewilligung der Reichsfürsten geschah. — Ottokars Macht, die schon eine bedeutende Höhe erreicht hatte, wurde noch durch den Zuwachs Kärnthens vermehrt. Schon seit geraumer Zeit war er mit Ulrich von Kärnthen in geheimen Unterhandlungen; dieser kam nach Prag, und erklärte, falls er kinderlos stürbe, Ottokarn zum Erben aller seiner Länder und Güter. Allein Ulrich konnte über Kärnthen ohne des Kaisers Einwilligung nichts verfügen; zudem hatte er noch einen Bruder, Philipp, Erzbischof von Salzburg. Dieser suchte zwar, nachdem er seines Erzbisthums entsetzt und zum Patriarchen von Aquileja gewählt war, mit Hintansetzung des Patriarchats, seine Rechte auf Kärnthen geltend zu machen; war aber der Macht Ottokar's nicht gewachsen, und begnügte sich mit einem standesmäßigen Lebensunterhalte, den er in der Stadt Krems verzehrte.

Ottokar weigert sich, Rudolph von Habsburg als deutschen König anzuerkennen.

Nach Friedrichs II. Tode war Deutschland der Schauplatz der fürchterlichsten Gewaltthätigkeiten und in Gefahr, in Trümmer zu verfallen. Der Kaiser gab es zwar daselbst mehrere, aber keiner regierte. Sie kamen nie, oder höchst

selten, und da nur so lange nach Deutschland, als das mitgebrachte Geld dauerte. Jeder der Vasallen riß an sich, was ihm am gelegensten war, und was er mit seiner Macht behaupten zu können glaubte. Am meisten kamen die Kirchengüter in Gefahr, daher vorzüglich dem Papste, Gregor X., an der Wahl eines deutschen Kaisers gelegen war; selbst der Adel fühlte die Nothwendigkeit dessen. Allein man forderte von dem neuen Kaiser Unmögliches: er sollte Macht genug haben, die Ruhe in dem Reiche wieder herzustellen, und dennoch so schwach seyn, daß er die angemaßten Rechte der großen Fürsten nicht beschränken, nur sie nicht zur Ordnung zurückführen könnte. Aus eben dem Grunde wurde Ottokar, der sich um die deutsche Krone bewarb, von dem Throne ausgeschlossen. Die Wahl fiel auf Rudolph, Grafen von Habsburg; er wurde zu Aachen gekrönt, und von allen, selbst vom Papste, als rechtmäßiger König anerkannt. Er stellte das Lehensystem wieder her, indem er, gleich nach seiner Krönung, die Fürsten zur Huldigung und zum Empfange der Lehen aufforderte. Ottokar war der einzige, welcher Rudolph nicht für seinen Kaiser anerkennen wollte, und sich weigerte, die Belehnung von Böhmen und Mähren zu empfangen, und Oesterreich nebst den übrigen heimgefallenen Reichslehen, die er bei der allgemeinen Verwirrung an sich brachte, dem Kaiser abzutreten. Daraus entstand ein Streit. Man lud den König von Böhmen auf den Reichstag nach Nürnberg und Würzburg — er erschien nicht. Man stellte die letzte Frist auf den Reichstag zu Augsburg; — hier erschien ein Abgesandter Ottokars, der Bischof von Seckau, der gegen die Wahl Rudolphs protestirte. Dies erbitterte die deutschen Fürsten dergestalt, daß sie ihn in die Acht erklärten. Gregor X. wollte durch Friedensvorschläge einem all-

gemeinen Ausbruche zuvorkommen, Rudolph war geneigt sie anzunehmen; allein Ottokar schlug jede Vermittlung aus.

Kriege Rudolphs von Habsburg mit Ottokar.

Nachdem jedes Mittel, den Frieden durch Unterhandlungen zu bewirken, vergebens war, both Rudolph die Vasallen auf, und stellte sich an ihre Spitze. Seine Absicht war, Ottokarn an mehreren Punkten zugleich anzugreifen, um seine Macht zu theilen und zu schwächen. So wollte er über Eger nach Böhmen rücken, Graf Meinhard von Tirol sollte Kärnthen und Steyermark erobern, und sein ältester Sohn, Albrecht, sich gegen Österreich wenden. Allein der Erzbischof Friedrich von Salzburg stellte vor, Ottokar in Böhmen anzugreifen, sey fruchtlos, denn die Grenze sey zu sehr befestigt; und da Ottokar seine ganze Macht in der Gegend bei Tepl versammelt hätte, so würde ein Hauptstreich gegen Österreich um so sicherer gelingen. — Der Baiern-Herzog wurde gezwungen, dem Bündnisse mit Ottokar zu entsagen und sich mit 10,000 Mann an Rudolph's Schaaren anzuschließen. Nun ging es in Eilmärschen durch Niederbaiern nach Regensburg und Passau (26. September 1276); die Österreicher wurden des Eides entbunden, und ohne Widerstand nahm man den südlich von der Donau liegenden Theil Österreichs in Besitz. Ottokar, der sich den Vergnügungen der Jagd und der Lustbarkeiten seines Hofes überließ, hörte mit Schrecken und Staunen diese Nachricht. Er berief schnell sein Heer von Tepl, zog durch die böhmischen Wälder und Gebirge, und nahte den Grenzen Österreichs, in der Hoffnung, seine Hauptstadt zu retten. Mangel an Lebensmitteln hielt ihn jedoch schon zu Drosendorf fest. Rudolph

hingegen zog am mittägigen Donau-Ufer hin, nahm Klosterneuburg durch Kriegslist, und lagerte sich unter den Mauern Wien's, wo der Graf von Tirol, der Kärnthen und Steiermark durchzogen, und ihre Einwohner, die sich Ottokar durch manche Härte und Grausamkeit zu Feinden machte, unter seine Fahnen sammelte, zu ihm stieß.

Die Eroberung Klosterneuburg's geschah durch folgende List: Ein baierischer Feldhauptmann war Willens, den Statthalter, Bruno von Ollmütz, mit seinen Schätzen zu fangen; allein es schlug ihm fehl. Darüber erboßt, sann er auf ein anderes Mittel, sich zu entschädigen. Er kam mit einem Theil seiner Leute in der größten Eile vor das Wiener-Thor zu Neuburg und forderte ungestüm Einlaß, indem er vorgab, daß er die Bedeckung Bruno's geführt, von einer kaiserlichen Streifpartei überfallen, und von ihr verfolgt werde. Die Wache war ungewiß, ob sie seinen Worten trauen sollte oder nicht, und während sie durch Fragen sich Gewißheit von der Wahrheit seiner Angabe verschaffen wollte, wurde sie übermannt und niedergestoßen. Unterdeß stürzte auf ein gegebenes Zeichen der übrige Theil seiner Mannschaft aus einem Hinterhalt hervor und drang mit solcher Wuth in die Stadt, daß für den ersten Augenblick an keine weitere Vertheidigung zu denken war, und Stadt und Schloß in ihre Hände fielen.

Indeß stieg mit dem Mangel auch das Mißvergnügen in Ottokar's Heere. Rudolph hatte nach der Übergabe von Klosterneuburg eine Schiffbrücke über die Donau geschlagen, um den Krieg nach Böhmen zu spielen. Ottokar, der sich nach diesem großen Verluste überall von Feinden umgeben sah, da auch die Ungarn zum Aufbru-

che an der Grenze von Österreich standen, ließ dem Kaiser einen Friedensvergleich anbiethen, den dieser auch annahm. Es wurde nun einem Ausschusse der Fürsten übertragen, die Bedingungen des Friedens zu bestimmen, der auch den 21. November 1276, in dem Lager vor Wien, zu Stande kam. Darin wird Acht und Bann wider Ottokar und seine Freunde getilgt. Die Geiseln und Gefangenen erhalten ihre Freyheit, und die Unterthanen beyder Könige werden in den Frieden eingeschlossen. Ottokar entsagt allen Ansprüchen auf Österreich, Steiermark, Krain, Portenau, die windische Mark und Eger. Rudolph belehnt ihn dagegen mit Böhmen, Mähren und dem Besitzthum seiner Vorältern. Zur Befestigung des Friedens wird eine Wechselheirath beschlossen: Böhmens Kronprinz, Wenzel, vermählt sich mit einer Tochter des Kaisers, ein Sohn Rudolph's mit einer Tochter Ottokar's. In Hinsicht der Wiener sollte eine allgemeine Amnestie zu Stande kommen. Auch der König von Ungarn wurde in diesen Frieden mit eingeschlossen, und die alten Grenzen zwischen beiden Reichen wieder hergestellt.

Am 25. November erschien Ottokar im Lager des Kaisers mit zahlreichem Gefolge und großer Pracht, und empfing unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten die Belehnung mit Böhmen und Mähren. — Hier müssen wir einer Fabel erwähnen, die von so Vielen nacherzählt wurde, und von noch Mehreren unbedingten Glauben gefunden hat. Ottokar, der sich der öffentlichen Demüthigung, vor dem oft verspotteten Kaiser zu knien, nicht unterziehen wollte, verlangte von Rudolph, daß Niemand, außer ihm, bei der Belehnung im Zelte gegenwärtig wäre. Er versprach es. Doch während der Feierlichkeit flogen, wie man erzählt, auf des Kaisers Anstiften, die

Vorhänge des Zeltes auf, und die an den Donau-Ufern gelagerten Heere — die Belehnung ging auf einer kleinen Donau-Insel vor sich — erblickten den König von Böhmen auf den Knien vor Rudolph. Diese Beleidigung wäre es vorzüglich gewesen, welche die Erbitterung in dem Gemüthe des unglücklichen Ottokars nährte. Wenn auch eine solche Hinterlistigkeit dem geraden, biedern und edlen Betragen Rudolphs nicht geradezu widerspräche; so wäre der Hauptbeweis der Unhaltbarkeit dieser Fabel schon darin zu finden, daß weder gleichzeitige Schriftsteller, noch sogar böhmische Geschichtschreiber, die ein solch wichtiges Factum gewiß nicht außer Acht gelassen hätten, davon eine Erwähnung machen. Aeneas Sylvius, der ungefähr 200 Jahre nach diesem Ereigniß lebte, macht zuerst davon Erwähnung, und mit willigem Glauben haben es andere Schriftsteller, die sich eben kein sonderliches Gewissen daraus machen, Verdienste fremder Nationen auf jegliche Art zu schmälern, nacherzählt. —

Durch diesen Frieden wurden die österreichischen Länder wieder an das Reich gebracht.

Zweiter Krieg zwischen Rudolph und Ottokar.

Der Friede von Wien war von kurzer Dauer. Er war das Band der Nothwendigkeit; auch Rudolph sah ihn für nichts Anderes als einen Waffenstillstand an, daher behielt er eine Menge schweizerischer und schwäbischer Truppen in seinem Solde. Die erlittene Demüthigung und der Verlust so vieler ansehnlicher Provinzen erfüllten die stolze Seele Ottokars mit einem unauslöschbaren Hasse. Diesen zu vermehren war seiner Gemahlinn, Kunigunde, eifrigstes Bemühen. Was ihren ernsteren Worten nicht glücken wollte, gelang dem Spotte; sie wußte

ihren Gemahl an der schwachen Seite zu fassen und ruhte nicht, bis er neuerdings mit dem Kaiser zu brechen beschloß. — In dem Frieden war festgesetzt worden, daß die Gefangenen freygelassen werden sollten; er verschob die Erfüllung dieses Vertrages immer weiter. Gegen die Amnestie handelte er öffentlich, indem er alle Großen, die er für des Kaisers Freunde hielt, des Landes verwies und ihre Burgen zerstörte. Als ihm deswegen Rudolph Vorstellungen machen ließ, antwortete er: es wäre ihm nie eingefallen, seine Unterthanen mit in den Vertrag einzuschließen. Darauf ließ er den Fehdebrief an Rudolph aufsetzen und begann in Österreich einzufallen. Die Böhmen suchten ihm Vorstellungen zu machen, und wohl wissend, daß die ihnen verhaßte Kunigunde eine Hauptquelle des Krieges sey, sprachen sie: „Weiber hätten lange Haare, aber kurzen Verstand. Sollten sie den Krieg ausfechten, so würde freilich Niemand erschlagen, und der Schade klein seyn. Liegen aber wir todt da, so nehmen die Weiber gar bald andere Männer.“ — Umsonst, rief Ottokar, und hätte ich tausend Eide geschworen, ich muß zum Kampfe mit ihm.

Schlacht bey Stillfried, wo Ottokar, von den Seinen verlassen, das Leben verlor.

Ottokar verband sich mit den meisten nordischen Fürsten: mit Heinrich, Herzog von Baiern, mit dem Erzbischofe von Köln und mehreren andern, und brach Ende Juni 1278 von Prag auf. Bei Laa geschahen die ersten Feindseligkeiten; die Veste wurde genommen. Von da rückte er vor Drosendorf, und das feste Schloß hielt zum zweiten Male seine Waffen auf. Eher wollte er nicht weiter, bis das Nest in Schutt und Trümmern liege;

unterdeß gewann Rudolph Zeit, ein bedeutendes Heer zu sammeln. Wiewohl dies Anfangs sehr langsam ging, und gegen die bedeutende Uebermacht Ottokars wenig Hoffnung eines glücklichen Erfolges übrig blieb: so beschloß Rudolph dennoch, sein Schicksal durch die Waffen entscheiden zu lassen. „Gott," rief er voll Zuversicht aus, „der mich zu so hoher Würde erhoben, wird mich nicht verlassen in der Stunde der Gefahr." Er brach demnach von Wien auf und setzte bei Haimburg über die Donau, wo er sich mit den Ungarn, Steyermärkern und Kärnthnern vereinigte, mit denen er gegen Stillfried vorrückte. Eine halbe Stunde Weges davon entfernt schlug Ottokar sein Lager auf. Durch einen Überläufer erfuhr Rudolph, daß der Böhmen-König von Verräthern umgeben sey, die ihm nach dem Leben strebten. Er benachrichtigte ihn von der Gefahr und trug ihm Versöhnung an. Ottokar hielt diese Nachricht für List und den Antrag für einen Beweis der Schwäche. Nun blieb keine Hoffnung, als die Entscheidung durch einen blutigen Kampf. Den 26. August 1278 rüsteten sich beide Heere. Rudolph setzte über den Weidenbach vor Ottokar's Lager, welcher sein Heer in sechs Haufen getheilt hatte. Im ersten standen die Böhmen, im zweiten die Mährer; im dritten die Meißner und Thüringer, im vierten und fünften die Schlesier, Pohlen und Reussen, im sechsten, welchen der König befehligte, die Sachsen und Baiern. Die Nachhut war dem Milota, aus dem Hause Rosenberg, anvertraut, dessen Bruder Ottokar hinrichten ließ, und der nun auf eine Gelegenheit lauerte, dem Könige empfindsam seine Rache zu entgelten. — Rudolphs Heer bestand aus vier Treffen: die ersten beiden bildeten die Ungarn; das dritte führte Rudolph selbst, es bestand aus Schwaben, Schweizern, Salzburgern und

Steyrern; im vierten waren die Österreicher unter dem alten Heinrich von Lichtenstein. Ihr Banner führte der Landrichter, Otto von Haßlau, ein hundertjähriger Greis. — Ulrich von Capellen hielt rückwärts auf einer Anhöhe, um schnell, im Falle ein Theil zu weichen beginnt, Ersatz zu bringen. Der Kaiser, bereits ein 60jähriger Greis, stand mit erneuerter Kraft wie ein Jüngling da. Noch vor der Schlacht ertheilte er vielen edlen Landessöhnen den Ritterschlag, und ermahnte das Heer, die Verletzung des feierlichsten Vertrages zu strafen und die beleidigte Majestät des Reiches zu rächen. — Den Anfang zur Schlacht machte ein basel'scher Edelknecht, der sein unbändiges Roß nicht mehr bezähmen konnte, es sprang aus dem Gliede, und mit ihm in die Reihe der Feinde. Ihm nachzustürmen, befahl sein Bischof, und so war bald alles im Handgemenge. Der Ungarn und Cumanen zerstreute Fechtart war es vorzüglich, welche den Böhmen vielen Nachtheil brachte. Ihre schwere Reiterei war zu unbehilflich; ihre Massen waren wirkungslos gegen die auf der weiten Ebene zerstreuten ungarischen Reiter. Dennoch war der Kampf lange zweifelhaft, und es scheint bestimmt gewesen zu seyn, daß nur der Tod eines der Könige den Ausgang der Schlacht entscheiden werde. Einige, durch Muth und Tapferkeit ausgezeichnete Ritter im Heere Ottokars verbanden sich, auf Rudolph allein zu stürmen, um ihn entweder todt oder lebendig in die Hände des Böhmen-Königs zu bringen. Herbot von Füllenstein stürzte zuerst auf den Kaiser. Mit einem Streich will der Riese den Sieg in die Hände der Böhmen bringen; allein Rudolph weicht mit einer Seitenwendung aus, und stoßt ihm unter das Visir, so, daß er rücklings todt niederstürzt. Einem andern Ritter

gelingt es aber dennoch, das Roß des Kaisers niederzustoßen; Rudolph erhebt sich schnell und kämpft zu Fuß. Die Seinen kommen zu Hilfe, decken ihn mit ihren Schwertern und Schilden, bis von Capellen ein anderes Heer zugeführt wird. Er bricht ungestüm in den Flügel der Feinde, und drängt sie zurück. Der Markgraf von Hochberg ruft: Die Feinde fliehen! und wie des Donners tausendfaches Echo schallt es durch die Reihen. Die Feinde fliehen! hallt es vom entgegengesetzten Ende und wilde Verwirrung bemeistert sich der Böhmen. Mit erneuertem Muthe dringen die Österreicher ein, und Ottokar sieht mit Entsetzen seine Schaaren fliehen. Er befiehlt Milota anzugreifen; doch der Verräther schließt sich den Fliehenden an. Ottokar kämpfte fort mit einem wahren Heldenmuthe, er schien den Ausgang des Treffens nicht überleben zu wollen. Rudolph schickte einige Ritter ab, um ihn zu retten; allein zu spät — man fand den König todt auf dem Schlachtfelde, mit siebzehn Wunden bedeckt. Er starb im 48. Jahre seines Alters, im 26. seiner Regierung. Seine Mörder rühmten sich nicht der verrätherischen That, sie fürchteten des Kaisers Strafe; daher weiß man bis jetzt nicht, durch wen Ottokar fiel. Die meisten Meinungen vereinigen sich auf den jungen Seyfried von Mährenberg und auf Berthold Schenk von Emmerberg. — Der nachziehende Troß hatte Ottokar seines Schmuckes und seiner Rüstung beraubt, und der Held, dessen Länder sich einst vom adriatischen bis an das baltische Meer, von der Grenze Baierns bis an die Ufer der Raab in Ungarn erstreckten, lag da, fast nackt, von Staub, Blut und Wunden entstellt und von allen verlassen. Rudolph brach bei seinem Anblicke in Thränen aus. —

Da der Kaiser merkte, daß zwischen den Seinen und den Ungarn Streitigkeiten, vorzüglich wegen Theilung der Beute, entstünden: so sendete er diese zurück und wollte aus eigener Kraft den Krieg fortsetzen. Ohne Widerstand nahm er Mähren in Besitz und drang in Böhmen bis Kollin vor. Hier hatte sich Otto der Lange, Markgraf von Brandenburg, Ottokars Neffe, zum Vormund des achtjährigen Wenzels, Ottokars einzigen Sohnes, aufgeworfen, brachte ein beträchtliches Heer zusammen, und zog Rudolph entgegen. Allein es wurde eine Unterhandlung eröffnet, und die Sache friedlich entschieden. Man kam überein, daß Rudolph auf immer die österreichischen Provinzen behielt, Mähren aber, zur Entschädigung für die Kriegskosten, auf fünf Jahre. Wenzel ward als König von Böhmen anerkannt und die Regierung Otto übergeben. Rudolph, des römischen Königs zweiter Sohn, sollte Agnes, Ottokars Tochter, heirathen; Judith und Hedwig, Töchter des Kaisers, wurden dem jungen König von Böhmen und Otto dem Kleinen, des Markgrafen Bruder, versprochen.

Nun waren die österreichischen Herzogthümer wieder ein eröffnetes Lehen, das nach den damaligen Grundsätzen nicht im Besitze des Königs bleiben durfte, sondern abermals einem andern verliehen werden mußte. Rudolphs Absicht war, selbe an sein Haus zu bringen, und er konnte dies mit Recht; denn er war es, der mit Gefahr seines Lebens und seiner Krone, ohne von den Ständen sonderlich unterstützt zu seyn, sie wieder an das Reich zurückbrachte. Fünf Jahre verweilte er in Österreich und gewann sich durch sein mildes Benehmen, durch seine Herablassung und Gerechtigkeit alle Herzen. In seiner Abwesenheit bestellte er seinen ältesten Sohn Albrecht,

mit einer Anzahl Räthe, zum Reichsverweser. Um nun bei der Verleihung der österreichischen Länder nicht eigenmächtig zu Werke zu gehen, ließ er zu Nürnberg über selbe einen Gerichtstag halten, bei welchem die drei Punkte zur Sprache kamen: 1) Ob die österreichischen Länder dem Reiche heimgefallen sind? 2) Ob der Kaiser das Recht habe, dieselben zu verleihen? und 3) sollten jene, welche Ansprüche auf die österreichischen Länder zu machen glaubten, diese binnen kurzer Zeit eingeben. Die erste Frage wurde bejahend entschieden. Was die zweite Frage anbelangte, so hatte früher der Kaiser das Recht, die erledigten Lehen nach seiner Willkühr zu verleihen; allein in der Folge maßten sich die Churfürsten das Recht an, daß diese Belehnung ohne ihre mündliche oder schriftliche Beistimmung (Willebriefe) ungültig war. In Bezug des dritten Punktes trat Agnes von Hainburg *) mit Ansprüchen an die Allodial-Güter Friedrichs auf; sie wurde, außer den von Ottokar erhaltenen Geldern, mit 6000 Mark Silber befriedigt, wofür sie feierlich ihren Ansprüchen entsagte. Daß sich auch die meißnischen Prinzen Albrecht und Dietrich, Constantia's Söhne, mit Ansprüchen gemeldet haben, davon kommt keine Nachricht vor. Sie wurden schon von Ottokar entschädigt. Unterdeß bewarben sich um die österreichischen Staaten: Ludwig, Pfalzgraf am Rhein, Heinrich, Herzog von Baiern, und Meinhard, Graf von Tirol. Diese verwies der Kaiser auf einen Hoftag, den er nächstens zu Augsburg halten würde. Unterdeß bewarb er sich um die Willebriefe der

*) Eine Tochter der babenbergischen Gertrud von Mödling, welche mit dem Grafen Ulrich von Hainburg vermählt war.

Churfürsten. Der Churfürst von Sachsen und Otto von Brandenburg haben ihre Schriften gerne gegeben; die übrigen zögerten länger. Nachdem er auch diese erhalten hatte, berief er (27. Dezember 1282) einen Reichstag nach Augsburg, auf welchem er seine beiden Söhne, Albrecht und Rudolph, mit Österreich, Steyermark, Kärnthen, Krain und der windischen Mark feierlichst belehnte. Doch gaben sie gleich nach der Belehnung Kärnthen mit der Bitte zurück, daß der Graf Meinhard von Tirol damit belehnt werde, welches auch den 31. Jänner 1286, nach eingeholten Willebriefen der Churfürsten, geschah.

Kaiser Rudolph erließ offene Briefe an die österreichischen Stände, und ermahnte sie zur Treue gegen seine Söhne, als ihre Erbherren und Landesfürsten. Auf ihre Bitten und Vorstellungen, daß es schwer wäre, zwei Herren zu gehorchen, erklärte Rudolph seinen ältesten Sohn, Albrecht, zum Alleinherrscher der gesammten österreichischen Länder mit der Bedingung, wenn Rudolph binnen vier Jahren nicht mit einem andern bedeutenden Reiche versorgt würde, ihn mit einer Summe Geldes jährlich zu entschädigen; würde aber der Mannsstamm des Herzogs Albrecht aussterben, so sollten die gesammten österreichisch-steyer'schen Länder dem Herzoge Rudolph und seinen rechtmäßigen Erben ohne Widerspruch zufallen. Hierauf erneuerte und befestigte der Kaiser dem neuen Herzoge alle Privilegien und Freiheiten, welche den Babenbergern verliehen worden waren, und legte dadurch den Grund zur nachmaligen Größe des österreichisch-habsburgischen Hauses.

Ausgezeichnete Personen, Entdeckungen, Erfindungen, Anstalten und andere Erscheinungen, durch welche diese Periode merkwürdig geworden ist.

Rudolph von Habsburg

war den 1. Mai 1218 auf dem Schlosse Limburg in Breisgau geboren. — Genealogen, welche der Meinung waren, daß nicht eigene Verdienste und Thatkraft den Werth eines Mannes einzig und allein bestimmen, suchten die Abstammung des habsburgischen Hauses aus den ältesten Zeiten herzuleiten und geriethen dabei auf viele und mitunter auch lächerliche Systeme. So hat man versucht, die Habsburger von Priamus abzuleiten; andere ließen sie von Julius Cäsar abstammen; einige von den Scipionen u. s. w.*). Mit historischer Gewißheit hat man dieses Geschlecht bis zu Etiko, Herzog von Schwaben, im siebenten Jahrhunderte (684) hinaufgeführt. Etiko hatte vier Söhne. Von dem ersten, Albrecht, stammen die Habsburger, von dem vierten, Etiko II., die Lothringer, und von den beiden andern das Haus Baden ab. Die Linie

*) Der Propst von Zwettel entwarf einen Stammbaum, der bis in die ältesten Zeiten reichte. Als er diesen Maximilian dem II., einem Fürsten von ausgezeichneten Kenntnissen, zeigte, und das Alter seines Geschlechtes pries, sprach der Kaiser lächelnd: Gehen Sie nicht zu hoch ins Alterthum, sonst kommen sie darauf, daß wir zwei Vettern sind.

Albrechts erhielt sich in Ansehen und Macht bis auf Guntram den Reichen, Grafen von Sundgau und Breisgau. Da aber Ludolf, Sohn Otto's I., mit seinem Vater in Mißhelligkeiten gerieth, und Guntram sich auf die Seite Ludolfs schlug, so verlor er alle Lehen, und behielt nichts als die Patrimonial-Güter, die er in der Schweiz besaß. Guntrams Enkel, Radbod, baute sich aus dem Schatze seines Bruders Werner, Bischofs von Straßburg, auf dem Wülpesberg eine Burg, die er Habsburg, Burg der eigenen Habe, nannte *). Einst besuchte der Bischof seinen Bruder, um den, ihm so sehr am Herzen liegenden Bau zu besichtigen. Er beklagte sich über den zu geringen Umfang der Mauern und Thürme. Da both Radbod in der Nacht alle seine zahlreichen Dienstmannen auf, und der Bischof sah am folgenden Morgen, nicht ohne Verwunderung und Furcht, die ganze Burg umringt und die Gegend in Waffen schimmern. Als er nun um die Ursache fragte, antwortete Radbod: „Tapferer Männer Lieb' und Treue allein ist eine unüberwindliche Burg." Ein Wahlspruch, der sich in der Folge an dem habsburgischen Geschlechte so vielfach bestätigte. — Radbod stiftete auch mit seinem Bruder und seiner Gemahlinn, Ida von Lothringen, die Abtei Mury, als Münster und Gruft ihres Hauses. Otto, Radbods ältester Sohn, starb ohne Erben (1046), und so ist Werner, sein zweiter Sohn, der Erste, welchen die alten Urkunden unter dem Namen: Graf von Habsburg, anführen.

*) Unterhalb der Burg, die er erbaute, stand einstens Vindonissa, ein Sitz der celtischen Vinden; und Vindobona war es, wo Rudolph der erlauchte Gründer eines neuen Geschlechtes ward.

Werners Nachfolger vergrößerten ihr väterliches Erbe durch Heirathen, kaiserliche Schenkungen und dadurch, daß sie Anwälde, Beschützer der Abteien, Vogteien und benachbarten Kantone waren.

Albrecht der IV., Graf von Habsburg, heirathete Hedwig, Tochter Ulrichs, Grafen von Kyburg, Lenzburg und Baden, welcher von den Herzogen von Zähringen abstammte, und mit Kaiser Friedrich II. verwandt war. Diese gebar ihm einen Sohn Rudolph — den nachmaligen Stifter des österreichischen Hauses — welchen Kaiser Friedrich II. über die Taufe hielt. Rudolph war bis in sein 21. Jahr mit ritterlichen Übungen und im Dienste des Kaisers beschäftigt. Da unternahm sein Vater mit Friedrich einen Kreuzzug. Er schied von der Hausfrau und von seinen Kindern an der Ahnengruft zu Mury, und ergriffen von der Wichtigkeit des Augenblickes, von dem Gefühle, die Seinen vielleicht zum letzten Male zu sehen, ermahnte er seine Söhne, stets den Pflichten der Religion nachzukommen, gerecht zu seyn, nie bösem Rath das Ohr zu leihen, keinen Krieg ohne Noth anzufangen, aber, wenn sie zu den Waffen gezwungen wären, rasch und kräftig zu handeln. „Bedenkt immer," sprach er, „daß die Grafen von Habsburg ihren hohen Ruhm nicht durch Betrug, Uebermuth und Selbstsucht erworben, sondern durch Muth und Aufopferung für das gemeine Beste. Folgt ihr ihrem Beispiele, so werdet ihr die Güter und Würden eurer erlauchten Ahnen erhalten, ja mehren." Diese schönen Grundsätze übte Rudolph von der frühesten Jugend, und die Worte seines Vaters waren nach dessen Tode der Leitstern, der ihn durch die sturmvollen Tage seines Lebens zum Hafen der Ruhe führte.

Damals war in Deutschland eine traurige Zeit. Es gab keinen Richter, folglich keinen, bei dem man sich Recht verschaffen konnte. Nur die eigene Faust mußte sich Recht und Ruhe erkämpfen; der Gefürchtetste lebte am ruhigsten. Dies zog Rudolph eine Menge Streitigkeiten und Fehden zu, in denen er immer sowohl durch seine Tapferkeit, als auch durch seine Kriegslist die Oberhand behielt. Dieser kleine Krieg war für ihn die Vorschule zu dem großen Kampfe, den er in der Folge zu bestehen hatte. Die ersten Fehden entstanden mit seinen Verwandten, welche ihn bei der Theilung der Güter zu bevortheilen suchten. So unterschlug ihm sein Oheim und Vormund, Rudolph von Laufenburg, einen Theil des väterlichen Erbes. Rudolph zog mit den Waffen in der Hand gegen ihn, fand aber in Gottfried, dessen Sohne, einen unerschrockenen und thätigen Gegner. Die beiden Jünglinge lernten sich in diesem kurzen Kampfe achten, und wurden nach hergestellten Frieden, in dem Rudolph entschädigt ward, die innigsten Freunde.

Im Jahre 1245 heirathete Rudolph von Habsburg Gertrud, Tochter Burkards, Grafen von Hohenberg, und bekam zur Mitgift das Schloß Öltingen, das Weilerthal und einige andere Güter in Elsaß. Von dieser Zeit bis zum Jahre 1253 erwähnen die Chronikschreiber nichts von ihm; allein in diesem Jahre wurde er vom Papst Innocenz IV. in den Bann gethan, weil er wegen einer zugefügten Beleidigung den Bischof von Basel angriff, Nachts in die Stadt drang und ein Nonnenkloster abbrannte. Um die Lossprechung zu bewirken, diente er dem König Ottokar auf seinem Kreuzzuge gegen die, noch im Heidenthume versunkenen Preußen. Nach seiner Rückkehr in seine Besitzungen wurde er neuerdings in

viele Fehden verwickelt, die er theils zur Behauptung seiner Besitzungen, theils, um Unrecht von seinen Verbündeten abzuwenden, unternehmen mußte. Denn so gern er für sein eigenes Recht kämpfte, so willig zog er sein Schwert zur Vertheidigung des Schwachen. Er reinigte die Straßen von Räubern, die sie unsicher machten, vertheidigte Bürger in Städten und freie Menschen gegen der Adeligen Übermacht. Daher erwählten ihn 1265 die Zürcher zu ihrem Präfecten, und übergaben ihm die Befehligung ihrer Heere.

Zürch, damals eine freie Reichsstadt, hatte während der Unruhen im deutschen Reiche große Vorrechte erhalten. Um ihre Macht fester zu begründen, suchten die Zürcher in Lütold, Grafen von Regensburg, dessen Güter fast ganz Zürch umgaben, einen Beschützer. Als sie deswegen an ihn schickten, ließ er ihnen zurücksagen: Zürch sei in seine Güter gerathen, wie der Fisch in's Netz. Sie sollten sich unterwerfen, und er werde sie milde regieren. In dieser mißlichen Lage wenden sie sich an Rudolph, der sich von dem vielmal größeren Heere seines Gegners nicht schrecken läßt und muthvoll gegen ihn vorrückt. Es kam bald zum Handgemenge. Rudolph stürzt in den dichtesten Haufen, wird aber vom Pferde geworfen. Müller von Zürch, ein starker Mann, eilt herbei, deckt ihn mit seinem Schilde, hebt ihn auf und nimmt ihn mit auf sein Pferd. Rudolph sammelt sein Heer, dringt neuerdings vor und erringt einen vollständigen Sieg *). Nach dieser Nie-

*) Als Rudolph in der Folge auf den deutschen Kaiserthron gelangte, und zu Mainz, umgeben von seinen Hauptleuten, Müllern von Zürch erblickte, ging er ihm sogleich entgegen, bezeigte ihm auf das schmeichelhafteste seine Freundschaft und Achtung, und machte ihn zum Ritter.

berlage veränderten die Verbündeten ihren Plan und suchten den Krieg in die Länge zu ziehen. Sie vertheilten ihre Macht in die umliegenden Festungen Glanzenberg, Baldern und Utliberg, beunruhigten von da aus die Zürcher und verwüsteten Rudolph's Gebiet. Glanzenberg lag an den Ufern der Limat. Ein auserlesener Haufe mußte den Fluß hinab; in der Nähe der Burg warfen die Schiffenden ihre Kleider in den Fluß und schrien heftig, als ob sie Schiffbruch erlitten. In der Hoffnung, die Schiffbrüchigen plündern zu können, verläßt die Besatzung ihren Posten. Da dringt Rudolph's Hinterhalt in das Schloß, und nimmt es ohne Widerstand. — Das Schloß Baldern lag auf dem Berge Albis. Dreißig auserlesenen Reisigen und eben so vielen Schützen stellte er das gefahrvolle rühmliche Unternehmen dar, und fragte, ob sie auch entschlossen wären, ihm zu folgen. Alle antworteten, sie seyen bereit, mit ihm zu siegen oder zu sterben. Da befiehlt er den Reisigen, die Schützen hinter sich auf die Pferde zu nehmen, und zieht mit dieser Schaar an den Albis hin. Unfern der Festung verbirgt er seine Fußknechte in ein Dickicht, naht hierauf den Mauern mit den Reisigen, und höhnt die Besatzung, die, weil sie nur 30 Mann erblickt, eiligst einen Ausfall macht, um den Schimpf zu rächen. Rudolph wird in verstellter Flucht bis über das Dickicht verfolgt, wo sein Hinterhalt liegt. Dieser stürzt mit Geschrei in den Feind, die Reisigen wenden um, eine allgemeine Verwirrung ist die Folge. Die Sieger besetzen die Thore, tödten und fangen die Zurückgebliebenen, und schleifen die Festung.

Mit gleicher List bekam Rudolph Utliberg in seine Hände. Er erfuhr, daß ein Haufe Ritter gleich

gekleidet, mit Grauschimmeln, täglich aus der Burg theils auf den Raub, theils auf die Jagd ziehe. Sogleich war der Plan gefaßt. Er ließ sich und so vielen Rittern eine solche Kleidung verfertigen, und gegen Abend sprengte der Haufe auf gleichen Pferden, als ob er von Zürchern verfolgt würde, nach dem Schlosse. Die Besatzung, hintergangen durch diese List, öffnet die Thore und meint, Freunde aufzunehmen; sie wird übermannt, und die zurückkehrenden Ritter mit Pfeilen und Steinwürfen empfangen. Als die mächtigsten Bundesgenossen besiegt waren, mußte der verlassene Lütold um Frieden bitten.

Allein bald brach ein neuer Streit mit der Stadt Basel aus. Er bekam die Nachricht, daß die Basler bei Gelegenheit eines Kampfspieles, welches Graf von Laufenburg gab, sich empört, und mehrere Herren von seiner Familie und seinen Anhang ermordet hätten. Er zog gegen die Stadt, und zwang die Bewohner, ihm Genugthuung und Geiseln zu geben. Hierauf wendete Rudolph seine Waffen gegen den Bischof von Basel, der, vom Rhein geschützt, die Anstalten der Feinde verachtete. Rudolph aber setzte über den breiten reißenden Strom mittelst einer Schiffbrücke, und trieb den Bischof so in die Enge, daß er um einen 24tägigen Waffenstillstand bat, binnen welchem der Streit durch Schiedsrichter entschieden werden sollte.

Als nun Rudolph unter den Mauern von Basel das Ende des Waffenstillstandes erwartete, weckte ihn in der Nacht sein Neffe, Friedrich von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, mit der Nachricht, daß ihn die Churfürsten des deutschen Reiches einstimmig zum römischen König erwählt hätten (18. September 1273). Bald

verbreitete sich die fröhliche Kunde im ganzen Lager, und als sie die Basler vernahmen, öffneten sie die Thore. „Wir waffneten uns gegen Rudolph von Habsburg," antworteten sie, „nicht gegen den römischen König," und unter allgemeinem Zujauchzen zog Rudolphs Heer in die Stadt ein. Die Bürger leisteten ihm den Eid der Treue, und schenkten ihm eine beträchtliche Summe zur Krönung.

Zu Aachen wurde der neue Kaiser von dem Erzbischofe von Köln gekrönt. Gleich nach der Krönung schritt Rudolph zur Belehnung. Dies kam den Reichsfürsten, welche einen König, aber keinen Herrn wollten, ganz unerwartet, und da gerade der Reichsscepter mangelte, gebrauchten sie das zum Vorwande, der Belehnung für den Augenblick auszuweichen. Da stand Rudolph entschlossen auf, nahm vom nahen Altar das Bildniß des Gekreuzigten, und sprach mit ernster Stimme und festem Tone zu den Fürsten: „Sehet hier das Zeichen dessen, der sein Blut für uns alle gab; ich werde mich dessen, als des trefflichsten Scepters gegen alle, mir und dem Reich Widerspänstige bedienen." —

Unter allen Fürsten des Reichs war für Rudolph unstreitig der gefährlichste Przemysl Ottokar. Wir haben von dem blutigen Kampfe gehört, der sich zwischen beiden entspann, und erst mit Ottokars Tod geendet wurde. Nun wendete Rudolph sein vorzüglichstes Augenmerk auf die Handhabung der Gesetze und auf die Unterdrückung des, so sehr über Hand genommenen Faustrechtes. Zu dem Ende reiste er in Deutschland umher, um sich zu überzeugen, wie die Gerechtigkeit gepflogen werde. Ferner bestätigte er den berühmten Landfrieden, welchen Friedrich II. im Jahre 1135 auf dem Mainzer Reichstage errichtet hatte, und ließ viele Burgen, welche zu Raub-

nestern dienten, schleifen. Am meisten machte ihm der unruhige Graf Eberhard von Würtemberg zu schaffen, der sich „Gottes Freund und aller Welt Feind" nannte. Vorzüglich drückte er, in Verbindung mit andern schwäbischen Großen, die Städte. Rudolph griff ihn mit einem starken Heere an, und belagerte Stuttgard über 20 Wochen lang (1268). Endlich wurde er zum Frieden gezwungen, und die Mauern Stuttgard's niedergerissen.

Hierauf wendete Rudolph seine Waffen gegen Burgund, um auch hier die Rechte des Reichs zu behaupten, da verschiedene Fürsten vom Reiche abgefallen waren, und dem Könige von Frankreich gehuldigt hatten. Als er mit einem furchtbaren Heere gegen den Pfalzgrafen von Burgund rückte und Besançon belagerte, ließ ihm Philipp der Schöne durch Abgesandte erklären, daß, wofern er nicht schnell sein Heer zurückziehen würde, er ihm mit bewaffneter Hand entgegen käme. Rudolph ließ ihm zurücksagen: „Meldet eurem König, daß wir nicht zum Tanze hierher gekommen sind, sondern um mit dem Schwerte Gesetze vorzuschreiben." Als er erfuhr, daß nur noch auf einige Tage Lebensmittel im Lager wären, sprach er zu den Soldaten: Bald ist der Sieg unser, und dann finden wir Vorrath in des Feindes Kornhäusern. Und da einige im Heere zu murren anfingen, riß er aus der Erde Rüben, verzehrte sie und sprach zu den Umstehenden: „Wo solche Speise sich findet, werden wir nicht Hungers sterben." Dies belebte neuerdings das Heer und bald wurden die widerspänstigen Fürsten gezwungen, dem Kaiser zu huldigen.

Zur Befestigung des Landfriedens in Thüringen schrieb er im Jahre 1289 den 14. Dezember zu Erfurt einen Reichstag aus, auf dem die Zerstörung von 66 Burgen,

die bisher des Landes Schrecken waren, beschlossen wurde. Rudolphs letzte Sorge war, seinem Sohne Albrecht, Herzog von Oesterreich, die Nachfolge auf dem deutschen Throne zu sichern. Dies sollte auf einem Reichstage zu Frankfurt (im Mai 1291) geschehen. Allein Albrecht war den deutschen Fürsten zu mächtig, sie suchten deswegen dem gemachten Antrage unter dem Vorwande auszuweichen, daß der Kaiser noch eine kräftige Gesundheit genieße und lange regieren könne. Rudolph entfernte sich mißvergnügt von Frankfurt und begab sich nach Erfurt; empfand aber, da er seit dem vorigen Jahre schon kränklich war, daß sein Ende bald herannahen werde. Dieses wollte er zu Speyer erwarten; er starb aber auf dem Wege zu Germersheim, am 15. Juli 1291, im 73ten Jahre seines Alters. Seine Leiche wurde nach Speyer gebracht und mit großer Pracht in die kaiserliche Gruft beigesetzt.

Rudolph von Habsburg war fast sieben Fuß hoch, von schlanker Gestalt, hatte einen kleinen Kopf mit einer großen Adlernase, blasse Gesichtsfarbe und war fast kahl. Von Natur sah er ernst, sobald er aber zu sprechen anfing, belebten sich seine Züge, und mit einem durchdringenden Verstande paarte sich ein treffender Witz. — Er ist unstreitig einer der ausgezeichnetsten und seltensten Männer, die auf dem Throne gesessen haben. — Wenn man den anarchischen Zustand bedenkt, unter dem er in Deutschland die Regierung übernahm, so wird man seiner Einsicht, seiner jugendlichen Thätigkeit auch im Greisesalter, seinem ausdauernden Muthe, die gerechte Anerkennung nicht versagen können. Volkmer, ein gleichzeitiger Annalist, schreibt: „Sein steigender Ruhm verbreitet Furcht und Schrecken über die ungerechten Großen und Freude über das Volk. Wie Licht auf Finsterniß, so

folgt Ruhe und Friede auf Krieg und Zerrüttung. Der Landmann nimmt den Pflug wieder zur Hand, der lange Zeit ungebraucht im Winkel lag. Der Kaufmann, den die Furcht vor Räubern zu Hause hielt, durchreiset jetzt das Land mit größerer Sicherheit, und Räuber, die zuvor öffentlich und ungescheut umherschwärmten, suchen sich in wüsten Gegenden zu verbergen." Dies Bild gibt uns einen deutlichen Beweis von seinen Verdiensten um Deutschland. Übrigens war Redlichkeit und Offenherzigkeit ein Hauptzug in Rudolphs Charakter; sein gegebenes Wort brach er nie. „Dieser hat Rudolphs Redlichkeit nicht," war zum Sprichworte geworden. Er haßte jede Unterdrückung, und Ungerechtigkeit war ihm verhaßt. Da er unter Waffen aufgewachsen und ergraut war, blieben ihm Pracht, Üppigkeit und ein bequemes Leben fremd. Sein gewöhnliches Kleid war ein grauer Mantel von grober Wolle, den er selbst bei Feierlichkeiten nicht ablegte. Dies alles verschaffte ihm eine ungemeine Herrschaft über sich selbst. Der Krieg mit den Böhmen liefert ein schönes Beispiel. Sein Heer litt viel Durst. Man überreichte ihm ein Gefäß mit Wasser. „Allein trinken," sprach er, „will ich nicht, theilen kann ich so wenig nicht unter so viele Menschen. Ich leide nicht für mich, sondern für mein Heer," und goß das Wasser aus. — Wiewohl er immer im Felde beschäftigt war, so zeigte er doch Liebe und Achtung für Wissenschaften und Künste. Ein Straßburger überreichte ihm ein Werk über die Kriege der Römer gegen die Deutschen und erhielt dafür eine goldene Münze und Kette, die der Kaiser an dem Halse zu tragen pflegte. Da aber eben damals der Sold des Heeres mangelte, tadelte ein Verwandter dies Geschenk. „Mein Freund," antwortete Rudolph, „verdiente Männer, die

unsere Thaten loben, begeistern uns zu neuem Muthe. Könnte ich doch nur mehr lesen, und Gelehrten einen Theil von dem geben, was ich an so viel ungelehrte Ritter verschwenden muß." — Wie sehr er die Vorrechte des Priesterstandes achtete, zeigte er in einem schönen Beispiele. Auf einer Jagd zwischen Fahr und Baden traf er einen Priester, der zu Fuße ging, einen Sterbenden mit dem Leibe des Herrn zu trösten; allein dieser konnte nicht weiter, denn der Waldstrom war durch einen starken Regen angeschwollen. Rudolph drang ihm sein Pferd zum Dienste des Herrn auf. Als ihm der Priester des andern Tages das Roß zurückbrachte, überließ er ihm selbes, da er es nicht mehr, weil es seinen Schöpfer getragen, zum Streiten und Jagen besteigen wollte.

Rudolphs erste Gemahlinn war — wie bereits erwähnt wurde, — Gertrud, Gräfinn von Hohenberg, Mutter Albrechts von Österreich, die im J. 1281 starb. In seinem 64. Jahre verehelichte er sich zum zweiten Male mit Agnes von Burgund, einem 14jährigen, sehr schönen Mädchen.

Brillen.

Die Erfindung der Brillen, dieses Hilfsmittels, das Sehen zu erleichtern, die Gegenstände den Augen deutlicher erscheinen zu machen, gehört unstreitig zu den nützlichsten und wohlthätigsten. — Alhazen, ein arabischer Schriftsteller, erwähnt zuerst einer Entdeckung im 12. Jahrhundert, die zur Erfindung der Brillen geführt haben soll, und es scheint, daß der erste Erfinder seine Kunst — die alten Griechen und Römer wußten nichts davon — sehr geheim gehalten habe. Mißner, ein alter deutscher Dichter, gedenkt der Brillen in einer Minnesängersammlung, als schon 1270 in Deutschland bekannt,

und sagt ausdrücklich, „daß alte Leute sich ihrer zum Lesen bedienten." — Auch der Engländer Roger Baco redet am Ende des 13. Jahrhunderts davon; überhaupt ist nicht zu bezweifeln, daß die eigentlichen Brillen von 1270 bis 1311 müssen erfunden worden seyn, in welche Zeit auch die Erfindung der einfachen Vergrößerungsgläser (Microscope) zu setzen ist *). — Einige schreiben die Ehre der Erfindung der Brillen dem Florentiner Salvino degli Armati, andere dem Dominikaner Alexander de Spina zu Pisa zu. Brillen von Bernstein erfand 1691 Christian Porschinen zu Königsberg in Preußen; — wenn nämlich der Bernstein geschliffen war, so sott er ihn in Leinöhl, wodurch er die gelbe Farbe verlor und durchsichtig wurde.

Als Brillen (Augengläser) werden alle Gattungen von der gewöhnlichen Brille bis zu den Lesegläsern, d. i. großen, sehr convexen Gläsern, und zwar einfache und doppelte Stecher, Nasenzwänger, Lorgnetten, Fern- und Lesegläser ꝛc. verfertiget. — Nicht jedes Glas ist dazu brauchbar, man wählt am besten dazu farbloses, da gefärbtes Glas das Licht schwächt. Crown- **) und Flint-Glas ***) werden am häufigsten dazu verwen-

*) Die zusammengesetzten Mikroscope wurden in den Jahren 1618—1621 erfunden, in welcher Periode wir auch von diesen und den übrigen optischen Instrumenten sprechen werden.

**) Crown- oder Kron-Glas, ein Tafelglas, aus großen Scheiben bestehend, wird auch zu Spiegeln und Fenstern verwendet.

***) Hat einen Zusatz von Bleikalk, etwas gefärbt, und springt beim Schleifen nicht so leicht; eine Erfindung des Goldarbeiters in Nürnberg, Paul Flint.

bei; beide Gläser vereinigt, nennt man achromatische (farbenlose) Gläser, da bei ihnen keine Brechung der Strahlen, also keine Farben-Zerstreuung Statt findet. — Die Gläser selbst erhalten durch Schleifen die nöthige Form. Im Allgemeinen theilt man die Gläser, woraus die optischen Instrumente verfertiget werden, in zwei Hauptklassen: 1) In Vergrößerungs- oder Sammlungsgläser, die in der Mitte dicker sind, daher sie auch erhabene oder convexe Gläser genannt werden. 2) In Verkleinerungs- oder Zerstreuungsgläser, welche in der Mitte dünner sind, daher hohle oder concave Gläser heißen. Convexe Gläser für Weitsichtige werden in 5, concave für Kurzsichtige in 3 Hauptformen geschliffen. Die Schärfe der Augengläser (Linsen) bestimmt man nach Numern, welche ihrer Brennweite gleich sind. Die Numern sind bei convexen und concaven Gläsern von 1 fortlaufend bis 20, dann 22, 24, 26, 28, 30, 32, 34, 36, 40, 42, 48, 56, 60, 72, 84, 112, 150. (Von 1 bis 9 hat man inzwischen auch ½. Das Schleifen vollkommen ebener Flächen und der Krümmungen vom bestimmten Halbmesser unterliegt großen Schwierigkeiten. Das Schleifen geschieht in kupfernen, hohlen oder convexen Becken oder Schalen. Die Gläser werden mit Schmirgel geschliffen. —

Die Augengläser gehen in Rücksicht ihrer Schärfe von den Staarbrillen, als den schärfsten, nach den angegebenen Numern bis zu den so genannten Conservations-Gläsern herab. Eine besondere Art sind die in England wieder aufgekommenen periscopischen Augengläser, welche in Deutschland zuerst von Friedr. Voigtländer in Wien verfertigt wurden, worauf er auch 1815 ein 6jähriges Privilegium erhalten hatte. — Man macht

sie von 2 bis 100 Zoll durch 35 Sorten. Die Güte der Augengläser beruht einzig auf der Richtigkeit ihrer Figur (des Kreisabschnittes), auf der guten Centrirung, vorzüglich auf einer scharfen, wellenlosen, und vollkommen polirten Oberfläche. Das Glas soll ferner ganz weiß seyn, aber doch die Äther-Farbe haben. — Schlechtgeschliffene Gläser sind ein langsames Gift, schwächen die Seh-Nerven, weil die Brechung unregelmäßig geschieht, sind daher ganz zu vermeiden. Vorzügliches leisten in Wien in Verfertigung der Brillen Voigtländer, Schönstedt, Rospini, u. A. — Die gemeinen Brillen und Augengläser werden in Wien auch — doch nicht am besten — von den Verfertigern der Fassungen geschliffen. — Von den böhmischen Augengläsern kommen im Handel gewöhnlich nur 13 Numern, von 6, 7, 8, 10, 12, 15, 18, 20, 24, 30, 40, 50, 60, vor. In Grätz besteht ein Unternehmen; in Venedig werden noch jetzt viele Brillen nach alter Art gemacht, die um äußerst niedrige Preise verkauft, und kistenweise zur weitern Bearbeitung nach England verführt werden. Die Joh. Selva'sche Fabrik ist eine der vorzüglichsten, die der H. H. Utzschneider und Frauenhofer in Bayern die ausgezeichnetste, und ohne Zweifel die erste auf dem Continent.

Hanseatischer Bund oder Hansa.

Der deutsche Handel, welcher während des Faustrechts, ungeachtet der allenthalben verbreiteten Faktoreien Italiens, blühte, war in der Mitte des 13. Jahrhunderts allen äußern Anfällen Preis gegeben, nachdem nämlich den Kaufleuten das Recht benommen wurde, mit bewaffnetem Gefolge reisen zu dürfen, und das königliche

Geleit zur Sicherheit gegen die Räuber, welche damals so außerordentlich sowohl das feste Land als das Meer beunruhigten, sich blos in eine Geldabgabe ohne wirklichen oder hinlänglichen Schutz verwandelte. Hamburg, Lübeck und Bremen, — schon seit den Ottonen in großem Ansehen — hatten an dem König der Dänen, Woldemar, einen großen Feind. Diesem sich kräftig entgegen zu setzen, die Elbefahrt gegen die Seeräuber, die Landstraßen gegen Raubgesindel mehr sicher zu stellen, veranlaßten zuerst 1239 zwischen Hamburg, den damals freien Ditmarsen und den Hadelern einen Vertrag, und 1247 zwischen Hamburg und Lübeck die Errichtung eines Bündnisses, wodurch sie sich gegenseitig zum Beistande gegen alle Angriffe, besonders auch gegen die der Adeligen, verpflichteten. Diesem Vereine trat 1247 Braunschweig bei, welches von jenen beiden Städten als Niederlage benützt wurde; denn, während Italien im Besitze des levantinischen Handels war, hatte sich von da eine Handelsstraße über Deutschland, durch die Oberpfalz, Franken, ostwärts am Harz weg über Braunschweig nach Hannover gebildet, indem zugleich für einen Theil jener Waaren der Rhein benützt wurde. So gehörte denn Braunschweig vorzugsweise in das Interesse der verbündeten Handelsstädte, denen sich bald eine große Anzahl anderer Städte beigesellte. Dieser Verein erhielt den Namen Hansa, in der damaligen altdeutschen Sprache: ein zur wechselseitigen Hilfe geschlossener Bund. Dieser Bund hatte bald so viele Mitglieder, daß schon 1260 der erste Bundestag zu Lübeck, dem Haupte des Bundes, gehalten wurde. Dort wurden ferner von 3 zu 3 Jahren die regelmäßigen Versammlungen aller vereinigten Städte; jedesmal um Pfingsten, wie auch die außer-

ordentlichen Zusammenkünfte gehalten; dort war auch das allgemeine Archiv des Bundes. — Die Zahl der Hansestädte war nicht immer dieselbe, ihre höchste Zahl belief sich auf 85. Sie waren in 4 Klassen getheilt, von denen jede eine Haupt- oder Quartierstadt hatte. Zu der ersten Klasse gehörten die wendischen und überwendischen Städte, ihre Quartierstadt war Lübeck. Zu den zweyten die cleviſchen, märkiſchen, weſtphäliſchen, und die vier in den öſtlichen, der burgundiſchen Regierung nicht unterworfenen Niederlanden gelegenen Städte, mit der Quartierſtadt Cöln. Zu der dritten Klaſſe die ſächſiſchen und markbrandenburgiſchen Städte, mit der Quartierſtadt Braunſchweig. Zu der vierten endlich gehörten die preußiſchen und liefländiſchen Städte, mit der Quartierſtadt Danzig. (Einige Zeit beſtanden auch nur 3 Klaſſen.) Auch kam die Errichtung vier großer Comptoire oder Niederlagen im Auslande, nämlich 1250 zu London, 1252 zu Brügge, 1272 zu Nowogorod, 1276 zu Bergen zu Stande. Dem Ganzen gaben königliche und fürſtliche Freibriefe eigentliche Feſtigkeit; eine förmliche ſchriftliche Bundesakte wurde 1364 zu Cöln abgefaßt, und im 14. Jahrhundert überhaupt erlangte dieſer Bund die hohe politiſche Wichtigkeit; es entwickelte ſich aus und in ihm die in alle Verhältniſſe eingreifende Handels-Politik, von der die Fürſten früher keine Ahnung hatten. — Der wahre Zweck des Vereins ſprach ſich nun in ſeiner Einrichtung aus, nämlich: ſich ſelbſt, Gewerbe und Handel gegen Räubereien zu ſchützen; den Handel der Verbündeten im Auslande zu ſchirmen, auszudehnen, wo möglich allen auswärtigen Handel an ſich zu bringen; die Rechtsordnung in den einzelnen Bundesſtädten zu handhaben, dem Unrecht durch Tagſatzungen, Bundestage

und Schiedsrichteramt zu steuern, die von den Fürsten erhaltenen Rechte und Freiheiten zu behaupten, und wo möglich zu mehren und zu erweitern. — Es mußten gewaffnete Mannschaft oder Schiffe gestellt, oder statt dessen bares Geld, sodann der Pfundzoll und Geldbußen entrichtet werden; der Bund übte besondere Justiz-Gewalt, er belegte mit dem größern und kleineren Bann; verfiel ein Ort in denselben, so war er verhanset; auf den auswärtigen Comptoiren herrschte eine fast klösterliche Zucht, die selbst bis zur Ehelosigkeit der Faktoren, Kaufgilden-Meister und Gesellen stieg. — (Die Gesetze für die Pelzhändler-Agenten im Innern Nord-Amerika's, für die englischen West- und Hudsons-Gesellschaften haben noch jetzt manche Ähnlichkeiten mit den hanseatischen Comptoir-Gesetzen.) Durch das strenge Festhalten dieser Hauptzwecke und durch innere Ordnung erlangte die Hansa — ungeachtet sie von Kaiser und Reich nie förmlich anerkannt wurde, — großes Ansehen, und man kann wohl sagen, daß Könige und Fürsten mehr von dem Bunde abhängig waren, als er von ihnen; Belege dazu gibt die Geschichte viele. — So genossen die Städte der Hansa in England freie Ausfuhr, und in Dänemark, Schweden und Rußland freie Einfuhr; kein Bürger dieser Staaten erlangte je ein solches Vorrecht. — Der große Zwischenhandel der Hansa war eine Hauptquelle ihres immer wachsenden Reichthums; es gab endlich keinen Handelspunkt in Europa mehr, der nicht in ihren Wirkungskreis nach und nach gezogen worden wäre, und so ward sie bald Herrscherinn durch die Gewalt ihrer Schätze und ihrer Waffen über Kronen, Länder und Meere. Gegen die Könige Erich und Hakon in Norwegen, Woldemar III. von Dänemark, war die Hansa

siegreich, sie setzte den König von Schweden ab, und verlieh seine Krone dem Herzog Albrecht von Mecklenburg; sie rüstete 1428 eine Flotte von 248 Schiffen mit 12,000 Streitern gegen Kopenhagen aus; ein Bürgermeister in Danzig, Ntedexhoff, durfte dem König Christian von Dänemark Krieg erklären; England, Dänemark und Flandern schlossen mit dem Bunde Verträge zum bessern Gedeihen ihres Seehandels; sie übernahm die Handhabung der Polizei auf der Nord- und Ostsee, wobei sie vorzüglich die Ausrottung der berüchtigten Victualien-Brüder oder Vitalianer auf jenen Meeren bezweckte, wie auch dem Strand- und Grundruhrecht vorbaute. — Ihr verdankte man die Anlegung schöner Wasserstraßen und Kanäle, die Einführung gleichen Maßes und Gewichtes im Gebieth ihrer unmittelbaren Wirksamkeit. — Der blühende Zustand der Hansa war aber natürlich von der Fortdauer der Umstände abhängig, welche ihre Einrichtung veranlaßt hatten, er mußte demnach auch verfallen, als nach und nach jene Umstände verschwanden. — Als nämlich die Land- und Seestraßen nicht mehr unsicher waren; die Errichtung des Landfriedens hinlängliche Bürgschaft für die öffentliche Sicherheit gewährte; als die Fürsten die Wichtigkeit der Handelsvortheile ihrer eigenen Staaten begreifen lernten, und auf die Herstellung einer auf eigene Schifffahrt gegründeten Seemacht ihre Sorgfalt zu verwenden anfingen; als die zum Bunde gehörigen Landstände einsahen, daß ihre herrschenden Seestädte eigentlich ein von ihnen ganz abgesondertes Interesse erhalten hatten, und sie von diesen endlich mehr als Mittel benutzt wurden; als die Seestädte aufhörten, die alleinigen Meister der Ostsee zu seyn, und die deutschen Fürsten auf den Gedanken kamen, die einzelnen

Landstände sich gänzlich zu unterwerfen, und von ihrem Handel den möglichsten Vortheil für sich selbst zu ziehen, wozu sie vorzüglich von Kaiser Karl dem V., der die Handlung seiner Niederlande zu heben suchte, angereizt wurden; als die Entdeckung von Amerika im Handel eine gänzliche Umwälzung verursachte: da nahte natürlich sich stufenweise der Augenblick des Verfalls und der gänzlichen Auflösung des Bundes. — Der letzte Hansa-Tag war zu Lübeck im Jahre 1630, an welchem die einzelnen Städte sich feierlich vom Bunde lossagten. — Nur Hamburg, Lübeck und Bremen verbanden sich aufs neue; in einzelnen Fällen trat auch Danzig ihnen bei, war aber im Ganzen nicht mehr unter den Hansestädten mitbegriffen. — Und so ging nach und nach diese Hansa, ein edles, herrliches Gebäude, unter im Strom der Zeiten, wie alles untergeht, was von des sterblichen Menschen Klugheit abstammt.

Sicilianische Vesper.

Neapel und Sicilien waren durch die Heirath Heinrichs VI., Sohnes Kaiser Friedrichs I., mit der Erbinn dieser beiden Reiche Constantia, Tochter des damaligen Königs von Sicilien, Wilhelms II., an das hohenstaufische Haus gekommen. Von dieser Verbindung versprach man sich die herrlichsten Folgen; allein eben diese Länder waren das Unglück des hohenstaufischen Hauses. Wäre es Heinrich VI. gelungen, Neapel und Sicilien dem deutschen Reiche einzuverleiben, die Kaiserkrone in seiner Familie, auch für die weibliche Linie, erblich zu machen, welches Projekt der Erzbischof von Mainz, um seinen Einfluß bei der Königswahl zu behalten, und die sich-

fischen Fürsten hinterstehen, nachdem die Urkunde hierüber vom Papste und 52 Reichsfürsten unterschrieben war: so würde Deutschland sein Übergewicht unter den europäischen Völkern erhalten haben, und nie so weit gekommen seyn, daß es ein von seinen Nachbarn abhängiges Land würde. —

Als mit Friedrich II., Heinrichs VI. Sohne, das kaiserliche Ansehen in Deutschland erloschen, und der römische König, Konrad IV., von dem Papste bloß darum mit dem Banne belegt war, weil er aus dem hohenstaufischen Hause stammte: so mußte dieser, ohne weiter auf die Behauptung seiner Rechte in Deutschland denken zu können, nach Italien eilen, um Neapel und Sicilien zu retten, wo sich mehrere Große, auf Einladung Innocenz IV., in Unabhängigkeit setzten. Die Hauptstadt Neapel wurde nach einer harten Behandlung zur Übergabe gezwungen. Im Begriffe nach Deutschland zurückzureisen, starb er (1254) plötzlich, nach allgemeiner Meinung an Gift, welches ihm sein natürlicher Bruder Manfred beigebracht hat. Nun war sein Sohn Konradin der unglückliche letzte Sprößling des schwäbischen Kaiserhauses der Hohenstaufen, den der Papst nicht als Regenten anerkennen wollte, weil er der Sohn eines im Banne gestorbenen Fürsten war. Er verschenkte daher die Reiche an Karl von Anjou, den Bruder Ludwigs IX., des Heiligen, Königs von Frankreich. Dieser kam nach Italien und gewann eine Schlacht gegen Manfred, in welcher sein Gegner das Leben verlor. Karl behandelte die Unterthanen mit einer ungewohnten Strenge. Die Sicilianer wünschten wieder die Deutschen zurück, die sie vorher haßten. Sie riefen zum Conradin, welcher sich in Deutschland aufhielt, nach Italien, um die Regierung zu über-

nehmen. Er zog 1267 mit seinem Freunde, Friedrich von Baden, und mit einem Heere von 10,000 Mann dahin, und drang glücklich ins Neapolitanische ein; allein die Schlacht zu Aquila (1268) entschied zwischen ihm und Karl von Anjou. Sie war schon halb für Conradin gewonnen; allein die Deutschen, statt den Sieg zu verfolgen, fingen an zu plündern, und wurden gänzlich geschlagen; Conradin gerieth in die Hände seines Feindes. Der blutdürstige Karl von Anjou setzte ein Blutgericht nieder, von dem der unglückliche Conradin mit seinem Freunde Friedrich zum Tode verurtheilt, und öffentlich in Neapel enthauptet wurde (25. Oktober 1269). Der 16jährige Jüngling starb mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit. Als er auf das Blutgerüste stieg, warf er den Handschuh unter das Volk, und erklärte seinen Verwandten, Peter von Aragonien, zum Erben des ihm geraubten Reiches. — Karls Bedrückungen und Ausschweifungen erwarben ihm bald die allgemeine Abneigung und Verachtung. Die bedrückten Völker wendeten sich an den Papst, aber die Ermahnungen desselben blieben fruchtlos. Da beschloß Johann von Procida, ein salernitanischer Edelmann, ein Mann von bewunderungswürdigem Scharfblick und gebildetem Geiste, die Leiden Siciliens zu enden. Er war wegen seiner Anhänglichkeit an das schwäbische Haus von Karl aller seiner Güter beraubt worden. Auf Rache sinnend, begab er sich nach Arragonien, und lud den König Peter, dessen Gemahlinn Constanza eine Tochter Manfreds, und den einzige noch übrige Sprößling des schwäbischen Hauses war, zur Eroberung des Königreichs Sicilien ein. Peter zeigte sich geneigt, aber es fehlte ihm an Kräften, vor allem an Geld. Johann von Procida übernahm alles herbeizuschaffen. Er begab sich zunächst

verkleidet nach Sicilien, wo er die Gemüther in günstiger Stimmung für sich fand; dann eilte er nach Constantinopel, stellte hier vor, welche Gefahr von König Karl drohe, und bewog den Kaiser Paläologus zu dem Versprechen, Peter von Aragonien mit Geld zu unterstützen, begab sich dann auch zum Papst Nikolaus III., und fand in einem geheimen Gehör denselben geneigt, zu Karls Demüthigung beizutragen. Als Johann von Procida mit so günstigen Nachrichten und bedeutenden Geldsummen nach Aragonien zurückgekommen war, begann Peter eine große Kriegsrüstung, angeblich gegen die Saracenen in Afrika. Wohl schöpfte Karl einigen Verdacht, aber er unterließ in stolzer Sicherheit, sich zum Widerstand vorzubereiten. — Inzwischen war Papst Nicolaus III., auf welchen Peter seine Hoffnungen gründete, gestorben. Vorsicht schien jetzt doppelt nöthig — dem gemäß schiffte Peter mit seiner Kriegsrüstung nach Afrika über, nahm Ancella weg, und begann zum Schein die Feindseligkeiten gegen die Mauren, abwartend, ob die Sicilianer, wie sie versprochen, sich erheben würden. — Am 30. März 1282, am Ostermontag, in der Stunde der Vesper, griffen die Palermitaner zu den Waffen, fielen über die Franzosen her und metzelten alles nieder, nicht einmal Weiber und Kinder wurden verschont. — Dieses Blutbad ist unter dem Namen der sicilianischen Vesper bekannt. — Die übrigen Städte Siciliens verhielten sich Anfangs ruhig, aber noch vor Ablauf des Aprils folgte Messina dem gegebenen Beispiele, indem es alle dort befindlichen Franzosen erschlug oder vertrieb. Sobald Karl, der sich zu Orvieto beim Papste befand, die erste Nachricht erhielt, eilte er nach Neapel, und setzte seine ganze Heeresmacht, die er gegen den grie-

chischen Kaiser gesammelt hatte, gegen Sicilien in Bewegung. — Er erschien im Julius vor Messina, das sich zu ergeben bereit war; — da aber Karl unbedingte Unterwerfung forderte, beschlossen die Messinier bis auf den letzten Blutstropfen Trotz zu bieten, und leisteten einen so tapfern Widerstand, daß sie sich dadurch einen ewigen Ruhm erwarben, denn, nicht bloß die Männer, auch die Weiber und Kinder gaben sich heldenmüthig dem Tode preis, und vereitelten durch gemeinsames Zusammenwirken alle Anstrengungen des überlegenen Feindes. — So standen die Sachen, als auf erhaltene Bothschaft Peter von Aragonien mit 10,000 Fußknechten und 800 Gewappneten den 30. August zu Trapani auf Sicilien landete. Er zog sogleich in Palermo ein, wo er von dem entzückten Volke zum König ausgerufen wurde. Die Nachricht von seiner Ankunft gab allen Sicilianern Trost und Muth wieder. Noch belagerte Karl Messina; — da er aber fürchten mußte, die Verbindung mit Kalabrien zu verlieren, brach er eilfertig mit Hinterlassung vieles Heergeräthes auf, und setzte über die Meerenge. Bei der Überfahrt aber stieß er auf Peters tapfern Admiral Ruggieri di Loria, der ihm 29 Schiffe abnahm, und große Verheerungen an den Küsten Neapels anrichtete. Am 2. Oktober zog Peter in das befreite Messina ein, und wurde auch hier mit unaussprechlichem Jubel empfangen. — Im folgenden Jahre erschien Constanza mit ihren Söhnen in Sicilien, und wurde als rechtmäßige Besitzerinn der Insel anerkannt. Zu ihrem Nachfolger bestimmte man ihren zweiten Sohn, den Infanten Don Jakob, und so war Sicilien für das Haus Anjou verloren. —

Völkerkunde.

Gemälde aus Griechenland.

(Fortsetzung).

Die Mainoten.

Verfassung der Provinz Maina.

Die Provinz Maina ist die Heimath der Mainoten, die mitten in Griechenland ein Volk für sich, und, was mehr ist, ein starkes, furchtbares Volk machen. Was die meisten europäischen Länder im Mittelalter waren, ist heutzu Tage noch Maina: ein Verein kleiner Häuptlinge, die ihre Vasallen haben, sich in ihren festen Schlössern verschanzen, gegen die Macht, die ihre Unabhängigkeit bedroht, kämpfen, und in Fehden unter sich leben, wenn sie keinen Feind von Außen zu fürchten haben; im Übrigen tapfer, kühn bis zur Verwegenheit, und selbst gastfrei, wenn ein mit Empfehlungen versehener Fremder sich ihnen auf gut Glück überläßt, oder ihren Schutz und ihre Hilfe erkauft. Diese Häuptlinge, mit dem ihrer kriegerischen Lebensweise wirklich entsprechenden Namen Kapitäne bekleidet, hausen in einer Art von Thürmen, deren Bauart den anarchischen Zustand des Landes hinlänglich verräth. Diese Thurmvesten nämlich liegen vereinzelnt in der Mitte des dazu gehörigen Gebiethes, haben nur ein einziges schmales und niedriges Thor, und keine Fenster im Erd-

geschoße, das übrigens ein bloßer Keller ist. Finden sich im unteren Theile der Thürme Öffnungen, so sind es Schießscharten zur Vertheidigung des Gebäudes; ihre Wohnung schlägt die Familie im obern Stocke auf; da sitzt sie wie auf einer Warte und lugt hinter kleinen vergitterten Fenstern umspähend in die Gegend hinaus. Zuweilen umzieht eine solche kleine Veste ein ummauerter Hofraum. Ein englischer Reisender, Moritt, der Maina unter dem Schutze der Landeskapitäne bereiste, hat uns die Lebensweise der Letztern ausführlich beschrieben; er vergleicht sie mit den schottischen Klans, die auch die Gebiethsherren, die Richter, die Heerführer ihrer Leute waren und in Mitte derselben in kleinen Vesten ihren Hof hielten.

Besuch des Engländers Moritt bei einem Häuptling der Mainoten.

Wir theilen die Erzählung dieses Reisenden von einem Besuche mit, den er einem der Kapitäne, dem gewesenen Bey von Maina, Zanetachi Kutuphari, in seiner Residenz zu Kitris abstattete.

„Das Haus des Kapitäns bestand in zwei steinernen Thürmen, ganz wie man dergleichen auf den Grenzen von England und Schottland findet, und in einer Reihe Wirthschaftskammern, Gemächern für Hausleute, Ställen, Schoppen, einen Hofraum einfassend, in den man durch ein mit Bastionen gedecktes Bogenthor eintritt. Als wir uns näherten, schritt ein bewaffneter Mensch aus der Veste, kam uns entgegen, und sprach mit dem Führer, der uns von Myla aus begleitet hatte. Er ging mit Letzterem in die Veste, um dem Chef Bericht zu erstatten, und dieser eilte zu unserem Empfange ans Thor, beglei-

ter von einem zahlreichen Gefolge, das über das neue Schauspiel englischer Gäste ganz erstaunt war. Wir erfuhren indeß eine recht herzliche Aufnahme und wurden in ein ziemlich bequemes Zimmer in der Hauptwohnung des Thurms gebracht, den der Chef selbst mit seiner Familie inne hatte, der andere Thurm war die Wohnung seiner Nichte, die den Titel Kapitäninn führt."

„Zanetachi Kutuphari war ein Mann von achtbarer Gestalt, über 56 Jahre alt. Seine Familie bestand in seiner Frau und vier Töchtern; zwei davon waren noch sehr jung. Sie hatten das Stockwerk unter dem unsrigen inne und wurden uns sogleich nach der Ankunft vorgestellt. Der bejahrte Herr des Hauses hatte zeitig sein Mittagsmal gehalten; er setzte sich indeß zu unserer Tafel und nahm nach dem Gebrauche der Gastfreundschaft dieses Landes an derselben Theil, während, der Etiquette gemäß, seine Gattinn und seine zwei jüngeren Töchter uns, allen Einwendungen zum Trotz, einige Zeit bedienten, darauf abtraten und zur weiteren Bedienung eine alte Magd hinterließen. Abends brachte man uns Federbetten und Matrazen, die auf dem gepflasterten Boden ausgebreitet wurden, darauf Bettdecken nebst gestickten und von buntfarbigen Musselin- und Seiden-Streifen zusammengenähten Kopfkissen. Wir erfuhren, daß in jeder Familie dergleichen Dinge aus den Händen der Frauen kommen, und da sich die Griechen immer angekleidet schlafen legen, so ist das Unpassende eines solchen Bettes nicht besonders fühlbar."

„Der Tag nach unserer Ankunft in Kitris war der Osterfonntag, wo wir Gelegenheit hatten, Zeugen und Theilnehmer der allgemeinen Lustbarkeit zu seyn, die sich nicht nur im Schlosse, sondern auch in den umliegenden

Dörfern regte. In jedem griechischen Hause schlachtet man zu dieser Zeit ein Lamm, und alles ist fröhlich und guter Dinge. Wir hielten mit Zanetachi und seiner Familie zu ihrer gewohnten Stunde um 11½ Uhr Morgens unsere Mittagsmalzeit, und hatten nach Beendigung derselben eine feierliche Audienz bei seiner Nichte Helena in ihren eigenen Appartements. Diese Nichte war die eigentliche Besitzerinn des Schlosses und umliegenden Gebiethes, das ihr als Erbtheil ihres Vaters zugefallen war. Sie war eine junge, noch hübsche Witwe, in deren Betragen sich Anmuth und Würde paarte. Eine förmliche Audienz bei einer jungen Frau, die Niemand als ihre Schwester zur Seite hatte, und deren ebenfalls weibliches Gefolge reich gekleidet in der Landestracht erschien, spannte unsere Neugierde, und es kam jetzt die Reihe der Überraschung an uns."

„Wir trafen beim Eintritte die Kapitäninn allein sitzend. Nachdem sie uns eingeladen hatte, Platz zu nehmen, ließ sie ihre Schwester neben sich setzen und befahl hierauf, Kaffee und Erfrischungen herumzutragen. Was uns sehr auffiel, war die Schönheit aller dieser Frauen; in der Folge haben wir uns überzeugt, daß nicht bloß zu Kitris solche Schönheit herrscht, sondern daß sie den Weibern vieler Mainoten-Dörfer gemein ist: eine zarte Schönheit, deren man nach ihrer Lebensweise nicht gewärtig wäre. In der That, mit den schönen Gesichtszügen der Italienerinnen und Sizilianerinnen verbinden die Maniotinnen eine feine, zart gefärbte Haut und licht kastanienbraunes Haar, dergleichen man eher unter kälteren Himmelsstrichen suchen sollte. Freilich mäßigt hier die Nachbarschaft des Meeres die Sommerhitze, und die Winter sind in diesem südlichen Landstriche des Pelo-

ponnes nicht besonders streng. Auch die Männer sind ein wohl proportionirter Menschenschlag von mittlerem Wuchse und einem etwas schmächtigen, aber muskelhaften Körperbaue."

„Die Kapitänin trug einen Leibrock von blauem, goldgestickten Kaschemir, mit einem Gürtel zusammen geschlungen, und ein Mieder von ebenfalls gesticktem, karmoisinrothen Sammt; über diese Kleidung ein dunkelgrün sammtenes Gewand nach pohlnischem Schnitte mit weiten offenen Ärmeln und reicher Stickerei. Ihr Kopfputz bestand in einer goldbedeckten, kronenartig geformten, grünen Sammtmütze, woran ein goldgestickter, weißer Schleier befestigt war, der über die Brust, dann unter dem linken Arme durchging und längs dem Rücken herabfiel."

„Das Kostüm ihres Onkels war nicht weniger glänzend. Eine Pantalon von lichtblauem Tuch, eine weiße, goldgestickte, enge Weste mit offenen Ärmeln, ein rother, golddurchwirkter Gürtel, in dem die Pistolen und der Dolch saßen, goldgestickte, blautuchene Kamaschen, silberne Knieschienen, und endlich ein kurzer, schwarzsammtener Dolman mit pelzverbrämmten Ärmeln — so stand der Kapitän vor uns. Wenn er ausging, warf er über die Schultern einen blautuchenen, roth gefütterten Mantel, vorn und längs den Ärmeln mit goldenen Borden besetzt. Sein Turban war grün und golden, und unter dieser Kopfbedeckung flatterten seine grauen Haare."

„Dem Schnitt und den Bestandtheilen nach gleicht die Tracht der niederen Klassen ganz der eben beschriebenen; nur unterscheiden sie sich im Stoffe und haben keinen Aufputz."

Strenge Sitten der Frauen.

Von Kindheit auf üben sich die Mainoten im Gebrauche der Waffen, hauptsächlich im Schießen, woran selbst die Frauen einigen Antheil nehmen. Im Allgemeinen geht der kriegerische Geist der Männer auf das andere Geschlecht und auf alle Alter über; mehr als einmal hat man die Weiber mit derselben Tapferkeit fechten, und dieselbe Verwegenheit, dieselbe Wuth, dieselbe Grausamkeit als ihre Männer, Brüder und Verwandten aufbiethen sehen. Auch genießen die Mainotinnen mehr Freiheit und Ansehen als die Griechinnen der andern Provinzen; vielleicht eben weil sie frei sind, bewahren sie Sitte und eheliche Treue. Doch kann auch die Furcht vor der schrecklichen Rache, womit der Mainote den Ehebruch bestraft, die Frauen in ihrer Pflicht erhalten helfen. Wo keine männliche Nachkommenschaft da ist, erben die Töchter die väterlichen Güter und Herrschaften oder Kapitänschaften. In den Dörfern unterziehen die Weiber sich der Feldarbeit und ertragen deren Beschwerlichkeiten mit Gleichmuth und froher Laune.

Religion der Mainoten.

Die Mainoten bekennen sich zum griechischen Glauben, allein ein noch barbarisches Volk ist unfähig, den wahren Geist des Christenthums zu fassen, und so besteht ihre ganze Religion in Andachtsübungen und Aberglauben; auch glauben sie an Zauberei und Amulette.

Seeräuberei.

Zur See sind sie nicht minder furchtbar als zu Lande. Werden sie auf ihrem Gebiethe mit einem Angriffe bedroht, so flüchten sie sich in die Gebirge, wo ihnen jeder Schlupfwinkel bekannt ist, necken von dort aus ihren Gegner und reiben ihn im kleinen Kriege auf. In den

Buchten und Schluchten ihrer Küste halten sie eine bedeutende Anzahl länglicher Fahrzeuge, die 12 bis 20 Menschen fassen, und wagen sich damit, wenn sie eine Aussicht auf Beute haben, bis in die offene See hinaus. Dort lagern sie, lauernd auf Raub, wie das wilde Thier in seiner Höhle; wehe dem unvorsichtigen Fremden, der sich ohne hinreichende Bedeckung in die Nähe jener Küste wagt! Sie überfallen und tödten ihn, wenn er sich nicht mit hohem Lösegelde loskaufen kann.

Charakter der Mainoten.

Die Tapferkeit unabhängiger Gebirgsbewohner ist gewöhnlich mit Offenherzigkeit und Geradheit gepaart; solche glückliche Mischung scheint bei den Mainoten nicht vorhanden zu seyn. Haben auch einige Reisende in diesem Volke einen achtbaren Menschenschlag erkennen wollen, der nur etwas Civilisation bedürfe, daß seine Rohheit zu energischer Tugend werde: so gelten sie dagegen in den Augen anderer Beobachter für ein in Lastern versunkenes Volk, welches durchaus nicht im Stande ist, Griechenland Ehre zu machen. Pouqueville sagt: Niemand versteht besser, als der finstere, arglistige, verschmitzte Mainote, im Sinne seines Interesse zu handeln, und er verfolgt dasselbe mit um so größerer Stätigkeit, als der herrschende Gedanke in ihm durch keine jener Gemüthsbewegungen zerstreuet wird, die edlen, großgearteten Seelen eigen sind. Alles seinen Absichten unterordnend, lebt er nur für sich und durch sich. Daß man ihn verachte, ist ihm gleichgültig; ja er sieht es gern, daß man ihn für unwissend hält, um unter dem Äußern eines Tropfes, wohinter er seine gewohnte Scharfsichtigkeit versteckt, desto besser betrügen zu können. Nie, es müßte

ihn denn die Habsucht hinreißen, unternimmt er etwas, wovon er nicht des Ausganges gewiß ist. Eben so treulos, als feige, führt er seine Streiche im Finstern; und streitet er am lichten Tage, so ist er, wie der Soldat des Horaz, tapfer, wenn er seinen Geldsack verloren, und feige, sobald er ihn wieder gefunden hat. Beute ist der Zweck, für den er sich schlägt; er lagert aber beinahe immer verschanzt in der Mitte der Felsen oder tief in einem Hinterhalte, wo er den Rücken frei zu haben glaubt. Bei seiner thierischen Gier bleibt der Mainote nüchtern nur aus Geiz oder aus Nothwendigkeit; gegen das schwächere Geschlecht ist er hart, in seinen Sitten ausschweifend, abergläubig bis zur Schwärmerei, und doch ohne alle religiöse Grundsätze: eine solche Menschenklasse flößt dem Beobachter kein anderes Gefühl als Mitleid ein, wenn er sieht, bis zu welchem Grade von Verworfenheit den Menschen Unmoralität und Mangel an Civilisation erniedrigen könne." — So weit Pouqueville; er hat den Pinsel in strenger Hand geführt; daß seinem Bilde nicht alle Mainoten ohne Unterschied gleichen, wollen wir zum Troste der Menschheit glauben.

Anekdote von zwei mainotischen Seeräubern.

Übrigens ist es sicher, daß seit mehreren Jahrhunderten die Piraten von Maina Griechenlands Geisel und um keinen Grad besser sind als die Korsaren von Algier. Den Türken verhandeln sie an den Christen, und umgekehrt diesen an jenen, wie sie des einen oder andern habhaft werden können. Wohlgestaltete Kinder sind für die, um oder in Maina lebenden Familien ein schwer zu hütendes Gut; zu einer solchen Gewandtheit haben es diese Barbaren im Menschenraube gebracht! La Guille-

tiere erzählt die Geschichte zweier mainotischer Piraten, die oftmals mit einander auf Raub ausgezogen waren, einst aber über die Theilung der Beute einer venetianischen Barke sich entzweiten. Von Groll beseelt dachten sie gegenseitig auf nichts als auf Rache. Theodoro hob die Frau des Anapliotis, seines Nachbars und vormaligen Raubgenossen, heimlich auf, und brachte sie zum Verkaufe an Bord eines Korsaren von Malta, der auf der Rhede zwischen Maina und Vitulo vor Anker lag. Nachdem der Malteser die Sklavinn genau betrachtet hatte, weigerte er sich, dem Entführer den verlangten Preis zu zahlen und beantwortete die Zudringlichkeit des Mainoten mit der Äußerung, er habe vor nicht länger als zwei Stunden um den halben Preis eine weit schönere Weibsperson gekauft, die er ihm, um selbst urtheilen zu können, vorführen lassen wolle. In welches Erstaunen und in welche Wuth gerieth Theodoro, als er seine eigene Frau eintreten sah, mit deren Raub und Verkauf ihm sein Nachbar zuvorgekommer war. Es war ihm jetzt weniger darum zu thun, wieder in den Besitz seines Weibes zu gelangen, als das seines Feindes zu verkaufen, um, einmal betrogen, wenigstens die Genugthuung zu haben, daß die Rache der erlittenen Schmach gleich komme. Er stand daher von allem weitern Handeln ab, und überließ dem Malteser die Beute zu dem angebothenen Preise. Mittlerweile hatte Anapliotis erfahren, daß auch ihm seine Frau geraubt worden, um an den Korsaren verkauft zu werden; er eilte mit einer bewaffneten Schaluppe herbei. Theodoro, statt über den Gegner herzufallen, schloß sich auf der Stelle an ihn an, um den Malteser zur Rückgabe beider Weiber zu nöthigen. Beide, die nach dem wechselseitigen Betruge keiner dem andern etwas mehr vorzuwerfen hatten,

versöhnten sich jetzt, und begannen von der Stunde an wieder vom Neuen ihre gemeinschaftlichen Räubereien.

Einige Gebräuche der Mainoten.

Vor der Heirath kann der Mainote ein junges Frauenzimmer nicht unter vier Augen sprechen. Geheime Zärtlichkeiten kommen bei einem Volke, das über den Begriff des Schicklichen keinen Spaß versteht, theuer zu stehen. Einer der Kapitäne erzählte dem Engländer Moritt: „Wir hatten hier einen deutschen Tonkünstler; der Unglückliche ließ sich beikommen, eines Tages einer unserer Frauen eine Liebeserklärung zu machen, und erhielt von ihr, statt der Antwort, eine Kugel vor den Kopf." Züge von eben so schreckbarer Art erzählen die beiden Korsen Stephanopoli. Theodoro, ein junger Bräutigam, der den Tag seiner Hochzeit nicht erwarten konnte, um seine Geliebte zu sprechen, erlauschte den Augenblick, wo sie eben über die Straße ging, um sich ein Paar Minuten mit ihr zu unterhalten. Die Braut befand sich auf der Felsenhöhe; im Gefühle ihrer Entehrung durch diese unzeitige Ansprache eilt sie alsogleich dem Rande des Abgrundes zu, stürzt sich in denselben, Theodoro springt nach, und findet neben dem Leichnam der Geliebten seinen Tod. —

Die Hochzeiten werden mit Gewehrsalven gefeiert und geben Veranlassung zu großen Festlichkeiten. Man wirft den Vorübergehenden aus den Fenstern des Hochzeithauses getrocknete Früchte zu, und nach achttägigen Gelagen begibt sich das junge Ehepaar wieder in die Kirche, und der Gatte übernimmt die Mitgift seiner Vermählten. Der hochzeitliche Anzug besteht bei den Männern in einer scharlachrothen, auf den Nähten gestickten Weste, einer rothen Kappe mit seidenen Quasten und einer sehr weiten Pantalon.

Die Frauen, ohne Strümpfe wie die Männer, bedecken sich mit einer seidenen Haube, hüllen sich in einen Schleier mit Fransen, und tragen über das Unterkleid einen scharlachrothen Überwurf mit außerordentlich weiten Ärmeln.

Bei einem Todesfalle wird die Leiche im Hause unbedeckten Gesichts ausgestellt; die Frauen stimmen ihr Klaggeheul an und begleiten darauf mit den Männern den Todten zu seiner letzten Ruhestätte. Da in dem Trauerhause kein Feuer angezündet wird, so bringen die Verwandten und Freunde die Speisen zugerichtet herbei und halten mit der Familie des Verstorbenen Malzeit; doch den Gesetzen der Unterwürfigkeit treu, werden die Frauen nicht eher zur Tafel gelassen, bis die Männer gesättigt aufgestanden sind. Mit Ausnahme der ersten Familien, zumal wo die Töchter Erbinnen der Kapitänschaft sind, ist im Allgemeinen dem weiblichen Theile in einem mainotischen Hause ein sehr untergebener Rang angewiesen; dies sieht man hinlänglich aus den mühseligen Arbeiten, mit denen sie im Hauswesen wie im Felde belastet sind. Dennoch haben sie sich oftmals an der Seite ihrer Männer geschlagen, als ob sie mit ihnen gleiche Rechte theilten und ihre Lebensgenossinnen, nicht ihre Sklavinnen, wären. Ihre gewöhnliche Tracht besteht in einem baumwollenen kurzen Überrocke mit einem rothen oder weißen breiten Saumstreife, in einem Kamisol und einer kleinen rothen, mit einem Tuche umwundenen Mütze. Die reichen Mainotinnen lieben den Schmuck silberner und goldener Ringe.

Aberglaube der Athener.

Einige Gebräuche der heutigen Athener beweisen, wie tief der Aberglaube Wurzel schlägt, und daß Vorurtheile sich selbst da erhalten, wo sonst alles ringsumher

von der Zeit umgewandelt worden ist. Auf einem ehemaligen Altar der Parzen am Ufer des Ilyssus bringen die jungen, heirathslustigen Mädchen der untern Volksklassen Opfer dar, die in Eierkuchen, Honig und andern Ingredienzen bestehen, und einem alten Weibe zufallen, welches dabei nach alterthümlicher Art den Dienst der Priesterinn verrichtet. Zum Dank weiß dann diese Alte zuweilen der Opfernden den Mann zu verschaffen, der ehedem als Geschenk einer günstigen Gottheit erwartet wurde.

In der Nähe von Athen finden sich mehrere Höhlen, wo fast in jeder der Aberglaube sein Spiel treibt, und man den Sitz von Geistern und übernatürlichen Wesen sucht. In der einen erflehen sich die Mädchen gute und schöne Männer, in der andern wird die Rache über treulose Liebhaber und begünstigte Nebenbuhlerinnen beschworen. Während Dodwell ein altes Grabgewölbe am Fuße des Musäons, gegenüber von der Akropolis, besichtigte, kamen zwei türkische Weiber dazu, und verlangten unter Verwünschungen, daß er sich entfernen sollte; das eine Weib besetzte den Eingang, das andere begab sich in die Höhle, und verweilte ungefähr zehn Minuten darin; als sie beide zusammen weggingen, warnten sie den Giaur oder Christenhund, wie sie den Engländer betitelten, ja nicht in das Grabgewölbe hinabzusteigen. Trotz aller Bitten und Beschwörungen seines griechischen Führers, der behauptete, die in der Höhle hausenden Geister würden sich an ihm rächen, übertrat Dodwell jenes Geboth, und fand auf einer Art von Altar ein Opfer, das in Kuchen, einem Napf voll Honig und Mandeln, und einem Gefäß mit Kräutern bestand, die angezündet waren, und das Gewölbe mit

Wohlgerüchen füllten. Nach der Erklärung des Führers hatte die Opfergabe, wovon der frevelnde Engländer den Kuchen seinem Esel vorwarf, die Geister des Geschickes den Wünschen der beiden Weiber geneigt machen sollen, und zufälliger Weise wurde der Grieche in seinem Aberglauben dadurch bestärkt, daß auf dem Rückwege der Esel mit einer Halsstarrigkeit, die dieser Thiergattung nicht ungewöhnlich ist, entlief, und in seinem Ungestüm den Zeichnungs-Apparat Dodwells beschädigte.

Die Athenerinnen.

Mangel an Geistesbildung verräth sich bey den Athenerinnen in mehr als einer Sitte, und vergebens würde man in den Gesellschaften Athens jene aufgeweckten, geistreichen Unterhaltungen suchen, welche einst jeden Fremden bezauberten. Den größten Theil des Tages bringen die Frauen in ihren Bädern oder an ihrer Toilette zu, und tragen daher so gut als nichts zu den Annehmlichkeiten des Umgangs bei. Stumpfsinn und Lässigkeit benehmen ihren körperlichen Reizen, die ohnehin bei guter Zeit dahin welken, alle Wirkung. Eine eigenthümliche Trägheit verräth sich in allen ihren Bewegungen, ja selbst in ihren Tänzen, deren Einförmigkeit nur der Eintönigkeit ihrer Musik gleichkommt.

Das Hirtenleben in Thessalien.

Die Berghänge in Thessalien geben gute Weiden für die wallachischen Herden ab, die regelmäßig jeden Herbst, sobald der Schnee zu fallen anfängt, von den Höhen des Pindus herabziehen, um über Winter in den tiefer liegenden Gegenden Thessaliens saftige Kräuter zu finden, und eine mildere Temperatur, als jene Albaniens, zu genießen. Gegen die Mitte des Monats November

langen die wallachischen Hirten, Kambises oder Karagunis genannt, mit ihren Familien und Herden im großen Thale des Peneus an, um hier die Rückkehr der schönen Jahreszeit abzuwarten. Diese Nomaden, stets unter freiem Himmel zu leben gewohnt, gehüllt in einen schwarzen Ziegenpelz, schlagen ihre Zelte, ebenfalls aus Ziegenfellen verfertigt, unter grün belaubten Eichen immer so viel als möglich in der Nähe von Bächen und Wäldern auf. Jene Schäfer aus den Idyllen und Eklogen sind es nicht; in ihrer Lebensart ist durchaus nichts Poetisches; auf diesen Gebirgseinöden bekommt alles ein verwildertes oder wenigstens martialisches Ansehen, selbst der friedliche Hirte des Pindus ist ausgeartet. Hätte er es nur mit den Wölfen zu thun, so käme er mit seinem Schäferstocke und Hunde aus; allein er irrt in Höhlen und Klüften umher, welche das albanische Raubgesindel unsicher macht, und muß sich daher zur Vertheidigung seines Viehthums bewaffnet halten, wenn er sich nicht, wie man ihn häufig beschuldigt, mit jenen Räubern versteht, und ihnen wohl gar die Lebensmittel liefert. Sieht man daher einen solchen Karagunis, wie er mit über den Kopf geworfener Kappe, beinahe unbeweglich auf einer Stelle den wilden Blick über seine Herden hinschweifen läßt, während das Weib unter der drückendsten Last der Arbeit seufzet: so erkennt man leicht, daß es nicht unter diesen Hirten ist, wo man das Ideal des ländlichen Lebens suchen darf. Treten die Flüsse aus, so schlagen diese Zughorden ihre schwarzen Zelte ab, und suchen für ihr Vieh anderswo eine Weide; zuweilen haben sie den Schmerz, einen großen Theil davon durch Hunger und Seuchen einzubüßen. Sie verkaufen Butter, Käse, Wolle, und zahlen den Türken ein Kopfgeld. Sobald sich der

Schnee auf dem Pindus zu verlieren anfängt, kehren sie Thessalien wieder den Rücken, und ziehen in die Höhen jener Gebirgskette, wo sie eigentlich zu Hause sind. Bei einer rohen, an das Barbarische grenzenden Gemüthsart ist dieser Hirtenschlag dennoch nicht ohne achtbare Eigenschaften; insbesondere lobt man seine Offenherzigkeit, die sich neben der Verstellung und Arglist der Griechen, bei welchen er seine Winter zubringt, erst recht heraushebt.

Costüm der Einwohner auf der Insel Tine (Tenos.)

Die Kleidung der Männer besteht durchgängig in einer rothen Mütze, einer rothen Halskrause, deren eichelförmige, goldene Troddeln über die Brust herabhängen, einer Sammtweste, einem Dolman von Tuch mit langen Ärmeln, der mittelst des Gürtels oder Shawls um die Hüften anschließt, und endlich in einer weiten Hose. Diejenigen, welche gereiset sind, tragen sich auf gewöhnliche europäische Art. Die weibliche Tracht sucht ihre größte Auszeichnung im Kopfputze. Der Erzbischof von Tine hat alle Noth gehabt, dieses Gerüste in gehörigen Schranken zu erhalten, und ist sogar genöthigt gewesen, einmal seine Zuflucht zur Gewalt zu nehmen, um es durchzusetzen, daß man diese Pyramiden von seidenen Tüchern und Gazen niedriger machte; im allgemeinen Gebrauche ist ein Leibrock, der mit silbernen Knöpfen über der Brust zugeheftet wird. Die Frauen kauen, wie auf den andern Inseln, Mastix von Skio, ohne dabei zu denken, daß die dadurch bewirkte starke Absonderung des Speichels sie abmagere.

Charakter und körperliche Eigenschaften dieser Insulaner.

Die Insulanerinnen sind gefallsüchtig und können auch wirklich gefallen. Ihr Landsmann, der Doctor Zallony, weiß ihre Reitze und guten Eigenschaften nicht genug zu

loben. Einen schlanken, zarten Bau, regelmäßige Züge, große, lebhafte Augen, mit schön gewölbten Augenbraunen übersetzt, und doch sittsamen Blickes, liebenswürdiges, freundliches Benehmen — Alles findet man bei ihnen vereinigt. Werden sie Witwen, so trauern sie um den verlornen Gatten Jahre lang, leisten auf alle Vergnügungen Verzicht, und entschließen sich selten zu einer zweiten Ehe. Der Doktor weiß ihnen nur einen einzigen Fehler nachzusagen, und spricht selbst von diesem mit aller Schonung: es soll ihnen schwer werden — ein Geheimniß zu bewahren. —

Sollte sich auf das Porträt der Schönen von Tine ein Europäer entschließen, nach jener Insel zu reisen, um sich eine dieser vollendeten Frauen auszusuchen; so wollen wir ihn bitten, noch einen Augenblick zu verziehen, um einige Worte, die der Doctor hinzusetzt, in Überlegung zu nehmen und sich zu prüfen, ehe die Reise angetreten wird. Zallony meldet uns, die Tinierinnen verlangten in ihrem Geliebten eine männliche, bartreiche Schönheit und einen braunen Teint; weiße Haut und Milchbart wären ihnen ein Gräuel. Außerdem haben wir noch eine kleine Bemerkung den Liebhabern des schönen Geschlechts zum Besten zu geben. In dem Hochlande haben die Frauen reitzende Augen und einen blendend weißen Teint; aber sie sind unbeständig und flatterhaft: es ist wieder der Doctor, der dies sagt. Die Männer — um auch ihrer zu erwähnen — sind lebhaft, arbeitsam, hitzig, rachsüchtig, ziemlich eifersüchtig, und haben eine so starke Stimme, daß sie sich auf halbe Stunden weite Entfernungen mit einander unterhalten!

Bauart und einige Gebräuche auf Tine.

Beim Eintritt in ein Dorf erstaunt man, keine einzige Hütte, sondern durchaus steinerne Häuser zu erbli-

cken; Schade nur, daß die Reinlichkeit nicht sonderlich groß ist. Neben dem Schweinstalle, der den Zugang von der kothigen Straße aus hat, befindet sich die Speisekammer, wo die Getreide-, Wein- und Feigengefäße stehen. Darüber im ersten Stocke, der gewöhnlich einen großen Balkon hat, wohnt die Familie, und die Terrasse, welche das Haus deckt, dient einen Theil des Jahres hindurch zur Schlafstätte. Über dem Hausthore hängen grüne Ähren- oder Blumenkränze, welche der Hausvater oder die Geliebten der Töchter alle Jahre im Mai mit neuen vertauschen. Die Letzteren fügen, als Huldigungsgeschenke für ihre Angebetheten, einen Topf mit Honig und verschiedene Bäckereien bei. Im Winter kommt man Abends zusammen. Die Mädchen stricken seidene, die jungen Frauen baumwollene Strümpfe, und die alten Mütterchen spinnen. Gegen Ausgang der Fastenzeit werden Bäckereien aus Topfen, Eierdottern, Honig und Gewürz hergerichtet. Sehr gewöhnlich sind die Dorffeste. Am Johannistage lodern allenthalben Feuer, und das weibliche Geschlecht beschäftigt sich mit alten abergläubischen Gebräuchen; eines Theils, um mit dem Glücke einen Bund zu schließen, andern Theils, was eben nicht sehr poetisch ist, um sich gegen die Flöhe in der Sommerhitze zu verwahren. Der Fremde findet überall willkommene Aufnahme und große Gastfreiheit.

Bewohner der Insel Cypern.

Druck und Elend sollen auf den Charakter der Cyprioten eingewirkt, und sie zu dem verschlagensten Volke unter den Griechen gemacht haben. Im Physischen sind sie hingegen ihrer Abstammung treu geblieben; sie zeichnen sich durch hohen Wuchs, edle Haltung und ange-

nehme Gesichtszüge aus. Auch das zweite Geschlecht hat sich in seinen Vorzügen behauptet: die Cyprietinnen sind schön und haben sprechende Züge; ihre Abkunft von den Priesterinnen der Göttinn von Amathunt läßt sich nicht verkennen, um so weniger, als sie sich, wie die einstigen Einwohnerinnen von Paphos, sehr wohl darauf verstehen, ihre natürlichen Reize durch die kleinen Künste der Toilette zu heben. Ihre braunen Locken schmücken Jasmin- und Palmen-Blüthen; aus ihrem Munde duftet das Aroma des Mastix, den sie kauen; Hals- und Armbänder und Goldmünzen gehören zum großen Staat; die jüngeren Frauenzimmer kleiden sich immer in die lebhaftesten Farben. Über weißbaumwollene, weite Beinkleider tragen sie einen grünen, scharlach- oder karmoisinrothen Leibrock, und ein breiter Gürtel, nach vorn mittelst zweier ungeheurer Metallknöpfe, die ein Paar Wehrschildern ähnlich sehen, zusammen gehalten, schließt die lange, wiewohl eben nicht dünne und schlanke Taille; denn in dieser Hinsicht leben die Cypriotinnen schon zu lange unter den Türken, um nicht Geschmack an der Beleibtheit zu finden und solche gern zur Schau zu tragen.

Geschicklichkeit der Symioten als Taucher.

Die Insel Symes steht ihrer Taucher wegen im Rufe, die sich bei dem Suchen der Schwämme auf dem Meeresgrunde um die Insel her ihre Geschicklichkeit erwerben. Die Männer und selbst die Weiber widmen sich diesem gefährlichen Geschäfte von Kindheit auf und treiben es mit einer erstaunenswürdigen Verwegenheit. Es gibt deren, welche an 30 bis 40 Klafter tief tauchen und beinahe Viertelstunden lang unter dem Wasser verweilen; andere kommen zwar nach einigen Minuten wieder empor,

indeß auch nur, um sich gleich wieder von Neuem in die Fluthen zu stürzen. Der Geschickteste aus den jungen Tauchern kann einer guten Heirath sicher seyn. Daher mag sich die Meinung schreiben, daß ein Symiote, der eine heirathsfähige Tochter hat, deren Freier an den Rand des Meeres führe und die Wahl des Schwiegersohnes auf den fallen lasse, der am längsten unter dem Wasser bleibt. Geht ein Schiffspatron mit seinen Leuten in See, um Schwämme zu suchen, so macht er im Tauchen den Anfang, und seine Mannschaft stürzt sich in dem Range des Dienstalters ihm nach. Es geht die Sage von ungeheuren Polypen, die mit ihren ungeschlachten Armen zuweilen einen solchen Taucher fassen und verschlingen sollen; gesehen außer dem Wasser hat man eines dieser Seeungeheuer nie, doch wird ihr Daseyn allgemein auf den Inseln geglaubt.

Sammlung des Interessantesten und Wichtigsten älterer und neuerer Zeit.

Heilbäder, Mineral-Quellen und Gesundbrunnen des österreichischen Kaiserstaates.

Österreich ob der Enns.
(Fortsetzung).

Ischl,

Markt im Traunkreise (im Salzkammergute), dessen gebirgige, trockene Lage die Gegend an die gesündesten Österreichs anreihet, weßwegen man hier von epidemischen Krankheiten nur wie von Nachbars Leiden zu sprechen weiß; chronische Übel, die sich oft in ganzen Familien forterben, sind hier eine Seltenheit, und Wechselfieber werden gar nie angetroffen. Diese gesunde, einladende Lage veranlaßte nun im Jahre 1821 das Salinen-Oberamt, nach mehreren, in einer an die Apotheke angebauten Badstube, in verschiedenen hartnäckigen Leiden glücklich angestellten Versuchen *) — mit erwärmter Kochsalz-Soole auf den Körper einzuwirken, die Benützung der Soole als Bad für die Salinen-Arbeiter und ihre Kinder festzusetzen. Eine, unweit von Ischl liegende Schwefelquelle wurde als Mischungsmittel mit der Soole benützt, und durch die Betriebsamkeit der Einwohner, welche in ihren Häusern für Wohnungen und bequemen Aufenthalt für

*) Durch Dr. Götz, Kammerguts-Physikus, Dr. Wolf in Gmunden, Ober-Salinenarzt, und mehrere Wiener Doctoren.

Badgäste Anstalt trafen, wurde diese Badanstalt schon im nächstfolgenden Jahre zum allgemeinen Gebrauche eröffnet. Die Zahl der Badegäste vermehrte sich bald so bedeutend, daß mit 25 Wannebädern, noch 3 Voll- und Gehbäder — als das passendste Mittel zur freien Bewegung des Körpers und zur Erheiterung des Gemüthes — verbunden wurden. In einem Vormittage konnten nun mehr als 100 Personen an dieser Anstalt bequemen Antheil nehmen. Die herrlichsten Wirkungen aber, die sich nun nach weiteren drei Jahren wieder bewährten, verbunden mit dem Genusse der reitzendsten Gegend, erhöhten den Kredit dieses Bades dergestalt, daß man sich genöthigt sah, die Anstalt wieder zu erweitern, und für alles zu sorgen, daß Ischl's Soolenbäder in jeder Hinsicht den übrigen bedeutendsten Bädern Österreichs gleich gestellt werden können *).

Die Heilsamkeit dieser Bäder zeigt sich vorzüglich in der Gicht, Unterleibsverhärtung, Hämorrhoidal-Leiden, Hysterie, Rheumatismen, Flechte, Skropheln, Krätze, Lungenschwindsucht, chronischer Gelbsucht, Fallsucht, Krämpfen und Convulsionen, Nervenschwäche, Hypochondrie, Bleichsucht ꝛc. ꝛc. — Beweis der heilsamen Wirkungen dieser Bäder sind die im eben angegebenen Werke angeführten Krankengeschichten.

Hall,

Markt an der Straße von Kremsmünster nach Steyer im Traunkreise, unweit des Flüßchens Sulzbach. Im Thale entspringt ein Salzbrunnen, der wegen Heilung der Krätze und Kröpfe berühmt ist.

---

*) Siehe Ischl und seine Soolenbäder. Wien 1826, bei Anton Strauß.

Hallein,

eine hübsche Stadt an der Salza im Salzburger-Kreise, hat Soolenbäder, deren Wirkungen eben so kräftig und heilsam sind, wie jene zu Ischl.

Das Gasteiner Wildbad.

In der Nähe der Grenzen von Kärnthen und Tirol, 8¼ Meilen von Salzburg entfernt, liegt, von den norischen Alpen umgeben, das Thal Gastein, dessen Umgebung, der mannigfaltigen Naturschönheiten wegen, Staunen und Bewunderung erregt. Als Heilbad war es schon den Römern bekannt. Die Veranlassung zur Entdeckung der Quelle schreibt die Sage, wie bei Karlsbad, einem verwundeten Hirsche zu, der, an der Quelle Heil suchend, von kühnen Jägern daselbst entdeckt wurde. Zuverlässigen Nachrichten zu Folge stand das Wasser daselbst bereits im 15. Jahrhunderte im hohen Rufe, so, daß Friedrich III. im Jahre 1436 — noch vor seiner Erhebung zur Kaiserwürde — dasselbe besuchte, um eine Wunde am Schenkel zu heilen. Im 16ten Jahrhundert kamen viele Herzoge und Fürsten dahin. Bis zur baierischen Regierung war das Bad in einem verwahrloften Zustande. Diese, so wie später die österreichische Regierung, traf alle Maßregeln zur Emporbringung des Bades. Die Straßenverschönerung und die Regulirung der Wildbäche kosten der letzteren jährlich bedeutende Summen. Viele Verschönerungen und Anlagen verdankt Gastein auch dem verstorbenen Bischofe, Fürsten von Schwarzenberg. Das Badedorf mag ungefähr aus einigen zwanzig meistens hölzernen Häusern bestehen. Die vorzüglichsten Gebäude darunter sind: Das sogenannte Schloß, das alte und neue Straubinger Haus,

das Vicariat, das Schulhaus, das Grabenwirthshaus und das Armenspital.

Zur Vicariatskirche gelangt man über eine steile Treppe von einigen 20 Stufen. Im J. 696 soll hier bereits eine Kapelle und im J. 1122 ein Kirchlein gestanden haben; die dermalige Kirche wurde 1706 erbaut. Das Altarbild stellt den Märtyrertod der ersten Bewohner dieses Ortes, des heil. Primus und Felicianus, vor. Die Auffindung des Heilbades, nach der Legende gemalt, hängt an einer Seitenwand. —

In dem vom Fürst-Erzbischofe mit beträchtlichem Kostenaufwande erbauten Schlosse findet man seit 1805 bei zwanzig größere und kleinere Zimmer für wohlhabendere, ansehnliche Badgäste; darin befindet sich auch das mit Serpentinstein ausgelegte Fürstenbad, welches jedoch nur hohen Badegästen geöffnet werden darf. Im alten und neuen Straubinger-Hause, im Mitterwirthshause, im Grabenwirthshause, welche zusammen 11 Bäder und jedes insbesondere ein Tropfbad haben, finden Gäste nun hinlänglich Unterkommen. — Das Armenspital hat zwei große Bäder, bei jedem derselben noch ein kleines und ein Tropfbad für ekelhafte Kranke. Es dankt seine Entstehung dem Wechsler Conrad Strohner, der vor seinem Tode 1492 zur Errichtung eines Spitales für arme Kranke und sieche Badgäste 2600 rhein. Gulden bestimmte; ferner bedachten der berühmte Weitmoser*) und seine

*) Christoph Weitmoser (Besitzer eines der Gewerke) war einst so arm, daß er den Brautschleier seiner Frau versetzen mußte, um zu Ostern Fleisch zu essen, schwang sich aber durch den Bergbau nach der Hand so hoch, daß er seinen drei Söhnen mehr als eine Million Gulden

Tochter im Jahre 1576 das Spital mit einer Meierei und 1000 Gulden Legat. —

Durch Erbauung der „neuen Bäder" hinter dem Schlosse ist nun noch mehr für die Bequemlichkeit des Publikums gesorgt. — Der Heilquellen, welche mit einem Wärmegrad von 38° Reaumur aus dem Graukogel hervorsprudeln, sind vorzüglich vier: Die Fürsten-, Doktors-, Franzens- und die unterste Quelle. — Die Fürstenquelle entspringt am Schreckberge; sie gibt mittelst eine Hebemaschine ihr Wasser zum Fürstenbade und zu den rückwärts gelegenen, neuen Bädern, hat aber wenig Wasser. — Die Doktorsquelle hat den Namen von dem Doktorhäuschen, in dessen Nähe sie aus dem Felsenrücken unter dem alten Felsen hervorquillt; sie ward früher zu einem Dunstbade im Hause des Doktors verwendet. Die Franzensquelle (früher Straubinger-Quelle genannt) kommt am Fuße des Reichebenberges hervor; die unterste Quelle entspringt auch am Fuße des erstgenannten Berges, und liefert mehr Wasser als alle drei genannten Quellen zusammen.

Eine Quelle mit 30° Reaumur beim Grabenbäckerhause, die am linken Ufer der Ache hervorbricht, dürfte mehr benutzt werden. Eine andere Mineral-Quelle an der Basis des oberen Wasserfalles wird nur im Winter, bei niedrigem Wasserstande, durch ihren Dampf sichtbar. Der Gastwirth Straubinger benutzt sie gegenwärtig zu einem Pferdebad.

Von Farbe ist das Wasser ganz rein und krystallhell, an Geschmack ist es von dem köstlichsten Quellwasser nicht

---

hinterließ, und die Fugger und Khevenhüller um seine Töchter anhielten. (Siehe Emil's Edelinde von Strochner. Roman, Wien bei Anton Doll.)

zu unterscheiden, auch gibt es keinen Geruch von sich. — Stellt man welke Blumen und Pflanzen in den Dunstkreis des Bades, so erhohlen sie sich in kurzer Zeit, die Stängel richten sich auf, die Blumen entfalten sich, die Blätter glänzen wieder, und Knospen, die vielleicht einige Tage zu ihrem Aufblühen gebraucht hätten, brechen in wenigen Stunden auf.

Nach vieljährigen Erfahrungen ist das Gasteiner Wildbad besonders wirksam in Lähmungen, nach vorhergegangenen Nervenschlagflüssen, in allgemeiner Schwäche, bei venerischen Krankheiten *), bei Steinbeschwerden der Nieren und Urinblase, bei Zittern nach Mißbrauch geistiger Getränke, bei leichten Lähmungen der Extremitäten, nach Blei- und Gallkolik, nach Prellschüssen ꝛc., in Hypochondrie und Hysterie, in der krampfhaften und der von Gallensteinen herrührenden Gelbsucht, in der Bleichsucht, dem weißen Flusse, nach anhaltenden Blutflüssen aus der Gebärmutter durch indirekte Schwäche, bei der Anlage zu unzeitigen Geburten, im langwierigen Rheumatismus, in alten fressenden Geschwüren des Unterschenkels u. d. m. **). Das Bademoos (Badeschwamm), ein mit den Bestandtheilen des Wassers durchdrungenes Wesen, welches sich an den Quellen absetzt, gebraucht man auch mit großem Nutzen, indem man es auf Wunden, Schäden und alte fressende Geschwüre, auch außer der Badezeit, legt. —

*) Neuere Beobachtungen zeigen, daß es in syphilitischen Geschwüren nicht hilft, wohl aber in Merkurial-Geschwüren (Emil's Reisehandbuch).

**) Emil's Gasteiner Reisehandbuch (Wien 1827, bei Tendler) verdient vorzüglich S. 308 wegen des Artikels „Gicht" gelesen zu werden. Es erscheint, dem Vernehmen nach, in diesem Jahre eine 2te Auflage dieses nützlichen Werkes.

Schädlich ist das Gasteiner Heilbad z. B. in allen Gattungen Wassersucht, in eingewurzelter Gelbsucht durch Verhärtung der Leber, bei Neigungen zu Lungenblutstürzen, in hektischen Krankheiten von Vereiterung oder Verhärtung der Eingeweide, und in Puls- oder Blutadergeschwülsten. — In manchen Fällen wird das Wasser auch getrunken, wobei vorzüglich Stein und Gries abgetrieben, der Stuhlgang befördert, und die Eßlust vermehrt wird. — Man begibt sich so früh als möglich ins Bad, frühstückt — am besten leichte Suppe — und legt sich dann eine halbe Stunde wieder zu Bette. Man bekommt an der table d'hôte des Herrn Straubinger täglich gegen Bezahlung von 30 kr. R. W. zu Mittag 5 Speisen und Abends für 20 kr. R. W. 3 Speisen. Wenn Krankheiten eigene Speisen vorschreiben, so erhält sie der Kranke um denselben Preis.

Merkwürdig in dieser Gegend ist der Wasserfall der Ache — sie stürzt 630 Fuß hoch herab; — er ist einer der schönsten und größten in Europa. Die Anlagen des Fürsten Ernst von Schwarzenberg, der Spaziergang hoch über den Wasserfällen bis hinab zum Spitale, die pittoreske Umgebung an der Schreckbrücke im Becksteiner Thale, das große Alpenthal, Naßfeld (von den vielen Quellen und Wasserfällen so genannt), wohin der Erzbischof Hieronymus einen Weg so herrichten ließ, daß er mit kleinen Wagen befahren werden kann, der Schleierfall, der Kesselfall und Bärfall, die alte Burg Klamstein, die enterische Kirche, eine unzugängliche Höhle, wie die Sage geht, einst von wilden Menschen bewohnt, wahrscheinlich aber Zufluchtsort vertriebener römischer Abkömmlinge, die Klamme, einer der schauerlichsten Gebirgspässe, der Markt Hofgastein,

mit ungefähr 116 Häusern in Form eines Kreuzes, die Ruinen der Weitmoser, die warmen Quellen in Stegenwachs und Rauris, St. Wolfgang am Weichselbach mit der mineralischen Quelle, nach Gastein das berühmteste Gesundbad im Salzburger Kreise, das Badhaus bei Zell, ebenfalls mit einer mineralischen Quelle, und sehr besucht, die 3 Mineral-Quellen Untersulzbach, Schwarzenbach und Burgwiese, verdienen, theils als Umgebung von Gastein, theils als die vorzüglichsten und reitzendsten Gegenden mit ihren Heilquellen im Salzburgischen Erwähnung.

(Die Fortsetzung folgt).

Miscellen.

Die größte Buchhandlung. Sie ist jene der Herren Congmann, Hurst, Rees ꝛc., eines Handelshauses mit Associés, und mehr als 60 Comis. — In den Jahren 1814 bis 1817 gab diese Handlung einen Catalog von 4 Octav-Bänden heraus, der 9198 größten Theils sehr kostbare Artikel enthält, deren Werth sich auf eine ungeheure Summe beläuft; dabey sind aber die Verlags-Artikel dieser Handlung nicht mitbegriffen, die von noch größerem Werthe sind, als jene des Sortiments. — Ein älteres Beyspiel hat London in dem Buchhändler Lockington gezeigt, der als Trödler mit ein paar Dutzend Büchern anfing, und nun ein Lager, allein von gebundenen Büchern, von mehreren hundert tausend Werken zählt.

Strafe für Feigheit. Bey den Osagen in Nord-Amerika werden diejenigen, die sich im ersten Ge-

fechte feige bewiesen haben, verurtheilt, Zeitlebens weibliche Kleidung zu tragen, unverheirathet zu bleiben, und sich jede schmähliche Behandlung gefallen zu lassen. — Eine um so härtere Strafe, da der Verurtheilte seinen ersten Fehltritt also nie wieder gut machen kann.

Der Lauf des Blutes. Jeder Herzschlag dauert eine Secunde, folglich schlägt das Herz 3600 Mal in Einer Stunde, und 86,400 Mal an Einem Tage. — Bei jedem Herzschlage springen aus der linken Höhlung 2 Unzen Blut, um in die große Pulsader zu fließen. — Weil also das Herz 3600 Mal in Einer Stunde schlägt, so gehen in derselben Zeit 7200 Unzen Blut aus ihm hervor. Da nun nach den Erfahrungen die ganze Blutmasse, welche in dem Körper eines ausgewachsenen Mannes befindlich ist, gewöhnlich nicht 80 Pfund übersteigt, so geht diese Blutmasse in einer Stunde 25 Mal durch das Herz. — Um eine einzige Bewegung der Zusammenziehung zu bewerkstelligen, bedarf das Herz, welches das wichtigste unserer Gefäße ist, einer Kraft von mehreren tausend Pfunden; — um z. B. das Blut in die Pulsader zu treiben, braucht das Herz eine Stärke von 100,000 Pfund.

Merkwürdige Bäume. In dem nicht weit von Constantinopel auf der europäischen Seite des Bosphorus gelegenen und als höchst reitzend gepriesenen Thale von Bujukdere befindet sich eine Baumgruppe von 14 ungeheuren Platanen, welche sämmtlich aus einem einzigen Stamme auszugehen scheinen, und von denen einige bey 40 Fuß stark sind. — Eben so steht nicht weit von Constantinopel ein Feigenbaum, der aus dem ausgehöhlten Stamme einer alten Cypresse emporgewachsen ist, und nun diese mit frischen Blättern und saftigen Früchten schmückt.

Seemacht von Nord-Amerika. Die größte Zahl von Fahrzeugen während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges im Dienste des Congresses bestand aus . . 5 Fregatten von 32 Kanonen
12 Fahrzeugen „ 24 „
8 detto „ 8 „

zusammen 25 Fahrzeugen. —

Am Schlusse des Jahres 1828 zählte die amerikanische Marine dagegen . . . . 12 Linienschiffe
17 Fregatten
17 Sloops
7 Schoners
3 Dampf-Fregatten.

Zahl der Ärzte in Frankreich. In Frankreich, das eine Bevölkerung von ungefähr 32 Millionen Einwohner hat, gibt es nahe an 40,000 Ärzte; ein Verhältniß, welches, da die Zahl der wirklichen Kranken im Durchschnitte zu 150,000 angenommen werden kann, auf 3—4 Kranke Einen Doctor bringt.

Der Leuchtwurm auf den Antillen ist eine Art Käfer. — Außer den beyden Augen im Kopfe hat er noch 2 unter den Flügeln, die ein sehr starkes Licht von sich werfen. — Dies ist der schönste Phosphor in der Natur. Man reiset und lieset bei dem Schimmer, den er um sich her verbreitet. Auch bedient man sich desselben zur Nachtszeit, indem man ihn an Hände und Füße macht, bei der Jagd und Fischerei.

Der Mangelbaum in Westindien pflanzt sich dadurch fort, daß sich seine Zweige gegen die Erde beugen, da Wurzel fassen, und neue Bäume hervorbringen.

Ein Paar Tauben kann in 4 Jahren 14,762 Abkömmlinge haben.

Tabak hat den Namen: Herba nicotiana, von Nicot, dem französischen Gesandten in Portugal, der diese Pflanze zuerst in Europa bekannt machte. Sie trägt 40,320 Samenkörner.

Die ersten Glocken sollen von Paulinus, Bischof zu Nola in Campanien, gegossen, und in einem Thurme aufgehangen worden seyn, — daher wären die Glocken nolae und campanae genannt worden.

Haben sie Recht oder Unrecht? Die vornehmen Einwohner der indianischen Insel Celebes thun ihre Kinder, wenn sie 5 oder 6 Jahre alt sind, aus dem älterlichen Hause, aus Furcht — daß sie durch die Liebkosungen der Mütter verdorben werden. —

Wann muß der Türke sterben? Die Türken glauben, daß jedem Menschen eine gewisse Quantität Essen und Trinken zugemessen sey, und daß er, wenn er diese verzehrt habe, sterben müsse. — Ißt er nun viel auf einmal, so stirbt er eher.

Ursprung der Roßschweife der Türken. Sie verloren in einer Schlacht alle ihre Fahnen; da heftete ein muthvoller Türke, statt derselben, Roßschweife an die Spieße, und die fast verlorne Schlacht ward gewonnen.

Die Ehrenseite bei den Türken ist — wie es bei den alten Persern war — die linke Seite.

Die Fahne Mahomets ist grün. — Die Türken halten sie für die wirkliche Fahne Mahomets. Sie schneiden davon Stückchen ab, und machen sie an andere Fahnen, welche sie hernach auch Mahomets Fahnen hei-

ßen. — Daher kommt es, daß sie die Fahne Mahomets mehr als einmal in den Schlachten verlieren können.

Die schwarze Farbe der Neger ist nicht wunderbarer in ihrer Art, als die weiße, braune, gelbe, röthliche anderer Völker. — Weder das Blut, noch das Gehirn und der Same der Neger ist schwarz, sondern das Netz unter der Oberhaut, das wir alle haben, und das auch bei uns, wenigstens an einigen Theilen, und unter manchen Umständen, mehr oder minder gefärbt ist. Selbst bei den kalten Samojeden ist der Streif um den Busen der Weiber bemerkt worden. Der Keim der Negerschwärze konnte in ihrem Klima nicht weiter entwickelt werden. Luft und Sonne haben einen großen Antheil an der Schwärze. Die portugiesischen Stämme, die Jahrhunderte lang in Afrika gewohnt haben, waren den Negern an Farbe ähnlich. In der Gegend von Afrika, wo der Ostwind über das ganze feste Land die größte Hitze bringt, wohnen die schwärzesten Negerstämme. Wo die Hitze abnimmt oder wo Seewinde sie kühlen, bleichet sich auch die Schwärze ins Gelbe. Auf kühlen Höhen wohnen weiße oder weißliche Völker. In niedern eingeschlossenen Gegenden kocht auch die Sonne mehr das Öhl aus, das unter der Oberhaupt den schwarzen Schein gibt. — Der Schweiß der Neger, und selbst der Europäer in diesen Gegenden färbt sich oft gelb. Die Haut der Schwarzen ist ein dicker, weicher Sammt, nicht so gespannt und trocken, wie die Haut der Weißen. Die Sonnenwärme kochte also ein Öl aus ihrem Innern, das so weit hervortrat, als es konnte, das ihre Haut erweichte, und das Netz unter derselben färbte. — Die meisten Krankheiten dieses Erdstriches sind daher auch gallenartig.

Feuerspeiende Berge, die auch Beachtung verdienen. Auf der Insel Bali (unfern Java) macht der Vulkan Carang-Assam die Bewohner zittern. Mitten durch die vulcanische Kette der molukkischen Inseln zieht sich in einer Länge von etlichen hundert Stunden eine Reihe von Kratern, welche ganze Gegenden umgestalten; ihre furchtbaren Verheerungen, mit denen Europa keine Zeit findet, sich zu befassen, greifen weit und gräßlich um sich. — Welche Schauder verbreitete der Ausbruch des feuerspeienden Tombore auf der Insel Sumbava am 11. u. 12. April 1815. — Ungefähr 12,000 Insulaner (Bevölkerung 800,000) fanden ihren Tod unter dem Aschen- und Steinregen, oder wurden in dem heißen Wind- und Schwefel-Qualm erstickt. Allein die Nachwelt wird sich nicht um diese Ausbrüche kümmern, hier wurde ja kein Herkulanum, kein Pompeji unter den Lavaströmen verschüttet, nur unbekannte Indianer fanden hier ihr Grab, und Niemand wird je Verlangen tragen, ihre ärmlichen Hütten aus dem Schutte zu ziehen.

Anhänglichkeit von Thieren. Von der Anhänglichkeit, welche Thiere durch die Gewohnheit des Beysammenlebens gegen einander erhalten, werden manche merkwürdige Beispiele erzählt; hier eines von 2 Straußen, einem Männchen und einem Weibchen, die in der Rotunde des Jardin des Plantes zu Paris gehalten wurden. — Das Deckfenster über ihnen war zerbrochen, und die Glaser, die damit beschäftiget waren, ließen bei ihrer Arbeit ein viereckiges Stück hinabfallen. — Nicht lange darauf wurde der weibliche Strauß krank, und starb binnen wenigen Stunden in großen Schmerzen. Er wurde geöffnet, und man fand, daß der Schlund und die Ein-

geweide durch das verschlungene Glas furchtbar zerrissen waren. Von dem Augenblicke an, wo sein Gesellschafter von ihm genommen wurde, hatte der andere Vogel keine Ruhe, er schien beständig etwas zu suchen, und schwand sichtlich dahin. Er wurde von der Stelle entfernt, und ihm mehr Freiheit verstattet, in der Hoffnung, daß er seinen Gram vergessen würde, aber es half nichts und er grämte sich — im wörtlichen Verstande — zu Tode.

In einem andern Falle wurde ein sonderbares Hilfsmittel angewendet, das einen ähnlichen Ausgang verhütete. — Ein Engländer besaß lange Zeit 2 braune Kraniche (ardea Pavonina), von denen endlich der eine starb. — Der Andere wurde hierüber untröstlich, und es war augenscheinlich, daß er seinem Kameraden folgen würde. Da ließ der Besitzer einen großen Spiegel in das Vogelhaus bringen. Sobald der Vogel sein Spiegelbild sah, bildete er sich ein, daß sein Gefährte, um den er trauerte, zurückgekehrt sei. Er stellte sich dicht vor den Spiegel, der übrigens so vergittert war, daß ihm kein Schade geschehen konnte, putzte sein Gefieder, und gab auf jede Weise seine Freude zu erkennen. Bald erhielt er seine Gesundheit und Heiterkeit wieder, brachte seine meiste Zeit vor dem Spiegel zu, und lebte noch mehrere Jahre.

Das Aufsuchen der Lackmuspflanze. Fast alles Lackmus erhält Europa seit Jahrhunderten aus einem Dorfe, Gomarge, unweit Lünel im südlichen Frankreich. — Wenn am 25. Julius die Messe gelesen ist, zieht Jung und Alt, Mann und Weib in die nahen Gebirge, jene wandern südlich, diese nördlich bis wohl 15 Stunden weit. Keine Familie sagt der andern, wohin sie geht, denn die Felsen und Schluchten, wo diese Pflanze

wächst, werden den Kindern als geheimer Familienschatz gezeigt und beschrieben, und vom Vater dem Sohne vererbt. — In wenig Tagen ist die Ernte vollendet, frisch werden die Pflanzen gepreßt, und der Saft in das Lackmusblau verwandelt, das sonst den Maurern die einzige Farbe der Art lieferte, jetzt zwar durch einige andere Mooſe entbehrlicher geworden ist, aber noch immer seinen Werth hat. — Übrigens mag mancher Maurer manches Pfund schon verbraucht, und nicht gewußt haben, woher es kommt.

Gebrauch der Esel und Pferde. Die Alten zogen zum Reiten die Stuten-Eselinnen und Maul-Eselinnen dem männlichen Geschlechte dieser Thiere vor. In Palästina war bey den Richtern und überhaupt vornehmen Männern blos die Eselreiterey üblich. In Arabien reiten Personen von hohem Stande auf Eseln, deren Rücken roth gefärbt sind. — In Egypten bedienen sich vornehme Männer und Frauen der Esel. — Salomo fing an, Pferde zu brauchen.

Die Sprache der Otaheiter ist so reich, daß sie allein für die Brodfrucht — ihrer Beschaffenheit gemäß — über 20 Namen haben. Eben so viel haben sie für die Tarowurzel, und ungefähr 10 für die Cocos-Nuß. Sie können ihre Wörter auf vier Arten verringern.

Die Tuberosen kamen durch einen spanischen Arzt im Jahre 1594 nach Europa. Dieser erhielt sie aus Ostindien, wo sie auf Java und Ceylon wild wachsen. — Gefüllte Tuberosen soll zuerst le Cour zu Leyden aus Samen gezogen haben. Er hielt sie einige Jahre so selten, daß er die Wurzeln zerschnitt, um sie nicht gemein werden zu lassen.

Die Aurikeln wurden zuerst von den hohen schweizerischen und steyermärkischen Gebirgen in unsere Gärten verpflanzt. Wallonische Kaufleute sollen sie zuerst ausgehoben und nach Brüssel gebracht haben.

Briefe und Zeitungen in Paris und London. In Paris schätzt man die Zahl der Briefe, die täglich durch die Posten ausgetheilt werden, etwa auf 32,000, und die Zahl der Zeitungen auf 11,800; in London hingegen rechnet man auf den Tag 135,000 Briefe und 26,000 Zeitungen.

Pariser-Theater-Einnahmen. Die geringste Anzahl von Zuschauern in den 12 Pariser-Theatern (die kleine Bühne des Herrn Comte nicht mit begriffen) kann man, nach sicherer Berechnung, täglich auf 10,000 annehmen, welches in einer Durchschnitts-Berechnung 20,000 Francs auf den Tag, 600,000 Francs auf den Monat, und 7,200,000 Francs für das Jahr ausmacht.

Mangel an Frauen. Im Staate Alabama am mexikanischen Meerbusen (östlich von Neu-Orleans) fehlen anständige junge Mädchen so sehr, daß man deren Eine auf hundert heirathsfähige Männer rechnen kann. — Am 27. Aug. 1828 kam ein früherer Bewohner von Connektikut mit seinen 5 Töchtern in Molibe an, um sich dort niederzulassen: und noch waren nicht 8 Tage vergangen, als seine Töchter schon alle fünf verheirathet waren.

Zucker und Kaffeh. Vor 2 Jahrhunderten war der Zucker nur in Apotheken zu haben, und wurde lothweise verkauft; in den letzten Jahren vor der Revolution verbrauchte Frankreich allein 50,000,000 Pfund. — Zur Zeit Heinrichs IV. war der Kaffeh in Frankreich ganz unbekannt, jetzt trinkt jeder Arbeitsmann seinen Kaffeh.

Neueste Begräbnißart. Am 1. Juli 1828 hat man in New-York angefangen, die Todten zwei Mal, und zwar zuerst aufrechtstehend, und mit Glocken an Händen und Füßen, zu begraben. — Seitdem sind unter 1200 Begrabenen (bis Febr. 1829) sechs Scheintodte gerettet worden.

Nahrungsstoff. Nach mehreren Untersuchungen, welche die geschickten französischen Chemiker Percy und Vauquelin über die Nahrhaftigkeit verschiedener Speisen anstellten, ergab sich, daß unter Hülsenfrüchten die Linsen das kräftigste Gemüse sind; 100 Pfund derselben enthalten 94 Pfund nährende Theile; dann folgen die Erbsen mit 93 Pfund, die Bohnen mit 92 Pfund auf 100; — das Brod liefert 70 Pfund von gleichem Gewicht; Küchenkräuter und Rüben nur 8 Pfund. — Mohrrüben 14 Pfund, und Kartoffeln — dem allgemeinen Vorurtheile nach so sehr nahrhaft, — nur 25 Pfund von 100. Frisches Fleisch (nicht die Brühe) aller Art im Durchschnitt nur 36 Pfund.

Die Regenschirme sind erst seit 126 Jahren in Deutschland bekannt. Die ersten waren von Wachsleinwand mit hölzernen Gestellen, und oben ganz gleich, wie ein runder Tisch.

Der Mekka-Balsam wird von einem Baume gesammelt, den die Araber Bischem nennen. — Er hat einen dünnen Stamm mit glatter Rinde, und erreicht eine Höhe von 10 Fuß. Man findet diesen Baum auf den Bergen in der Gegend von Mekka, namentlich auf dem Dschebel-Sohh, und streift den Saft, welcher aus, in die Rinde gemachten Einschnitten quillt, mit den Fingern ab, wornach er in Gefäßen aufbewahrt wird. —

Dieses köstliche Harz schätzt man besonders, wenn es von weißer Farbe ist, weniger die gelbere Sorte, doch ist es nur in Szafra und Beder ganz rein zu bekommen, da es in der Regel mit Sesanum-Öl, selbst mit Theer verfälscht, in den Handel kommt, und nur dadurch geprüft werden kann, daß man den Finger damit benetzt, und es anbrennt; nur wenn es sich ohne Schmerz und spurlos verzehrt, ist es ganz rein. Von den Beduinen erstehen die Handelsleute das Pfund für 2 oder 3 Dollars, während die Pilger der großen Caravanen-Züge es zu Szafra mit dem vierfachen Preise bezahlen müssen.

Wirkung des Theaters auf Geisteskranke. Das Journal „L'Eco di Milano" theilt aus Reggio einen anziehenden Bericht mit, über den vom Dr. Golloni gemachten Versuch, Geisteskranke aus der Anstalt St. Lazaro an einer Vorstellung im Theater Theil nehmen zu lassen. Es waren 36 Kranke, welche in Kutschen, von ihren Ärzten und Wärtern begleitet, das Schauspiel am 20. Jänner 1829 besuchten. Das Stück war zu diesem Zwecke eigens gewählt, und das Publikum, vom Vorgange unterrichtet, nahm an der wohlthätigen Wirkung, welche die Vorstellung auf jene Unglücklichen hervorbrachte, den lebhaftesten Antheil.

Chronologische Darstellung
der Geschichte Wien's
von seinem Entstehen bis Albrecht I., aus dem Hause Habsburg (1282).

(Vorzeit.)

Je unbedeutender der Umfang eines Staates ist, der in der Geschichte Epoche zu machen beginnt, desto mehr drängen sich alle Begebenheiten auf einen einzigen Punkt zusammen. Die Hauptstadt ist es dann gewöhnlich, an die das Schicksal des Landes gekettet ist, mit dem sie alle Ereignisse und Geschicke theilt. So sehen wir Wien in jener grauen Ferne der Vorzeit von Sagen und Fabeln umhüllt, wo Österreichs Bewohner den Griechen als ein fremdes unbekanntes Volk erscheint. Immer deutlicher tritt es aus der Nebelzeit hervor, als die Zelte der herumziehenden Horden mit bleibenden Wohnsitzen vertauscht wurden, und mit der römischen Besatzung auch römische Kultur in unsere Gegenden kam. So wird es zum ersten Male in der Geschichte als Sterbeort des großen Marc-Aurel genannt, dem es auch mit vieler Wahrscheinlichkeit seine Gründung zu danken hat.

Der Name Vindobona, unter dem es in der Geschichte vorkommt, zeigt auf einen ursprünglichen Wohnsitz der Winden, in deren Sprache es Windewon oder Windewohn, auf deutsch: Windenwohnung, bedeutet. So war noch zu Zeiten Rudolphs von Habsburg auf einer Anhöhe nächst der Kirche Maria am Gestade ein wehrhaftes Haus, die Vindenburg (Vini-

denburch) genannt. Die Römer hatten hier Anfangs gemauerte Lager (castra stativa) und einen Beobachtungsposten an der Donau, deren Hauptstrom damals am Salzgries floß; und nach den vielen, um Wien gefundenen Mauerziegeln und Inschriften war daselbst die X., XIII., XIV., XV. und XXX. Legion. Nach der Zerstörung von Carnunt im Jahre 375 wurde auch die Schiffsflotte, welche die Römer auf der Donau in dieser Gegend hatten, nach Vindobona übersetzt.

Wie nun mit den Einfällen der Barbaren jede Spur römischer Einrichtungen zu Grunde ging, so verschwand auch Vindobona's Name aus der Geschichte; denn Rom's Adler waren kaum im Stande, ihre Hauptstadt zu beschützen, geschweige denn die weit entlegenen Grenzen des Reiches. In die festen Plätze Österreichs wurden die Rugier als Miethtruppen aufgenommen, die das Land an sich rissen. Ihr König Fallót verlegte seinen Sitz nach Vindobona, ließ die zerstörten Mauern wieder herstellen, und da er auch den Beinamen Fava hatte, erhielt die Stadt von ihm den Namen Faviana. Hier war es, wo Severin, ein Schutzengel, welchen der Himmel sandte, durch seine weisen Lehren und seinen heiligen Wandel der Stadt und dem Lande in diesen schreckensvollen Tagen ein Segen war *).

*) Aus welchem Volke der heil. Severin stammte, ist ungewiß; denn über seine Geburt und Abkunft hüllte er einen dichten Schleier. — Sein Äußeres gebot Ehrfurcht; er hatte eine hohe Statur, ein ruhiges, heiteres Antlitz, in dem sich ein erhabener Geist aussprach. Sein Körper war so abgehärtet, daß er in der strengsten Kälte barfuß ging; sein Gewand war ein grobes Tuch, sein Lager die harte Erde, höchstens eine härene Decke. Nur auf die

Da durch Odoakers Besiegung Österreich von den Longobarden an die Avaren kam, war es mehr als

nothwendigsten Bedürfnisse beschränkt, konnte er alle seine Sorge dem Wohle der Mitmenschen widmen. Er brachte den Verlassenen Hilfe, den Betrübten Trost, den Verirrten Lehre, den von Feinden bedrängten Städten Warnung: kurz, sein einziges Bestreben war, Gelegenheit zum Wohlthun zu finden.

Er kam (454) aus Afrika, wo er das Mönchswesen, das er in Österreich einführte, an der Quelle kennen lernte; predigte zuerst in dem Städtchen Asturis — einem oberhalb Greifenstein's gelegenen Orte; — dann zu Comagene (Greifenstein). Um diese Zeit riß zu Faviana in der Winterszeit eine große Hungersnoth ein, und die Einwohner riefen den heil. Severin zu Hilfe. Ohne Säumen kam er, und entdeckte, daß die Hauptursache dieser Hungersnoth der Getreidewucher sey, den Mehrere trieben. Er begab sich zu einer vornehmen römischen Matrone, Procla, welche viel Getreide verborgen hatte, und brachte sie durch sein Zureden dahin, daß sie den größten Theil desselben unter die Armen vertheilte. Das eingetretene Thauwetter machte die Donau wieder schiffbar; er wandte daher seine Sorge dahin, daß Lebensmittel für die Nothleidenden zugeführt wurden. Dies erwarb ihm ein allgemeines Zutrauen, und die unbegrenzte Achtung und Liebe, die man gegen seinen Retter hegte, setzte ihn in den Stand, das Christenthum weiter zu verbreiten. Zu diesem Ende baute er für den heil. Johannes am Alserbache ein Kloster. Ein zweites stiftete er zu Heiligenstatt, welches seinen Namen von den vielen Heiligen, die aus demselben hervor gingen, erhielt. Auch die dortige Heilquelle war schon dazumal bekannt, und Severin wandte sie mit gutem Erfolge zur Heilung verschiedener Krankheiten an. Nebst diesen rastlosen, segensreichen Bemühungen widmete er die übrige

zwei Jahrhunderte ein Raub der Barbarei. Diese Völker hasten Städte und geschlossene Örter als beengende Ge-

---

Zeit dem stillen Gebethe und heiligen Betrachtungen. Sein Lieblingsort war ein, zwischen den Rebenhügeln unweit Heiligenstatt gelegenes Bethhaus. Noch erwachen bei uns bei dem Namen Severing (Sierring) Rückerinnerungen aus längst verflossenen Zeiten!

Einst kam ein Haufe kriegslustiger Herüler zum Severin. Sie bathen um seinen Segen, da sie auf einer gefahrvollen Reise nach Italien begriffen wären. Severin sprach zu ihrem Anführer, Odoaker: „Ziehe hin in deinen armseligen Thierfellen, Italien wird sie dir mit köstlichem Schmucke vertauschen; bald wirst du Andern mehr geben, als du gegenwärtig selbst hast!" Diese Prophezeihung ging bald in Erfüllung.

So geachtet, geliebt und geschätzt Severin von Jedem ward, der sich eines rechtlichen Handelns bewußt war, so furchtbar erschien er als Warner und Rächer Jenen, die von der Bahn des Guten abwichen, oder Übles im Sinne hatten. Von dem Könige der Rugier, Feletheus, war Severin oft zu Rathe gezogen; allein nicht so hold war ihm seine Gemahlinn Gisa, die den strengen Mann scheute, weil er ihren Unternehmungen oft im Wege stand. Als sie mit ihrem Gemale, der seinem Bruder Friedrich dem I. die Regierung abtrat, Wien verließ, nahm sie viele römische Leute mit über die Donau, welche die härtesten Arbeiten verrichten mußten, und der niedrigsten Behandlung ausgesetzt waren, oder wohl gar als Sclaven verkauft wurden. Severin trat vor sie hin, und bat, die Gefangenen frei zu lassen. „Knecht Gottes!" fuhr sie ihn an, „gehe deiner Wege; deines Amtes ist es nicht, uns zu gebiethen, wie wir mit dem verfahren sollen, was unser ist." Der Heilige entfernte sich betrübt, indem er Gisa vor dem göttlichen Strafgerichte warnte. Unter den Gefangenen be-

fängnisse, und verbargen ihre Weiber, Kinder, Herden und Raub in „Ringen.“ Sie lebten blos von

---

fanden sich auch Goldschmiede, die für sie ein köstliches Geschmeide verfertigen sollten: allein sie waren der knechtischen Behandlung überdrüssig, und lauerten nur auf eine Gelegenheit, ihrem unterdrückten Grolle Luft zu machen. Da geschah es, daß ihr Sohn Friedrich zu den Goldarbeitern lief, in knabenhafter Neugierde nach ihrer Arbeit; diese ergriffen ihn und schworen, daß es sein Leben kosten solle, wenn sie nicht auf der Stelle in Freyheit gesetzt würden. Auf des Knaben Angstruf stürzte Gisa herbei, und versprach, Alles zu thun, nur des Knaben sollten sie schonen. Und wirklich gab sie den Goldschmieden, so wie den Römern, die Freiheit, und sendete Bothen zu Severin, daß sein Gebeth den zürnenden Himmel versöhne.

So brachte Severins beinahe dreißigjähriger Aufenthalt unserem Lande nur Glück und Segen. Endlich fühlte er, daß auch seine Stunde geschlagen habe, und er ließ Feletheus und Gisa an sein Sterbelager rufen, warnte sie vor ungerechter That, indem er, weissagend, hinzufügte, daß wohl die schönste Zeit ihrer Herrschaft vorüber sey. Friedrich, dem Bruder des Feletheus, der auch zugegen war, schärfte er dringend ein, nicht frevlerisch Hand an das Gut der Armen und der Gefangenen zu legen; denn Severin kannte Friedrich's Habsucht und Geldgier. Und wirklich geschah es, daß noch bei Lebzeiten Severin's der Krieger Avitian auf Befehl Friedrich's in das Kloster einbrach, um das, was Severin für seiner Brüder, als für der Armen, Nothdurft gesammelt hatte, zu plündern. Als jedoch der Krieger in die Kapelle trat, überfiel ihn ein panischer Schrecken, er glaubte sich von bösen Geistern verfolgt, und floh. Friedrich fiel wenige Wochen darauf durch die Hand seines Neffen. Severin entschlief am 8. Jänner 482. — Als Odoaker auch das

zwei Jahrhunderte ein Raub der Barbarei. Diese Völker haßten Städte und geschlossene Örter als beengende Ge-

Zeit dem stillen Gebethe und heiligen Betrachtungen. Sein Lieblingsort war ein, zwischen den Rebenhügeln unweit Heiligenstatt gelegenes Bethhaus. Noch erwachen bei uns bei dem Namen Severing (Sievring) Rückerinnerungen aus längst verflossenen Zeiten!

Einst kam ein Haufe kriegslustiger Herulер zum Severin. Sie bathen um seinen Segen, da sie auf einer gefahrvollen Reise nach Italien begriffen wären. Severin sprach zu ihrem Anführer, Odoaker: „Ziehe hin in deinen armseligen Thierfellen, Italien wird sie dir mit köstlichem Schmucke vertauschen; bald wirst du Andern mehr geben, als du gegenwärtig selbst hast!" Diese Prophezeihung ging bald in Erfüllung.

So geachtet, geliebt und geschätzt Severin von Jedem ward, der sich eines rechtlichen Handelns bewußt war, so furchtbar erschien er als Warner und Rächer Jenen, die von der Bahn des Guten abwichen, oder Übles im Sinne hatten. Von dem Könige der Rugier, Feletheus, war Severin oft zu Rathe gezogen; allein nicht so hold war ihm seine Gemahlinn Gisa, die den strengen Mann scheute, weil er ihren Unternehmungen oft im Wege stand. Als sie mit ihrem Gemale, der seinem Bruder Friedrich dem I. die Regierung abtrat, Wien verließ, nahm sie viele römische Leute mit über die Donau, welche die härtesten Arbeiten verrichten mußten, und der niedrigsten Behandlung ausgesetzt waren, oder wohl gar als Sclaven verkauft wurden. Severin trat vor sie hin, und bat, die Gefangenen frei zu lassen. „Knecht Gottes!" fuhr sie ihn an, „gehe deiner Wege; deines Amtes ist es nicht, uns zu gebiethen, wie wir mit dem verfahren sollen, was unser ist." Der Heilige entfernte sich betrübt, indem er Gisa vor dem göttlichen Strafgerichte warnte. Unter den Gefangenen be-

fängnisse, und verbargen ihre Weiber, Kinder, Herden und Raub in „Ringen.“ Sie lebten blos von

---

fanden sich auch Goldschmiede, die für sie ein köstliches Geschmeide verfertigen sollten: allein sie waren der knechtischen Behandlung überdrüssig, und lauerten nur auf eine Gelegenheit, ihrem unterdrückten Grolle Luft zu machen. Da geschah es, daß ihr Sohn Friedrich zu den Goldarbeitern lief, in knabenhafter Neugierde nach ihrer Arbeit; diese ergriffen ihn und schworen, daß es sein Leben kosten solle, wenn sie nicht auf der Stelle in Freyheit gesetzt würden. Auf des Knaben Angstruf stürzte Gisa herbei, und versprach, Alles zu thun, nur des Knaben sollten sie schonen. Und wirklich gab sie den Goldschmieden, so wie den Römern, die Freiheit, und sendete Bothen zu Severin, daß sein Gebeth den zürnenden Himmel versöhne.

So brachte Severins beinahe dreißigjähriger Aufenthalt unserem Lande nur Glück und Segen. Endlich fühlte er, daß auch seine Stunde geschlagen habe, und er ließ Feletheus und Gisa an sein Sterbelager rufen, warnte sie vor ungerechter That, indem er, weissagend, hinzufügte, daß wohl die schönste Zeit ihrer Herrschaft vorüber sey. Friedrich, dem Bruder des Feletheus, der auch zugegen war, schärfte er dringend ein, nicht frevlerisch Hand an das Gut der Armen und der Gefangenen zu legen; denn Severin kannte Friedrich's Habsucht und Geldgier. Und wirklich geschah es, daß noch bei Lebzeiten Severin's der Krieger Avitian auf Befehl Friedrich's in das Kloster einbrach, um das, was Severin für seiner Brüder, als für der Armen, Nothdurft gesammelt hatte, zu plündern. Als jedoch der Krieger in die Kapelle trat, überfiel ihn ein panischer Schrecken, er glaubte sich von bösen Geistern verfolgt, und floh. Friedrich fiel wenige Wochen darauf durch die Hand seines Neffen. Severin entschlief am 8. Jänner 482. — Als Odoaker auch das

Jagd und Krieg; flohen alles gesellige Leben; Städte und Dörfer verschwanden; der Ackerbau gerieth in Verfall; Christenthum und milde Sitten entwichen. Von 568 — 791 ist ein dichter Schleier über Wiens Schicksale gedeckt, und nur einzelne dunkle Überlieferungen sind vorhanden. So kam in jenen Zeiten der heil. Ruprecht in diese Gegend, um die segensreichen Lehren des Evangeliums zu verkünden. Eunald und Gisalrich, seine Schüler und Verkünder des göttlichen Wortes, bauten ihm zu Ehren zu Faviana ein Kirchlein, St. Ruprecht, das älteste daselbst. — Als Karl der Große die Avaren besiegt hatte, und die neue Ostmark gründete, schien für Wien auf einige Zeit ein helleres Licht zu dämmern; allein es wurde bald durch die wilden Schwärme der Magyaren verdunkelt. Karl erbaute die Kirche St. Peter (792) zu Faviana. — Auch wurde ein Bisthum gestiftet. — Da die Ausdehnung der Sprengel in den damaligen Zeiten ungeheuer groß, und deßhalb mit der Ausübung der geistlichen Funktionen manche Beschwerde und Gefahr verbunden war, so legten sich die Diöcesanen meistens Mitbischöfe und Chorbischöfe bei. Diese waren Helfer, Suffragane, Weihbischöfe; jene aber erfreuten sich meistens des Nachfolgerechtes. So mochte auch zu Faviana ein Passauer Chor-

---

heutige Österreich unter seine Bothmäßigkeit brachte, ließ er Severin's Leiche nach Italien bringen, und da in dem Rugier-Lande Alles zerstört wurde, zogen auch die Mönche mit, und bauten ihrem Meister zu Ehren ein neues Kloster zu Monte Feltre. Doch bald wurden sie von hier durch die Wuth der Sarazenen vertrieben, und brachten die theuren Überreste nach Neapel.

bischof seinen Sitz gehabt haben. Einer alten Sage nach wurde unter dem Passauer Chorbischofe Albrich zu Faviana, auf dem Flügel hart an der Donau, am Gestade (auf der Gestätten), gegen den oberen Werd (Rossau) durch die Andacht der Fischer, Kaufleute und Reisenden eine Kapelle zu Ehren unserer lieben Frau gebaut, deren Anfang insgemein auf das Jahr 882 gesetzt wird. Von dem Ufer, wo die Waaren, besonders Salz — daher der Name Salzgries — abgeladen wurden, stiegen Schiffsvolk, Pilger und Reisende über den Steig zum Ruprechts-Kirchlein hinauf (Ruprechtssteig), oder sie wallten über die von den Fischern erbaute Stiege (Fischerstiege) hinauf zur Marien-Kapelle, um ihre Andacht zu vollbringen! — Nicht lange jedoch dauerte diese friedliche Ruhe. Mit den Magyaren, die Arnulf gegen Swatopluk aufbot, zog ein neues Ungewitter über Wien, ja über ganz Deutschland. Im Jahre 899 fingen ihre räuberischen Einfälle an und dauerten bis 955, wo sie auf dem Lechfelde bei Augsburg eine fürchterliche Niederlage erlitten. Das Land unter der Ens bis Melk wurde ihnen entrissen, der übrige Theil blieb aber noch immer in ihren verwüstenden Händen. Erst nach 30 Jahren gelang es Leopold dem Erlauchten, dem ersten Markgrafen aus dem Hause Babenberg, die magyarische Festung Melk — die Eisenburg genannt — zu erobern, und sein Land bis über den Kahlenberg zu erweitern.

Unter den Babenbergern beginnt nun eine freudigere und dauernd glückliche Periode, sowohl für Österreich, als auch für Wien, das aus so vielfältigen Verwüstungen immer kräftig und jugendlich erstand! — Im Jahre 1042 kam, unter der Regierung Albrechts des Siegreichen, Kaiser Heinrich der III. selbst nach Faviana, um

dem vertriebenen ungarischen Könige Peter auf den Thron zu helfen. Favianis wurde in jener Zeit auch schon häufig „Wienn" genannt. So meldet eine alte Reim-Chronik:

Peter klagte tägliche
Dem Kunik Heinriche
Einen Grossen ungemach
Ze Wienne der Kunik ein Hof gebrach
Die herbest sie da fuorn
Ze Ungern sie da furen. —

Der Erfolg dieses Zuges war, daß Österreich bis an die Leitha erweitert wurde, von welcher Zeit dieser Fluß auch die Grenze zwischen Ungarn und Österreich blieb. — Aus jenen Zeiten leiten sich noch manche Überlieferungen: am heutigen Stock im Eisen habe der letzte Baum des Wiener-Waldes gewurzelt, und wo am Burgplatze der Thurm gestanden, mit dem Bilde des Jägers und Hirsches, sey noch eine Lieblingsaue für die Jagdlust der ältern Babenberger gewesen. Der Berghof auf dem hohen Markte hieß in derselben Zeit auch der Gejaidhof, und war ein Jagdhaus Leopolds des Heiligen, wie er auch eines am Platze des fürstlich Esterhazischen Pallastes in der Wallnerstraße *) nahe an der Stadtmauer, und ein entfernteres in der Brigittenau erbauen ließ.

---

*) Die Gedächtnißtafel, welche dies daselbst verewigt, hat nachstehende Inschrift: Soli Deo gloria. Domus haec a S. Leopoldo marchione Austriae olim habitata successu temporis ad nobilem familiam Estoras devoluta per cel. Sac. Rom. Imp. principem Paulum Estoras R. Hun. Palat. comparata in hanc formam e fundamentis pro familiae decore aedificata est anno Domini MDCXCV.

Unter den verschiedenen Ereignissen, die im Laufe der Zeit auf den Wachsthum Wiens einen günstigen Einfluß hatten, verdienen auch wohl die Kreuzzüge genannt zu werden *). Durch die Kreuzfahrer, die ihren Weg durch Österreich nahmen, und da auch reichlich mit Speise und Trank versehen wurden, gewann der Handel mit dem Morgenlande einen größeren Aufschwung; der Zusammendrang einer so ungeheuren Menschenmasse trug sehr viel zu Wiens Erweiterung bei. — Auch die Gründung der Kapelle zum h. Jakob fällt in diese Periode. Leopold der Freigebige wandelte einst als Jüngling an den Ufern der damals viel beträchtlicheren Wien. Das Wasser war gewaltig angeschwollen, und er sah ein Standbild des Apostels Jakob auf den Wellen schwimmen, zog es aus den Fluthen und ließ ihm außerhalb der Stadt eine Kapelle bauen, auf dem Platze, wo nachher das Kloster der regulirten Chorfrauen bei St. Jakob auf der Hülben gestanden, und jetzt noch hinter der Römer-, späterhin Riemerstraße, das Jakober-Gebäude sich erhebet.

Wien, die Residenz der Herzoge von Österreich.

Heinrich Jasomirgott wurde mit den Ungarn in Krieg verwickelt. Geysa rückte mit einer Armee von 70,000 Mann über die Leitha. Voll Muth und Begierde rückte Heinrich gegen ihn an. Es kam zur Schlacht. Die Bissener und Szekler-Bogenschützen flohen, mit genauer Noth hielt sich das Mitteltreffen, Geysa führte den Nachtrab. Es war höchste Zeit, denn schon begann der Ausgang des Treffens zweifelhaft zu werden.

*) Siehe über die Kreuzzüge, Heft Nr. III. Seite 190 dieses Werkes.

dem vertriebenen ungarischen Könige Peter auf den Thron zu helfen. Faviana wurde in jener Zeit auch schon häufig „Wienn" genannt. So meldet eine alte Reim-Chronik:

Peter clagte tägliche
Dem Kunik Heinriche
Sinen Groffen ungemach
Ze Wienne der Kunik ein Hoff gesprach
Die Hervart sie da swuren
Ze Ungern sie da furen. —

Der Erfolg dieses Zuges war, daß Österreich bis an die Leitha erweitert wurde, von welcher Zeit dieser Fluß auch die Grenze zwischen Ungarn und Österreich blieb. — Aus jenen Zeiten leiten sich noch manche Überlieferungen: am heutigen Stock im Eisen habe der letzte Baum des Wiener-Waldes gewurzelt, und wo am Burgplatze der Thurm gestanden, mit dem Bilde des Jägers und Hirsches, sey noch eine Lieblingsaue für die Jagdlust der ältern Babenberger gewesen. Der Berghof auf dem hohen Markte hieß in derselben Zeit auch der Gejaidhof, und war ein Jagdhaus Leopolds des Heiligen, wie er auch eines am Platze des fürstlich Esterhazischen Pallastes in der Wallnerstraße *) nahe an der Stadtmauer, und ein entfernteres in der Brigittenaue erbauen ließ.

*) Die Gedächtnißtafel, welche dies daselbst verewigt, hat nachstehende Inschrift: Soli Deo gloria. Domus haec a S. Leopoldo marchione Austriae olim habitata successu temporis ad nobilem familiam Estoras devoluta per cel. Sac. Rom. Imp. principem Paulum Estoras R. Hun. Palat. comparata in hanc formam e fundamentis pro familiae decore aedificata est anno Domini MDCXCV.

Unter den verschiedenen Ereignissen, die im Laufe der Zeit auf den Wachsthum Wiens einen günstigen Einfluß hatten, verdienen auch wohl die Kreuzzüge genannt zu werden *). Durch die Kreuzfahrer, die ihren Weg durch Österreich nahmen, und da auch reichlich mit Speise und Trank versehen wurden, gewann der Handel mit dem Morgenlande einen größeren Aufschwung; der Zusammendrang einer so ungeheuren Menschenmasse trug sehr viel zu Wiens Erweiterung bei. — Auch die Gründung der Kapelle zum h. Jakob fällt in diese Periode. Leopold der Freigebige wandelte einst als Jüngling an den Ufern der damals viel beträchtlicheren Wien. Das Wasser war gewaltig angeschwollen, und er sah ein Standbild des Apostels Jakob auf den Wellen schwimmen, zog es aus den Fluthen und ließ ihm außerhalb der Stadt eine Kapelle bauen, auf dem Platze, wo nachher das Kloster der regulirten Chorfrauen bei St. Jakob auf der Hülben gestanden, und jetzt noch hinter der Römer-, späterhin Riemerstraße, das Jakober-Gebäude sich erhebet.

Wien, die Residenz der Herzoge von Österreich.

Heinrich Jasomirgott wurde mit den Ungarn in Krieg verwickelt. Geysa rückte mit einer Armee von 70,000 Mann über die Leitha. Voll Muth und Begierde rückte Heinrich gegen ihn an. Es kam zur Schlacht. Die Bissener und Szekler-Bogenschützen flohen, mit genauer Noth hielt sich das Mitteltreffen, Geysa führte den Nachtrab. Es war höchste Zeit, denn schon begann der Ausgang des Treffens zweifelhaft zu werden.

*) Siehe über die Kreuzzüge, Heft Nr. III. Seite 190 dieses Werkes.

Mit Gebrülle stürzte der Nachtrab vor, von Wolken dichten Staubes umhüllt. Den Österreichern schien dies ein Zeichen oder Vorbothe eines großen Unglückes zu seyn. Sie wendeten um, und Heinrich sah sich gezwungen, „in das nahe Städtchen Wien, das einst, von den Römern bewohnt, Favianis hieß," zurück zu ziehen (11. September 1146 *). Geysa machte weiter keinen Angriff auf Wien, das kein wehrloser, offener Ort seyn konnte, sondern mit Mauern, Gräben und Thürmen verwahrt war. Die Angelegenheiten in Deutschland machten den ungarischen Händeln ein Ende.

Der damalige Umfang Wiens, den wir eigentlich den Kern der gegenwärtigen Stadt nennen können, war folgender:

Zwischen der Naglergasse und dem Paternoster-Gäßchen stand das Peiler-, eigentlich Pfeilerthor. Von da zog sich die Mauer hinunter gegen den Freysinger- (Dompropst-, nun Trattner-) Hof, durch das Schlossergäßchen auf die Brandstatt, wo ein kleines Thor gegen St. Stephan hinausging, hinunter die heutige Bischofgasse, wo wieder eine kleine Pforte gegen die Vorstadt Wollzeil angebracht war. Von der Brandstatt, die Münzerstraße, das Rott- und Siebenbrunner-Gäßchen entlang, durch den Fischhof, Katzenhof, den Gasthof zur Dreyfaltigkeit, zwischen dem Dempflinger- und Gamminger (nun Seitenstätter-) Hof, zwischen welchen über den sogenannten Katzensteig (nun Seitenstätter-Gasse) noch vor mehreren Jahren Zinnen und Bogen eines vierten Thores sichtbar waren. — Am Salzgries floß ein starker Donau-Arm, und an dem, oberhalb der heutigen Kohlmessergasse sich erhebenden

*) Otto von Freysingen de gest. Friderici.

Hügel lief die Mauer fort gegen Maria-Stiege, wo gegen das Elend wieder ein kleines Thor schloß. Eine hohe Brücke führte über den tiefen Graben, die (wo heute das Kajetaner-Haus steht) wieder durch ein Thor geschlossen ward. Von da ging es längs dem heutigen tiefen Graben hinauf, bis an das Eckhaus gegen den Hof, zum Hasel genannt, wo abermals ein kleines Thor stand, das die Ringmauer durch die Naglergasse hinauf, bei der St. Pankraz-Kapelle (am Platze der Nunciatur) vorbei, wieder an das Peilerthor führte. Die Kirchen innerhalb der Stadtmauern waren: St. Ruprecht, St. Peter, Maria-Stiege und St. Pankraz.

1144 ließ Heinrich Jasomirgott durch den Baumeister Oktavian Wolzner (aus Krakau) außerhalb der Stadt ein neues Gotteshaus bauen, dem heil. Erzmärtyrer Stephan geweiht.

1147 wurde die Kirche, als Heinrich mit Kaiser Konrad nach Palästina zog, von Reginbert, Bischofe von Passau, eingeweiht. Eberhard — andere nennen ihn Eberhard Huber — war der erste Pfarrer bei St. Stephan.

1154 empfing die Kirche zu Maria-Stiege, welche Heinrich erneuern ließ, durch seinen Bruder Konrad, Bischof von Passau, die Einweihung. — Gleichzeitig mit St. Stephan begann auch der Bau einer neuen Burg, wo jetzt das Hofkriegsgebäude steht. Von ihr erhielt der Platz, den sie zierte, den Namen Hof. — Durch den Ruf der Gelehrsamkeit, strengen Zucht und Heiligkeit des Wandels, den die Schotten zu St. Jacob in Regensburg sich erworben hatten, aufgemuntert, berief Heinrich eine Kolonie dieses Mutterklosters und erbaute ihnen 1155 ein Kloster außerhalb der Stadt, einzig für Schotten und Irländer (Hyberner), als Hospital und als Herberge

für Pilgrime und Kreuzfahrer. In 3 Jahren war der Bau geendet.

1156, vor der Reise Heinrich's nach Regensburg, wo er auf Baiern Verzicht leistete, und dafür jene berühmte goldene Bulle erhielt, war für Österreich ein unglückliches Jahr. Der Winter war von außerordentlichem Froste und Schnee begleitet; der Sommer hingegen so heiß und dürr, daß eine allgemeine Seuche ausbrach. Gegen Ende Junius wüthete ein so heftiger Sturm, daß Bäume entwurzelt und Kirchen nebst Glockenthürmen niedergeworfen wurden; überdies war er von so dichtem Hagel begleitet, daß alle Saaten zu Grunde gingen.

1158 fertigte Heinrich den Stiftsbrief für die zu Ehren der heil. Jungfrau und zum Gedächtnisse St. Gregor's auf seinem Grund und Boden, nämlich im Umkreise „Favias, das heut zu Tage Wien genannt wird," gegründete Abtei vom St. Benedikts-Orden für die Schotten oder Hyberner. Diese Stiftung geschah mit Zustimmung seiner Gemahlinn Theodora, seiner Tochter Agnes und seiner Söhne Leopold und Heinrich, mit Bewilligung seines Bruders Konrad, Bischofes zu Passau, und des Pfarrers Heberger bey St. Stephan. In dem Briefe verleiht er dem Kloster den von Klosterneuburg eingelösten Zehend der herzoglichen Küche, einen Hof in Wirchperge (auf der heutigen Landstraße), die Gerichtsbarkeit über alle ihre Dienstleute und Leibeigenen; in der nächsten Umgebung die Asylsrechte (Freyung *), völlige Unabhängigkeit der Abtswahl, Grundherrlichkeit und Pfarrrechte vom Graben der herzoglichen Burg bis zur Kirche

*) Daher noch heute der Name des Platzes an der Schotten-Kirche „die Freyung."

St. Johann in Als (die Lazarethkirche am Alserbache) — a fossato Curiee nostrae usque ad Ecclesiam sanct. Joannis in Als — und von da bis zu dessen Einfluß in die Donau (jetzt die Vorstädte Thury, Rossau nebst der zur Alservorstadt gehörigen Währinger-Gasse); — ferner die Kapellen St. Maria am Gestade, St. Peter, St. Ruprecht, St. Pankraz innerhalb der Stadt, außerhalb Wien's aber die Kapellen St. Coloman zu Laab, St. Stephan zu Krems, heil. Kreuz in Tuln, dann die Pfarren Pulkau und Eggendorf mit allen Patronats-Rechten. Zur Entschädigung verleiht er dagegen dem Pfarrer von St. Stephan einige Besitzungen in der Vorstadt Wollgasse oder Wollzeile, welche ihren Namen von dem häufigen morgenländischen Handel mit Wolle erhielt.

1161 den 22. April bestätigte und erweiterte Heinrich in drei verschiedenen Briefen die früher ertheilten Rechte und Grundherrlichkeiten, und erwählte die Schotten-Kirche sowohl zu seiner, als auch zur Ruhestätte seiner Nachkommen und des gesammten herzoglichen Hofes.

In diese Zeit fällt auch der, in der Chronik des Hieronymus Pez erzählte Wunderstreit um das Kreuz zwischen den beiden Abteien Schotten und Melk. Letztere besaß ein Stück vom Kreuze Christi, köstlich in Gold gefaßt. Dies verblendete einen Kleriker, Namens Rupert; er stahl es, und der theure Überrest kam in das Kloster der Schotten nach Wien. Den Dieb verurtheilte man zum Strange, der Streit aber, wem die Reliquie gehöre, ward auf folgende Art entschieden: Unter Anrufung des Höchsten, daß jedem das Seinige zukomme, wurde der heilige Schatz frei in die Mitte zwischen den beiden Äbten gestellt, und welchem aus beiden er nun, ohne alles menschliche Zuthun, zu Händen käme, der

sollte ihn besitzen. Und das Kreuz fand sich wundersam in der Hand des Melker Abtes Eigner, dessen Schiffslein ihn auch zur weiteren Bekräftigung ohne Schiffer und Ruder von Wien nach Nußdorf trug. —

1177 den 13. Jänner wurde Heinrich Jasomirgott, der um Wien so hochverdiente Fürst, in seiner neugegründeten Stiftung beigesetzt.

1186 wurde die Kirche ad S. Mariam Rotundam (Dominikaner-Kloster) gebaut, und den Tempelherren gegeben; eben so ward ihnen die St. Johannes-Kirche (in der Kärntnerstraße) eingeräumt.

1187 war in Wien eine schreckliche Hungersnoth; die schlechten Lebensmittel, welche die Einwohner, um ihr Leben zu fristen, genossen, zog eine Seuche nach sich, die einen großen Theil der Einwohner hinwegraffte.

1189 kam Friedrich der I., der Rothbart, mit seinem Kreuzheere nach Wien.

1190 langten daselbst drei adelige Witwen (Kulm, Rappach, Paar) aus Kärnten an, mit dem Vorsatze, für sich und andere ein Kloster zu errichten. Leopold gab ihnen zur Erbauung desselben die St. Jakobs-Kirche auf der Hülben und den daran stoßenden Platz *).

1193 war für Österreich wieder ein Jahr des Jammers. Die meisten Städte, und Wien selbst, wurden von schrecklichen Feuersbrünsten heimgesucht. Die Flüsse traten aus, und verdarben Saaten und Herden. Eine fürchterliche Seuche brach aus, und raffte Tausende ihrer blassen Opfer hin.

---

*) Vergleiche deßhalb Seite 329 dieses Heftes.

Wien's Erweiterung und Befestigung unter Leopold dem Glorreichen.

Die häufigen Fehden, die sich in Ungarn unter den Kron-Kompetenten entspannen, und in die auch öfters Österreich mit verwickelt wurde, machten bald den Mangel der Befestigung der Vorstädte Wien's fühlbar, die dann immer der Wuth einer streifenden Horde bloß gestellt blieben. Um nun so herrliche Anstalten, die sich in den Vorstädten befanden (St. Stephan, Schotten-Kloster, St. Jakob auf der Hülben ꝛc.) zu sichern, wurden die ältesten Vorstädte durch erweiterte Ringmauern, neue große Gräben, neue Thore und Thürme nach und nach mit eingeschlossen. Die unter Leopold dem Tugendhaften angefangene und unter dem Glorreichen vollendete Erweiterung Wien's nahm folgende Richtung: Vom Dempflinger Hofe, unfern St. Ruprecht, durch das goldene Kreuz; von da die Gasse hinüber auf die alte Bürgermusterung am Hafnersteig, zu den nachmaligen Lorenzerinnen *) und dem alten städtischen Zeughause. Von dort ging die Mauer hinüber zum vormahligen Getreidekasten gemeiner Stadt Wien (Hauptmauth), an das alte Tempelhaus (Dominikaner-Gebäude), hinunter zur Wollzeil, wo sie durch ein neues Thor, Stubenthor, geschlossen ward **). Von dort hinüber zum Nonnenkloster bei St. Jakob auf der Hülben (jetzt das Tabak-Apaldo), durch das Filzgäßchen längs der Singerstraße hin auf den alten Roßmarkt (Stock im Eisen ***), wo wieder ein

*) Wo sich jetzt das bekannte, große Staatsgebäude befindet.

**) Der Name Stubenthor kommt von den Stuben oder Bädern her, die in dieser Gegend vor der Stadt waren.

***) Der neue Roßmarkt oder Schweinmarkt war auf dem

Thor stand, Kärntner-Thor *). Der neue Graben stieß mit dem alten, der jetzt noch Graben heißt, beim Trattner-Hof zusammen, und schloß demnach St. Stephan in die Stadt ein.

Die Erweiterung der Stadt zog auch die Erweiterung der herzoglichen Burg nach sich. Leopold der Glorreiche erbaute sich eine Burg an der Stelle, wo gegenwärtig der Schweizer-Hof steht, ein Viereck mit vier starken Thürmen.

1200 kamen noch mehrere Ritterorden nach Wien, als: die deutschen Ritter des Hospitals St. Maria von Jerusalem, die Ritter des heil. Johann von Jerusalem, dann die Ritter von Rhodus (Malteser-Ritter). Die Ersteren hatten ihre Kommende in der Singerstraße, wo gegenwärtig noch das deutsche Haus ist; die Johanniter aber in der Kärntnerstraße, wo sie die Johannes-Kirche und ein Spital für Fremde erbauten.

1208 wurde das heil. Geist-Spital an dem Wien-Flusse gebaut **); es stand zwischen der heutigen Karls-

---

Lobkowitz-Platze; der kleine Roßmarkt auf dem Schotten-Garten und Salzburger-Hofe, jetzt Arsenal.

*) Über den Ursprung dieser Benennung ist man nicht einig. Einige leiten sie von der Straße nach Kärnthen her, und da müßte es Kärnthner-Thor heißen; Andere hingegen glauben, es soll Körner-Thor heißen, von dem Getreidemarkte, der wahrscheinlich vor demselben gehalten wurde; noch Andere, und hierunter A. v. Bergenstamm, leiteten ihn von Carnarium (Beinhaus) ab, welches in der Nähe gestanden haben soll. Die in diesem Jahre (1830) am Thore selbst gemachte Aufschrift ist Kärntnerthor.

**) Das zweite Spital zum h. Geist (Wiener-Bürger-Spital) in der Kärntnerstraße wurde später gestiftet.

Kirche und der Pannigigasse. Diese, zum Heile und Wohle der Menschheit gegründete Behausung wurde 1529 von den Türken der Erde gleich gemacht.

1210 fiel im Winter ein ungeheurer Schnee, und im Sommer wuchs das Wasser so schnell, daß viele Menschen ertranken.

In das Jahr 1212 fällt die Fabel von dem Basilisken, der in einem Hause in der heutigen Schönlaterngasse gefunden worden seyn soll *).

1221 gründete Leopold der Glorreiche nächst der Burg eine Kirche zu Ehren unserer lieben Frau und des Erzengels Michael, setzte da einen Pfarrer ein, dem er alle pfarrherrlichen Rechte über alle seine Diener und

*) Die alte Fabel von diesem Thiere ist bekannt. Man meinte, es entstehe aus dem Ey eines Hahnes, und könne durch den bloßen Blick Menschen und Thiere tödten. Dies Ungethüm kam zum Vorschein in dem Hause zum »rothen Kreuz," der »schönen Laterne" gegenüber, nächst dem Thore des Heiligenkreuzer-Hofes. Der Basilisk ist noch, wiewohl sehr verwittert, an diesem Hause in Stein zu sehen; die Inschrift, welche schon länger als ein Jahrhundert verschwunden ist, bewahrte Fuhrmann in seinem bekannten Werke über Wien. Sie lautet:

Anno Domini M. C. C. XII. ward erweldt Kaiser Fredrich der II. Unter seinem Regiment ist von einem Hann entsprungen ein Basilisc, welcher obstehender Figur gleich; und ist der Brunn voll angeschüttet worden mit Erden, darinnen solligs Thier gefunden worden ist: ohne Zweiffel, weil ob seiner gifftigen Eigenschaft viel Menschen gestorben und verdorben seynd. Renovirt A. 1577 durch den Hauß-Herrn Hannß Spannring, Buchhandler.

sein Hofgesinde, die in der neuen Burg wohnen, und über Bürger und Dienstleute, die umher gebaut haben oder ferner bauen, gab — „daz denselb Pfarrer gehör ze Pfarr all unser Dienner und all unser gesünd die in unser burg wonnen, und alle die burger und all die dienstleut die umher baut han, und Virist baun." — Die Burg und die Michaeler-Kirche bis zu den Schotten stand also dazumal noch außerhalb der Stadtmauern.

1224 berief Leopold die Minoriten nach Wien und baute ihnen ein Kloster in der Vorstadt (in suburbio) zwischen den Schotten und der neuen Burg, Minoriten-Platz. Weil diese Geistlichen meistens Italiener waren, nannte man ihre Kirche auch „italienische Kirche."

1225 diente Wien abermals einem ungarischen Prinzen zum Zufluchtsorte. König Andreas verlangte von seinem Sohne Bela, daß er sich von seiner Gemahlinn Marie trennen sollte; da aber Bela lieber den Thron, als seine Gattinn, verlassen wollte, flüchtete er sich nach Wien, und der Herzog suchte ihn mit seinem Vater wieder zu versöhnen. Bei dieser Gelegenheit kamen mit der Gesandtschaft öfters Dominikaner nach Österreich. Damals waren sie schon in Ungarn aufgenommen.

1226 ließ Leopold einige derselben nach Wien kommen, und übergab ihnen die Kirche und die Wohnung der Tempelherren. Welchen Sitz diese genommen haben, ist ungewiß; vor dem Jahre 1311 wurden sie wenigstens nicht aufgehoben.

1228 kamen die Münzmeister aus Flandern nach Wien.

Leopold's des Glorreichen fernere Verdienste um Wien.

Nebst dem, daß Leopold den Umfang seiner Residenz und ihre äußere Gestalt zu heben suchte, war er auch unablässig darauf bedacht, das Glück und die Wohlfahrt

seiner Bürger auf eine dauernde Weise zu gründen. Er beschützte und begünstigte auch Künste und Wissenschaften: es lebten die vorzüglichsten Sänger jener Zeit an seinem Hofe, und Wien war oft der Vereinigungsort des Frohsinnes und der Freude.

Vor Allem ertheilte er den Wienern 1198 das Stadtrecht; es ist eines der ältesten in Deutschland. — Im Eingange schon zeigt sich der erhabene väterliche Sinn, der diesen Fürsten vor andern auszeichnet. „Es würdt der Fürsten Ehr vnd Rhumb durch Fried vnd Ruhe der Vnterthanen sehr außgebreitet, vnd Glantzet viel heller herfür, Wann der Name der Mildigkeit, und der getrewen fleißigen Beschirmung sich auff die Nachkommen erstrecket."

Er bestimmt darin „hundert getreue Männer aus allen gassen," und jeder Kauf, Verkauf, Verpfändung und Schenkung, welche über drei Talente betragen, mußten in Gegenwart von zwo oder mehreren dieser Hundert abgeschlossen werden.

Wenn von zwei Zeugen einer mit Tod abginge, so galt das Zeugniß eines dieser Hundert und eines anderen glaubwürdigen Mannes. Wollte sich aber Einer vor Gericht des Zeugnisses weigern, so konnte ihn der Richter dazu zwingen; im Falle halsstarriger Weigerung stand schwere Verantwortlichkeit und Schadenersatz.

Keine Witwe kann Güter, die den unmündigen Kindern als Erbtheil zugefallen, einem anderen Manne verheirathen; wie sich auch das Gericht in keine Verlassenschaft einmischen durfte, sondern Haus und Gut blieben in der Gewalt der Witwe und der Kinder. Jene konnte heirathen, wen sie wollte; nur im Falle, als sie einem Leibeigenen die Hand gab, war ihre Person und Habe

des Herzogs Gnade und Willen verfallen. — Schön und mild war die Abweichung von der damaligen rauhen Sitte, daß Fremdlinge, woher sie kamen, auf unserer Erde sterbend, über ihr Gut wie immer frei verfügen könnten. Jede Verheimlichung und jeder Unterschleif des Wirthes wurde als Diebstahl betrachtet. Verfügte aber der Sterbende nichts, so blieb sein Gut Jahr und Tag in der Bürgerschaft Obhut. Kommt binnen solcher Frist ein berechtigter Erbe oder Genosse, so soll ihm der Nachlaß zufallen ohne irgend eine Bedingniß. Erscheint aber Niemand, so gehören zwei Drittel der Kammer, ein Drittel frommen Orten als Seelengeräthe.

Bürger und Fremdlinge sollen nicht wider einander zeugen, und wenn beide einen Handel abschließen, so habe kein Richter etwas dagegen zu sagen; außer es tritt Einer von ihnen als Kläger auf.

Keinem Kaufmanne von Passau, Regensburg, Schwaben — darunter verstand man Hagenauer, Köllner, Aachner, Mastrichter — oder aus anderen Ländern, ist es erlaubt, mit seinem Kaufschatze nach Ungarn zu fahren. Im Übertretungsfalle war zwei Mark Goldes Strafe. — Kein fremder Kaufmann durfte länger als zwei Monate mit seinem Kaufschatze in Wien bleiben, noch ihn einem andern, als einem Bürger Wien's verkaufen. Der Ankauf des Goldes und Silbers war nicht erlaubt; verkauft durfte es nur der herzoglichen Kammer werden.

Kein Ausländer durfte in die Stadt oder in derselben mit gespanntem Bogen gehen; auch gegen die Bürger war dieser Befehl erlassen. Wer dagegen handelt, zahlt 72 Groschen dem Stadtrichter. — Wenn in dem Hause eines Bürgers Feuer auskam, so, daß die Flammen über das Dach hinausschlugen, zahlte er Ein Talent

Strafe; brannte das ganze Haus ab, so war es genug an seinem Schaden.

Für falsches Maß und Gewicht wurden fünf Talente Strafe gezahlt. Von jedem bedeutenden Geschäfte soll der Stadtrichter Ein Talent haben; der Richter und der Schranen- oder Gerichtschreiber 30 Groschen von der Partei, und 15 vom Talent, das dem Richter zufällt.

Endlich bestimmte er 24 der vornehmsten und angesehensten Bürger, die bei Kauf und Verkauf auf Ordnung und auf alles das sehen sollten, was der Stadt zur Ehre und zum Nutzen gereiche. Selbst der Stadtrichter, dessen Rang und Würde bis in die neueren Zeiten über jener des Bürgermeisters stand, konnte sie in ihren Verrichtungen nicht beirren. Verletzungen gegen ihre Anordnungen wurden strenge gestraft. — Sittenverletzungen wurden vor den Richterstuhl geistlicher Richter gezogen. Auf diese Art war durch den Ausschuß der 24 über alle ökonomischen Gegenstände des Gemeinwesens und über alle Polizei- und Handelssachen, dann durch den Ausschuß der 100 getreuen Männer aus allen Gassen, der Grund zu dem heutigen inneren und äußeren Rathe gelegt. Ferner wurde Wien zu einer Stapelstadt erhoben, und damit der Reichthum der Einwohner desto schneller aufblühe, streckte ihnen Leopold der Glorreiche 30,000 Mark Gold und Silber vor, wovon ein jeder so viel erhielt, als er zum Beginne eines Geschäftes nothwendig hatte. Um das Münzwesen, welches noch auf einer sehr geringen Stufe der Vollkommenheit stand, zu heben, ließ Leopold Münzmeister aus Flandern kommen, und ertheilte ihnen das Bürgerrecht. Sie standen unter dem Münzgrafen; zugleich konnten sie auch den Geldwechsel betreiben. Die Münzstätte wurde von Krems nach Wien übertragen,

und da sich Leopold eine neue Burg baute, räumte er derselben den alten Herzogshof ein. Um seinen Einrichtungen das Siegel der Vollendung aufzudrücken, wollte er auch in Wien ein Bisthum errichten; er trat mit Innocenz in Unterhandlungen, der geneigt dazu war. Der neue Bischof sollte seinen Sitz im Schotten-Kloster haben; allein der Bischof von Passau setzte sich diesem Plane entgegen, und erst nach zwei Jahrhunderten ging Leopold's Wunsch in Erfüllung!

Als einen Beweis einer wahren väterlichen Liebe, einer innigen kindlichen Anhänglichkeit, wollen wir ein Bild einer wahrhaft patriarchischen Szene aus dem Leben des Herzogs vor die Seele rufen. Einst wollte er mit seinen Wienern den Weihnachtsabend, diesen allen Christen heiligen Abend, feiern. Er ritt durch die festlich erleuchteten Straßen, und sah mit Wonne die stille Freude, das rege Leben der Stadt. Doch bald war die Kunde davon allenthalben verbreitet. Kinder und Greise, Mädchen und Mütter drängten sich wie Eine Familie um den Herrn, und bestrebten sich, ihm Hände oder Füße, Bügel oder Schwert, Mantel oder Pferdedecke zu küssen. Schnell fanden sich die Gilden und Zünfte zusammen. Vor ihm gingen die Münzer oder Hausgenossen her, mit Kleidern von Goldstoff, mit Bechern und Ringen von Silber und Gold, als Angebinde zum h. Christ. Die Kaufleute gaben ihm köstliches Gewand von allen Farben, was der Abend und was das Morgenland vermochten; die reichen Wildwerker Hermelin und anderes köstliches Pelzwerk; die Krämer Seidenzeug und seltenes Gewürz; die Fleischhacker führten mehr denn dreißig herrliche Rinder mit Bändern geschmückt an Seilen daher; die Becken trugen Kipfel und Flecken.

So war nur Eine Stimme des Jubels und der Liebe; laut begrüßte man ihn als den Vater des Vaterlandes, als den Vater der Stadt.

Eine gleiche Szene sahen auch wir in der neuesten Zeit, als sich die Sorge um des geliebten Vaters theures Haupt in Freude und Wonne auflöste, und Er, von seinen liebenden Kindern begrüßt, das erste Mal sich wieder unter ihnen zeigte. — Gleiche Handlungen erzeugen auch gleiche Gefühle. —

Mit Leopold's des Glorreichen Tode begann eine kriegerische Zeit, welche die Früchte des Wohlstandes verzehrte, und den Samen der Zwietracht zwischen Fürsten und Volk streute. Friedrich der Streitbare schenkte den Wienern kein Vertrauen, sie ihm keine Liebe. Diese Spannung zu vermehren, scheint der Kuenringer eifrigste Sorge gewesen zu seyn. Sie machten den Wienern bange, daß er ihre Privilegien nicht bestätigen, das Darlehen mit schweren Zinsen zurückfordern und überhaupt der Städte Stolz demüthigen werde. So war es möglich, daß die Bürger Wiens den Kuenringern kein Hinderniß in den Weg legten, als sie 1231 den herzoglichen Schatz auf Wägen aus der Burg am hellen Mittage auf ihre Schlösser führten, um dem Herzoge alle Mittel zu rauben, durch die er ihrem verrätherischen Beginnen hätte Schranken setzen können. Dessen ungeachtet gelang es ihm doch, sie zu besiegen, und zum schuldigen Gehorsam zu bringen.

1232 zu Lichtmessen feierte Friedrich nach solcher Waffenthat seine Wehrhaftmachung bei den Schotten. Gebhard, Bischof von Passau, las die Messe und umgürtete dann dem Herzoge das geweihte Schwert. Um diese Feierlichkeit noch mehr zu erhöhen, berief Friedrich

200 Jünglinge der Landesedlen nach Wien, ihnen die Ritterwürde zu ertheilen. Sie waren alle gleichfarbig, so wie der Herzog, gekleidet, in Scharlach, die weiße Schärpe um die Mitte, den Hermelin-Mantel um die Schultern und weiße Federn auf dem Barrete von Scharlach. Bei dieser Gelegenheit wurde zugleich auch das neue österreichische Wappen angenommen: das rothe Feld mit weißem Querbalken, welches an die Stelle des einfachen schwarzen Adlers, den man vorher führte, trat. Die Veranlassung zur Veränderung des Wappens hat ohne Zweifel die Beraubung des Schatzes und der Siegel durch die Kuenringer gegeben. Einige glauben, daß schon Leopold der VI. das Wappen verändert habe, zum Andenken der Heldenthat bei der Bestürmung von Ptolomais, wo sein ganzer weißer Waffenrock bis auf die Stelle, welche die Feldbinde deckte, vom Blute triefte. Allein dieses läßt sich nicht historisch erweisen; denn Ptolomais wurde nicht durch Sturm eingenommen, sondern ging durch Capitulation über; ferner findet man dies neue Wappen weder bei Leopold dem VI., noch bei seinen Nachfolgern bis auf Friedrich den II. —

Nach der kirchlichen Feier zogen die neuen Ritter außer die Stadt, und hielten ein Turnier. Der Ort, wo dies geschah, hat noch heut zu Tage den Namen Penzing, von dem altdeutschen „penzen," so viel als mühen, daher aus „penzt euch" — in der Landesmundart „penzt eng" — der heutige Ausdruck Penzing entstanden ist *).

*) So hat auch, wie die Sage geht, von dem warnenden Zurufen eines Marien-Bildes an die von den Türken gefangenen Einwohner: „Hüthet euch!" — hüts eng! — das nahe liegende Hietzing seinen Namen erhalten.

Die Empörung der Kuenringer war für Friedrich den Streitbaren gleichsam nur ein Vorspiel zum großen Kampfe, den er in der Folge zu bestehen hatte. Als er sich durch das Abenteuer, in das er sich mit den Ungarn einließ, mit seinen Ständen entzweit hatte, und diese den Kaiser um einen andern Landesfürsten baten, wurde er mehrere Male auf den Reichstag geladen, und endlich, da er nie erschien, 1236 feierlich in die Reichsacht erklärt. Der Kaiser, den ein Zug gegen die lombardischen Städte hinderte, Friedrichs Länder in Besitz zu nehmen, übertrug die Vollziehung den Böhmen und Baiern. Jene besetzten die Gegend am linken Donau-Ufer vom Nordwalde bis an die March; diese breiteten sich ob der Ens aus, vermochten aber nicht, Linz zu überwältigen; der Herzog von Kärnthen überfiel Steyermark.

Friedrich hatte sich Mödling, Neustadt und Stahremberg zu Waffenplätzen erkoren. Nach Neustadt, wo er seine Getreuen versammelt hatte, kam eine Deputation von Wien, die ihn zum Scheine fragte, wie sie sich bei einer allfälligen Aufforderung benehmen sollten? Er rieth ihnen, sich zu ergeben, und so wurden (1236) den Böhmen und Baiern die Thore geöffnet. Nun rüstete man sich, die Neustadt zu belagern; allein Friedrich erschien auf einmal durch einen kühnen und höchst unerwarteten Marsch vor Linz, und entsetzte diese Stadt. Kaiser Friedrich sah kein anderes Mittel, diesen Streitigkeiten ein Ende zu machen, als selbst nach Österreich zu ziehen. Anfangs Jänner 1237 kam er in Wien an, erhob die Stadt zu einer freien Reichsstadt, verordnete Eckberten von Andechs, Bischof zu Bamberg, als Statthalter zu Wien und Reichsverweser in Öster-

reich und Steyermark, und gab ihm die Burggrafen von Nürnberg, die Grafen von Eberſtein und Henneberg zur Seite. Es ſchien, daß Öſterreich für den letzten Babenberger für immer verloren war!

Die goldene Bulle, in welcher Wien zu einer Reichsſtadt erhoben wurde, enthielt folgende Hauptpuncte:

1. Sollte jährlich ein Stadtrichter zu Wien unmittelbar von dem Kaiſer, und, wenn es Noth thut, mit Zuziehung der Bürger beſtimmt werden.
2. Sollten die Bürger zu keinem Frohndienſte angehalten werden, als der mit hellem Tageslichte beginnt, und mit Sonnenuntergang wieder endet.
3. Sollten die Juden von allen öffentlichen Ämtern ausgeſchloſſen ſeyn.
4. In allen bürgerlichen und peinlichen Rechtsfällen ſollen die Bürger nur von den Bürgern gerichtet werden, nach dem Rechte und den Gewohnheiten der Stadt. Wird ein Bürger zu einem Zweikampfe aufgefordert, und er kann 7 ehrbare Zeugen dafür bringen, ſo ſoll er davon freigeſprochen werden.
5. Zur Bildung des Volkes und zum Unterrichte der Jugend wird eine eigene Einrichtung in den Schulen getroffen. Der von dem Kaiſer beſtimmte Meiſter der Schulen ſollte das Recht haben, mit Zuziehung einſichtsvoller Bürger Doktoren oder Lehrer in den Fakultäten zu erwählen, und zu ernennen.
6. Wegen Zunahme der Bevölkerung und des Wohlſtandes ſollten jene Fremden, die in dieſer kaiſerlichen freien Reichsſtadt Ein Jahr lang bürgerliche Verrichtung treiben, als Einwohner oder Bürger angeſehen werden.

7. Sollten die Wiener Bürger das Recht haben, ihr Gut, das durch Schiffbruch oder Wassergüsse verloren gegangen war, von dem, in dessen Hände es kam, zurück zu fordern.

In Bezug auf die, in dem fünften Punkte gemachte Anordnung über die Schulen ist zu erinnern, daß hier keinesweges von deutschen Schulen die Rede seyn kann, deren es dazumal in Wien schon mehrere gab, worunter die bei St. Stephan die vorzüglichste war: diese neue Einrichtung traf vorzüglich die öffentlichen lateinischen niederen und höheren Schulen; Friedrich ist demnach als der Gründer der hohen Schule in Wien zu betrachten, mit der jedoch noch keinesweges der Begriff einer Universität zu verbinden ist, die erst aus den hohen Schulen hervorging.

So lange der Kaiser in Wien war, verhielt sich Friedrich ruhig in Neustadt; mit seiner Abreise nach Apulien schien dem Herzoge das Glück, das ihn so lange geflohen hatte, wieder zu lächeln. —

Wien wird von Friedrich dem Streitbaren belagert und unterwirft sich.

Eckbert, Bischof von Bamberg, der durch seine ruhige Besonnenheit für den Herzog immer ein gefährlicher Gegner blieb, starb bald nach der Abreise des Kaisers. Ihm folgte Bernhard, Burggraf von Nürnberg, der die Neustadt einzuschließen, und den Krieg durch einen Hauptstreich zu enden gedachte. Er brach mit einem 10,000 Mann starken Heere von Wien auf, um sich auf dem Neustädter Steinfelde mit den Bischöfen von Passau und Freysingen, dem Patriarchen von Agley (Aquileja?) und andern zu vereinen. Der Haufe hielt keine Ordnung, Friedrich machte einen unerwarteten Ausfall, erfocht einen

vollständigen Sieg, und bekam, nebst einem großen Theile des Adels, auch die beiden Bischöfe gefangen, denen er jedoch auf der Stelle die Freiheit gab.

Diese That hatte für Friedrich die glücklichsten Folgen. Die Einen staunten über seine Tapferkeit, die Andern bewunderten seinen Edelmuth, und die Bischöfe verwendeten sich mit allem Eifer bei dem Kaiser, daß er den Herzog wieder in seine Würde einsetze. Der gefährlichste Feind des Herzogs war jedoch noch der König von Böhmen, den er dadurch zu beschwichtigen suchte, indem er ihm das Land jenseits der Donau versprach. Auch in Steyermark wurde die Ruhe bald wieder hergestellt, nur Wien schien, auf das äußerste gefaßt, in seinem Widerstande beharren zu wollen. Die Stadt wurde eingeschlossen, und durch zwei Jahre und sechs Monate belagert. Die schrecklichste Hungersnoth wüthete; der Metzen Korn kostete 7 Talente *). Alle Pferde waren bereits aufgezehrt, Hunde und Katzen eine willkommene Nahrung, zu den ekelhaftesten Speisen nahm man seine Zuflucht. Endlich öffnete die Noth die Thore; und der Herzog ritt ein, nicht zur Strafe, nicht zur Rache, sondern zur Verzeihung. Dieses edle Benehmen wirkte mächtig auf die Herzen der Bewohner, und von so großer Noth gedemüthigt, von solchem Edelmuthe erhoben, mochten sie gern und willig die Vernichtung des Freiheitsbriefes, und die Umwandlung Wiens aus einer freien Reichsstadt in die vorige herzogliche Residenz verschmerzen. Bevor noch ein Jahr verging, kehrte Alles zur Treue und Ordnung zu-

*) So viel als 7 Pfund Pfennige, nach heutigem Werthe 7 Gulden Conv. Münze; ein für jene Zeiten ungeheurer Preis.

rück, und auch die Versöhnung mit dem Kaiser kam zu Stande. Friedrich war nämlich im Begriffe, den Krieg mit den lombardischen Städten zu erneuern, deßwegen wurde vom Papste der Kirchenbann über ihn verhängt. Der Herzog wankte, Trotz allen Zumuthungen des Papstes, nicht in der Treue gegen seinen Kaiser, was diesen so ergriff, daß er einen Abgeordneten nach Österreich schickte, die Achtserklärung aufhob, und Friedrich wieder in den Besitz seiner Länder einsetzen ließ. —

Wien neuerdings eine Reichsstadt.

Nach dem Tode Friedrich's des Streitbaren umzog Wien ein düsteres Gewölke, und, wie vom Sturme getrieben, wälzten sich Parteien gegen Parteien; nur die Macht entschied, wer aus dem Kampfe als Sieger treten sollte. Kaiser Friedrich betrachtete die österreichischen Länder, was sie auch wirklich waren, als dem Reiche heimgefallene Lehen, schickte einen Reichsverweser, den Grafen Otto von Eberstein, nach Wien, und erhob

1247, im April, die Stadt neuerdings zu einer Reichsstadt. — Eberstein verwaltete sein Amt durch 3 Jahre unter den mißlichsten Umständen mit Einsicht und Kraft. Dies erregte beim Papste die Furcht, der Kaiser werde sich im Besitze der Länder behaupten; er wiegelte die Nachbarfürsten auf, und legte sogar das Interdikt auf Österreich. Die Schotten zu Wien hielten dennoch öffentlichen Gottesdienst, weßwegen ihnen das Recht freier Wahl ihres Abtes genommen wurde, was sie jedoch nach drei Jahren wieder erhielten.

1249 gab Margareth einen Theil des Gutes zu Erdberg dem deutschen Hause und dessen Kommenthur, Conrad von Osterna.

1251 hielt Ottokar seinen feierlichen Einzug in Wien.

1252, 54 und 55 waren für Wien und Österreich unglückliche Jahre. Entweder war eine übermäßige Kälte oder eine Alles versengende Hitze dem Gedeihen der Pflanzen hinderlich, und schon schien die Stadt einer schrecklichen Hungersnoth preis gegeben, als das Jahr

1256 einen solchen Überfluß brachte, daß Jammer und Noth vergessen war.

1257 wurde durch die Menschenfreundlichkeit einiger Bürger diesseits des Wienflusses in der Gegend der (nunmehr verschwundenen) steinernen Säule außer dem Kärntnerthore das eigentliche Bürgerspital gebaut. (Das heil. Geist-Spital lag jenseits der Wien *). Mit dem Edelmuthe der Bürger wetteiferte Gerard, der von Ottokar eingesetzte Pfarrer zu St. Stephan, sorgte durch Bäder (meistens Schwitzbäder) den durch den Handel mit dem Morgenlande entstandenen Krankheiten vorzubeugen; erbaute das Siechhaus „zum Klagbaum **)" auf der Wieden (daher der Name Klagbaumgasse), und stiftete dabei eine Kapelle: zu dem gueten sand Job." — Um dieselbe Zeit wurde auch das Prämonstratenser-Nonnenkloster zur Himmelspforte in der Dreibothenstraße gestiftet.

1258 brach den 5. August um Mitternacht in Wien eine Feuersbrunst aus, und verzehrte die Stephans-Kirche mit ihren Glocken, das deutsche Haus, das St. Johannes-Spital in der Kärntnerstraße und die Hälfte des Dominikaner-Klosters. Vier Jahre darnach zerstörte eine zweite Brunst Alles, was theils durch Ottokars Freigebigkeit, theils durch die Betriebsamkeit der Bürger hergestellt wurde.

*) Vergleiche Seite 336 dieses Heftes.

**) Welches Kaiser Joseph der II. aufhob.

Ottokar's Regierung brachte für die österreichischen Länder Glück und Segen. Er gab einen, an die segenreiche Regierung Leopold's des Glorreichen erinnernden Landfrieden und sorgte für die Verbesserung der Gerichtspflege. Er theilte Österreich in vier Viertel, jedes unter einem wehrhaften Hauptmanne, und saß zu Wien, Tuln und Neuburg selbst zu Gericht. Das Schotten-Kloster befreite er von allem Wein- und Getreidezolle, und gab ihm mehrere neue Rechte und Freiheiten. Unter seinem Schutze kam noch der Frauenverein der Cistercienserinnen bey St. Niklas in der Singerstraße zu Stande.

1261 zeigten sich in Österreich auch die Geißler oder Flagellanten. Große und Geringe, Reiche und Arme, Alte und Junge, verhüllten ihr Haupt, um nicht erkannt zu werden, entblößten sich bis zum Gürtel, und zogen, in großen Haufen zu zwei und zwei, unter Vortragung der Fahnen, in den Händen brennende Kerzen und Geißeln, durch die Lande, und kasteieten sich grausam. Niemand, der nicht wenigstens Einen Monath in dieser Gesellschaft zugebracht hatte, konnte nach ihrer Meinung zu den ewigen Freuden gelangen.

1267 wurde von dem päpstlichen Cardinal-Legaten und Cistercienser-Abte Guido eine Provinzial-Kirchenversammlung in der Stephans-Kirche gehalten, bey der es vorzüglich darum zu thun war, die sowohl bei dem weltlichen als geistlichen Stande gesunkene Sittlichkeit zu heben, und die Anmaßungen der Juden zu beschränken, welche sich viele Bedrückungen erlaubten, auf den Schutz der Fürsten sich stützend, denen sie in Geldnoth oft zu Hilfe kommen mußten. Unter andern wurde verordnet, daß jeder Jude einen Hut mit Hörnern (pileum cornutum) als Unterscheidungszeichen tragen sollte.

1275 entstand im März ein fürchterliches Gewitter; durch unaufhörliche Regengüsse angeschwellt, trat die Donau über ihre Ufer, und mehrere Dörfer versanken.

1276 den 28. März entstand Feuer in der Singerstraße *); den 16. April auf dem Kienmarkt und hohen Markt, welches den größten Theil der Stadt verwüstete. Den 30. April brach vor dem Schotten-Thore außerhalb des Stadtgrabens in einem Ziegelofen Feuer aus; der Wind trieb die Gluthen in die Stadt; das Schotten-Kloster fing zuerst Feuer, und der größte Theil der Stadt, die meisten Klöster und Gotteshäuser wurden ein Raub desselben. Ottokar, welchem bei dem ausbrechenden Kriege mit Rudolph von Habsburg Alles an der Erhaltung der Stadt gelegen seyn mußte, gab, um den Schaden zu ersetzen, den Bürgern die Wälder zum neuen Baue preis, legte selbst den Grundstein zur Minoriten-Kirche, erließ auf 5 Jahre alle Abgaben, gab der Stadt 6 Monate hinter einander vollkommen freien Markt, erklärte Handel und Wandel völlig frei, und zog daher eine ungeheure Menschenmasse in die hoch begünstigte Stadt. Sein vorzüglichstes Werkzeug zu diesen edlen Thaten war Bruno, Bischof von Olmütz, des Königs treuester Freund, der bis an das Ende seiner Tage und seines Glückes treu bei ihm ausharrte **).

*) Hat ihren Namen von den daselbst wohnenden Sängern der Stephans-Kirche, daher die lateinische Übersetzung: platea cantorum.

**) Er war der Sohn eines Grafen von Holstein und Schaumburg. Als sein Vater von da durch Waldemar vertrieben wurde, ward Bruno Propst zu Magdeburg. Bei seinem Aufenthalte in Rom wurde er von den Olmützer Domherren, welche daselbst anwesend waren, um

1274 wurde durch Ottokar der Umfang der Stadt erweitert. Um die Burg und Michaels-Kirche, welche von Leopold dem Glorreichen erbaut wurden, wie auch um die Minoriten- und Schotten-Kirche entstanden immer mehr neue Häuser. Ottokar beschloß diese Gegend nicht nur mit in die Stadt zu ziehen und zu befestigen, sondern auch zu verschönern. Zwischen dem Pfeilerthore und der Burg ward eine gerade Straße, der Kohlmarkt, errichtet, und alle Häuser, die daselbst im Wege standen, wurden weggerissen.

1275 ward der Donau-Arm über den Salzgries hinaus gedrängt, und der Platz mit Gebäuden besetzt; auch bei dem Biberthore wurde die Stadt bedeutend vergrößert. In der Singerstraße ward in diesem Jahre das Kloster und die Kirche St. Nikolaus errichtet und den Klosterfrauen des Cistercienser-Ordens übergeben.

Indessen brach der Krieg zwischen dem Kaiser und dem Könige wirklich aus.

1276, den 18. October, fing Rudolph die Belagerung Wien's an, welches der Statthalter, Bruno von Olmütz, und der Bürgermeister Paltram vertheidigten. Die Belagerung dauerte gegen fünf Wochen, bis am 21. November 1276 im Lager vor Wien der Friede geschlossen wurde, in welchem der Kaiser der Stadt Wien, ihren Bürgern und Angehörigen seine Gnade sichert, die alten Rechte und Freiheiten bestätigt, die gegen sie ergangenen Beschlüsse vernichtet, und den Bürgermeister Paltram, so wie den Meister Mons, Pfarrer bei St. Stephan, mit ihren Angehörigen und Verwandten, in seine Huld aufnimmt.

---

gegen den vom Könige aufgedrungenen Konrad zu protestiren, zum Bischofe gewählt.

Um sich der Treue der Wiener zu versichern, gab Rudolph der Stadt

1277, den 20. und 24. Juni, zwei merkwürdige Briefe. Der erste bestätigt die alten Stadtrechte, und erhebt Wien zum dritten Male zu einer Reichsstadt; der zweite erneuert Friedrich's des II. goldene Bulle vom Jahre 1237.

Doch bald brach der Krieg vom neuen aus, Ottokar wurde besiegt, und

1278 feierte Rudolph in der St. Stephans-Kirche die Danksagung wegen des erfochtenen Sieges. Ottokar Hornek, welcher um diese Zeit lebte, sagt in seiner Chronik:

Do des Gott het geholffen
Vom Rom dem Kunig Ruedolfen,
Gegen Wyenn chom er gevarn
Was da geistlicher Orden warn
Und auch die weltliche Pfafhayt,
Dye wurden dazu berayt,
Das sy ym entgegen gyengen
Mit Gesang, und yn empfiengen.
Do er so empfangen wart
Kunig Rudolff an der vart
Dero groß menig volgt dan
In das Mynster, daz Sant Stephan
Ist geweicht ze ern . . .
Do dankt er unsern Herrn.

Schulen, Unterrichts-, Erziehungs- und Bildungsanstalten in Wien.

Wissenschaften sind das Silber gemeiner Leute, das Gold des Adels, und das Kleinod des Fürsten.

Äneas Sylvius.

Einleitung.

Wir haben bereits in der Abhandlung über die Lehranstalten im westlichen Europa im 7. Jahrhunderte *) von dem damaligen Zustande der Schulen gesprochen, und gesehen, daß der Unterricht in den sogenannten Kloster-, Stifts- und Domschulen sich blos auf den geistlichen Stand erstreckte. Erst mit Karl dem Großen (789) wurde das erste Augenmerk auf Verbesserung des Schulwesens und auf National-Bildung gewendet. Nicht nur jeder Bischofssitz und jedes Kloster, sondern auch jeder Pfarrer, in der Stadt und auf dem Lande, sollte eine eigene Schule haben; allein unter den Regierungs-Streitigkeiten seiner Enkel verfiel die begonnene Schul-Organisazion ganz, und Deutschland sank in eine größere Barbarei zurück, als jene war, aus der es Karl gerissen hatte. Indessen wurden durch die Rabinen-Schulen der Juden, sowohl in Asien, Afrika, als auch in Europa, Überreste der wissenschaftlichen Kultur des Alterthums fortgepflanzt, und selbst die Araber, welche die ersten hundert Jahre, als sie auf dem Schauplatze der Welt auftraten, mit Feuer und Schwert gegen Künste

*) Siehe I. Heft Seite 49.

und gelehrte Anstalten wütheten *), wurden um die Mitte des 9. Jahrhunderts ein gelehrtes Volk, und theilten ihre Kenntnisse, zumal in medicinischen und mathematischen Wissenschaften, von Spanien aus, dem südlichen Europa mit.

In Italien, wo durch König Lothar die Schulen in den Städten zuerst hergestellt wurden, lehrten bald arabische Ärzte, und die naturhistorischen und mathematischen Werke der Sarazenen wurden von christlichen Gelehrten gesucht. Dies bewirkte nun in dem Schulwesen eine gänzliche Veränderung. Man nahm bei dem Vortrage der Wissenschaften auch auf den weltlichen

*) Das Schicksal der Bibliothek zu Alexandrien lieferte den traurigen Beweis. Als der arabische Feldherr, welcher Egypten eroberte, sich bei dem Kalifen Omar anfragte, ob er die Bibliothek, welche der Ptolomäer Wißbegierde und Prachtliebe gesammelt hatte, einem griechischen Philosophen schenken dürfe, hat er von ihm folgende Antwort erhalten, welche die Unwissenheit des Schwärmers zeigt: „Sind die Bücher mit Gottes Wort, d. i. mit dem Koran, übereinstimmend, so sind sie unnütz und durchaus nicht aufzubewahren; widersprechen sie demselben, so sind sie verderblich, und müssen vertilgt werden." Das Urtheil wurde mit blindem Gehorsam vollzogen. Man heizte mit Büchern die Bäder der Stadt, und zwar 4000 Bäder durch 6 Monate! was jedoch auf gut arabisch übertrieben ist. Die Bibliothek bestand zwar sonst aus 700,000 Bänden, allein sie war nicht mehr ganz, als sie verbrannt wurde; denn ein großer Theil, welcher in dem Tempel des Serapion stand, hatte schon früher das Schicksal, durch Feuer aufzugehen, und auch der Theil im königlichen Pallaste war nicht mehr vollständig.

Stand Rücksicht, und Arzneikunde und Rechtsgelehrsamkeit wurden in den Unfang des Unterrichts aufgenommen. Dadurch bildeten sich die sogenannten hohen Schulen, aus denen in der Folge Universitäten geworden sind. Auf diesen wurden nicht, wie auf den heutigen Universitäten, die vier Hauptwissenschaften gelehrt, die Lehrer dieser Wissenschaften in eben so viele Fakultäten getheilt, und in einen großen akademischen Körper vereinigt, — dies geschah viel später, — sondern berühmte Männer, welche in einer oder der anderen Wissenschaft ausgezeichnete Kenntnisse besaßen, fingen an, darin an einem Orte Unterricht zu geben, und zwar ohne höheren Auftrag oder Befehl. Es entstanden also zuerst berühmte Schulen in einzelnen Wissenschaften. So war zu Salerno die erste Schule in der Arzneikunde; zu Bologna in der Rechtsgelehrsamkeit. Der Gründer der letzteren war ein Deutscher, Namens Irnerius (Werner), der das römische Recht mit solchem Beyfalle lehrte, daß die Anzahl der Studierenden bis auf 10,000 wuchs. Zu Paris lehrte Abälard die Theologie. Mit der Zeit wurden auch die übrigen drei Hauptwissenschaften zu lehren angefangen, wovon jede eine besondere wissenschaftliche Abtheilung oder Fakultät machte, und dann alle zusammen in einen Körper akademischer Lehrer vereinigt worden sind. So entstanden nach und nach neue Lehranstalten, die unter dem Namen Universitäten (studia universalia, generalia; universitas literarum) bis auf den heutigen Tag sich erhalten haben, und fast in allen Ländern errichtet worden sind. Man war von ihrem Nutzen so allgemein überzeugt, daß Päpste, Kaiser, Könige und Städte wetteiferten, den hohen Schulen Privilegien und gesetzliche Vorrechte zu ertheilen, wodurch die Lehrer so

wohl, als die Lernenden, über die anderen der damaligen und vergangenen Zeiten erhoben, und in eine für sich bestehende und besonders privilegirte Gesellschaft umgebildet wurden. — Allein da mit Anfang des 13. Jahrhunderts die Bettelmönche nicht nur mit ihren Klöstern Volksschulen verbanden, in den städtischen Parochien als Kinderlehrer auftraten, und sich selbst als Docenten in die Universitäten einzudrängen wußten: so entschwand bald der frühere Geist dieser Stiftungen, und an die Stelle des freien Vortrages kam, selbst in den höheren Schulen, das zeitraubende Diktiren; Gedächtnißkram galt für Gelehrsamkeit, der todte Buchstabe regierte. Wie es in den niederen Schulen ausgesehen haben mag, läßt sich leicht von selbst abnehmen. Die Schüler auf den lateinischen oder Trivial-Schulen *) brachten die meiste Zeit mit Abschreiben der Lehrbücher hin; in den niederen Parochial-Schulen wollten die Mönche das Schreibenlernen nicht einmal zulassen; denn vor Erfindung der Buchdruckerkunst war das Gewerbe der Schreibekunst sehr einträglich. —

Beim Emporkommen des Bürgerstandes fingen die Obrigkeiten nun selbst an, für den von der Geistlichkeit vernachlässigten Jugendunterricht zu sorgen, und stifteten eigene Stadtschulen. Für diese wurden meistens herumschweifende Mönche und Studenten zu Lehrern aufgenommen, wodurch sich ein eigener Schullehrerstand bildete. Diese Schul- und Kindermeister wurden von den Stadträthen und Pfarrern auf Jahresfrist oder viertel-

*) Von der Eintheilung der sieben freien Künste so genannt, und zwar: Grammatik, Dialektik, Rhetorik (Trivium), Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik (Quadrivium).

jährige Aufkündigung gedungen, und mußten nach Maßgabe der Kinderzahl selbst auf ähnliche Weise Gehülfen annehmen, und ihre Besoldung mit ihnen theilen. —

Als Wien zu einer Reichsstadt erhoben wurde, mag es solcher Schulen mit dergleichen Lehrern schon mehrere gegeben haben, und ihr verbesserter Zustand mußte einem Monarchen, wie Friedrich der II. war, welcher Künste und Wissenschaften so sehr schätzte, um so mehr am Herzen liegen, als damals die Geistes-Kultur seiner deutschen Länder noch in einem tiefen Schlummer lag. Die Verbesserung und Erweiterung betraf vorzüglich

die Schule bei St. Stephan,

welche durch Friedrichs goldene Bulle zu einer hohen Schule erhoben wurde (1237). Die hierauf sich beziehende Stelle lautet wörtlich: Volentes etiam commodo studio provideri, per quod prudentia docetur in populis, et rudis aetas instruitur puerorum, potestatem damus plenariam *Magistro*, qui *Viennae* per nos, vel Successores nostros, ad *Scholarum Regimen* assumetur, ut *alios Doctores in facultatibus* substituat, de consilio prudentium virorum civitatis ejusdem, qui habeantur sufficientes et idonei circa suorum studium auditorum*).

Diese Schule stand ursprünglich auf dem Platze, wo heut zu Tage seit 1737 das Kuraten-Haus erbaut ist. — Worin der Unterricht in den ersten Zeiten bestanden habe, ist nicht recht zu bestimmen; allein, da sich in in einem von Herzog Albrecht dem I. 1296 gegebenen Diplome die Stelle vorfindet, „daß die Schüler weder Schwert noch Messer tragen, ihr Gewand und Bücher

*) Siehe Seite 346 und 347 dieses Heftes.

nicht versetzen, nicht spielen sollen ꝛc.“ ist daraus zu sehen, daß dieses Verboth sich nur auf größere Schüler erstrecken konnte, denen, neben der Religion (Auswendiglernen des Glaubens, der zehn Gebote, der Gebete und Psalmen) und deutschen Sprachlehre, auch in den höheren Wissenschaften Unterricht ertheilt ward. — Selbst nach der Gründung der eigentlichen Universität wurden noch in den alten Schulen bei St. Stephan die freien Künste von vier Maistern öffentlich verlesen, von denen Einer Rektor der Knaben war. Sie wurden von gemeiner Stadt besoldet, der Rektor erhielt jährlich 32 Pfund Wiener Pfennige, nebst den außerordentlichen Zuflüssen von St. Stephan; ein Maister 16 Pfund.

Aus verschiedenen, von 1558 — 1561 ergangenen Verordnungen, Rathschlägen und Bescheiden ist ersichtlich, daß diese Schule neben den Schulen der Jesuiten, — bis diese die untern lateinischen Schulen zur Universität übersetzt hatten — für sich immer allein bestanden habe. Der Rektor konnte Bürgerskinder zu sich in Kost und Quartier nehmen, wofür er eine billige Bezahlung, und von Allerheiligen bis Georgi Holz und Licht zu fordern hatte. Neben der freien Wohnung im Schulhause hatte ein Rektor jährlich 100 Pfund Pfennige Besoldung und 10 Klafter Holz aus den Stadtauen. Die drei Kollegiaten (Baccalauren oder Kolloboratoren) hatten dem Herrn Burgermeister, dem Rathe, dem Rektor zu gehorchen, und erhielten freie Wohnung im Kollegio, nebst wöchentlich 1 Pfund Wiener Pfennige. Die Schule war damals in fünf Klassen eingetheilt, und der Unterricht folgender: Erste Classe: Artikulation, Buchstaben, Aussprache einzelner Sylben, Lesen, erste Grundsätze der Religion, und täglich zwei lateinische Wörter mit deutschen Begriffen ins

Gedächtniß gebracht. — Zweyte Klasse: Sprachkunde mit Abänderung deutscher und lateinischer Wörter, tägliche Erklärung über Sprüche Salomons, Anfang der Schreibekunst. — Dritte Klasse: Lehre der Geschlechter und irregulären Wörter, Übung im Dekliniren und Konjugiren, Sittenbuch, Vorlesung kleiner Briefe Cicero's, Klugheitsregeln des Erasmus, erste Gründe der griechischen Sprache, etwas Musik. — Vierte Klasse: Grammatik der lateinischen und griechischen Sprache, Styl, Schreibekunst, Übung im Übersetzen, Sprachkenntniß, Übersetzungen des Cicero, Virgil, Terenz, Musik, Religions-Lehre, Anwendung und Auslegung des Evangeliums. — Fünfte Klasse: Besondere Vorlesungen des Rektors, Grammatik, Dialektik, Redekunst, Weltweisheit, Mathesis und andere freie Künste.

So wurde diese Schule und diese Lehrart bis zu Pfingsten 1615 fortgesetzt. Das baufällige Schulgebäude mußte neu hergestellt werden. Da die Jesuiten nun bei Antretung der Universität den größten Theil des Unterrichts in dieser Bürgerschule an sich gezogen haben, und ihn daselbst entbehrlich machten, zudem unter dem Rektor Lindenberger 1635 ein Theil des neuen Schulgebäudes dem Wiener Bischofe zur Unterbringung der Kuraten abgetreten wurde: so sank dadurch höchst wahrscheinlich die Stephans-Schule zu einer blos deutschen herab, und das einzige Vorrecht ist dem Schulmeister bei St. Stephan geblieben, daß er, bis zur Errichtung der Normal-Schule, Rektor der übrigen bürgerlichen Schulen war.

Universität.

Der große Zulauf der Jünglinge in der Stephans-Schule und das Mangelhafte des Unterrichtes daselbst

im Vergleiche mit den Universitäten haben Herzog Rudolph den IV. und seine Brüder Albrecht den III. und Leopold den III. bewogen, mit Bewilligung Papst Urbans des V. (vom 19. Juny 1365 aus Avignon datirt) nach dem Muster der Universität zu Paris auch eine ausgebreitetere Schule in Wien zu errichten, sie, nebst den bestandenen Lehrstühlen der freien Künste, mit Kanzeln der Theologie *), der Arzenei, der bürgerlichen und geistlichen Rechte zu versehen, ihr besondere Freiheiten zuzueignen, und zur Bequemlichkeit und Ruhe den Lehrern und den Studierenden eine bestimmte Gegend einzuräumen.

1365 am 1. März unterschrieben Rudolph und seine zwei Brüder das diesfällige Diplom, welches im Wesentlichen folgende Freiheiten und Begünstigungen enthielt: Die Studierenden sollen das Vorrecht haben, in der Gegend von der Burg bis zum Schotten-Thore (in der damaligen Hochstraße und Schaufellucken) zu wohnen. — Sie, ihre Lehrer und Diener sind von jeder Abgabe befreit, und allein ihrem Rektor, welcher Vorsteher der Stephans-Kirche seyn soll, mit der Gerichtsbarkeit unterworfen. Keiner soll ohne des Rektors Erlaubniß Bücher kaufen, oder zum Pfande annehmen. Derjenige, welcher einen Studenten, Magister ꝛc. beleidigt oder verwundet, soll keine Freistätte genießen, an Geld und Leib scharf gestraft werden. — Das Vermögen der ohne letzten Willen verstorbenen Mitglieder, wenn sich binnen Jahresfrist kein Verwandter oder Erbe melden würde, soll dem Rektor zufallen, der dasselbe unter sich und die vier Proku-

*) Die Bewilligung zur Errichtung der theologischen Facultät kam erst nachträglich (den 20. Febr. 1384).

ratoren, welche für die österreichische, böhmische, sächsische und ungarische Nation zur Besorgung der Angelegenheiten ihrer Studenten zu bestellen sind, mit Ausnahme der Bücher, welche der öffentlichen Bibliothek der Universität zugewendet werden, zu vertheilen habe. — Die vier Prokuratoren haben das Recht, den Universitäts-Rektor zu wählen. — Die Universität soll ein eigenes großes Sigill haben, und dasselbe in einer Lade mit vier Schlüsseln versperrt werden, wovon der Rektor und jeder der Dekane der Facultäten, das ist: der Philosophie, der geistlichen und weltlichen Rechte, und der Medicin, einen Schlüssel zu verwahren haben. — Rudolph war demnach der Gründer dieser hohen Schule; er vermochte aber nicht, sein angefangenes Werk zu vollenden, denn er starb am 27. Juli 1365 zu Mailand, und mußte es seinem Bruder Albrecht dem III. (mit dem Zopfe) überlassen.

Uneinigkeiten mit Herzog Leopold, die Länderverheilungen 1366—1371 und 1379, Urbans des V. Tod, Wiclefs eingerissene Lehre ꝛc. hinderten aber Albrecht bis 1384 etwas mehr für diese Schule zu thun, als ihr (1366) die Pfarre Laa zur Verbesserung des Unterhaltes der Lehrer zu schenken. In diesem Jahre erst konnte er das rudolphinische Diplom bestätigen, mit einem neuen vermehren, durch den Rektor eigene Gesetze für die hohe Schule und die Facultäten entwerfen lassen. Eine neue Eintheilung der vier Nationen hatte Statt. Vorschriften für die Wahlen ihrer Prokuratoren, des Rektors, welcher abwechselnd aus den Fakultäten alle halbe Jahre am 14. April und 13. Oktober zu wählen ist, wurden gegegeben, dann 4 Dekane, für die theologische, juridische, medicinische und philosophische Facultät, ernannt ꝛc. Ein Diplom von

1389 enthält die Schenkung eines Hauses unweit der Dominikaner und eines in der Schulerstraße für die juridische Fakultät. Ersteres versah er mit Einkünften und einer Kapelle, und erhob es zu einem Kollegium. Der Platz bei diesem Kollegium war den Studierenden zum Spaziergange gewidmet. Ferner mußten sich in eine eigene Matrikel binnen Monatsfrist alle Studierenden, Lehrer und Magister sämmtlicher Schulen einschreiben lassen, unter Verlust des Schutzes und der Freiheiten. Rektor, Lehrer, Doktoren und Studenten mußten sämmtlich den öffentlichen Umgängen und den Leichenbegängnissen der Landesfürsten beiwohnen. Ein weltlicher Richter und ein Superintendent mußten Recht sprechen, so wie über Gesetze und Freiheiten wachen. — Kein fremdes Gericht durfte einen Missethäter im Hause eines Mitgliedes der Universität aufsuchen, sondern beim weltlichen Universitäts-Richter die Auslieferung ansuchen. Zugleich wird aber jedes Gericht verbunden, ein allenfalls eingezogenes, der Universität einverleibtes Mitglied und Studenten dem Rektor anzuzeigen und unentgeldlich auszuliefern. — Statuten erschienen *): wie man sich im Allgemeinen beim Gottesdienste zu benehmen habe; wie sich Jeder kleiden darf; friedliches, freundschaftliches, sittsames Leben wird besonders anempfohlen; vom Besuche der „Gemeinhäuser, Zaubereien und Spielen" habe man sich zu enthalten; die betreffenden Pflichten werden deutlich für Jeden aus einander gesetzt; die Ordnung bei Universitäts-Versammlungen, bei Vorlesungen, bei den Promotionen zur Magisters- und Doktors-Würde genau festgesetzt.

1396 vermehrte Herzog Wilhelm (Sohn Leopold's, der in der Schlacht bei Sempach fiel) die Einkünfte der

*) Sie wurden bis 1750, also 370 Jahre, genau beobachtet.

Universität um 800 Pfund Wiener Pfennige aus den Renten der Mauth zu Ybbs.

1420 bestätigte Papst Martin der V. in einer besonderen Bulle die Gerichtsbarkeit der Universität, das Recht über Leben und Tod. — Es bestand ein eigenes Gefängniß für Studenten *).

1421—1423, als die Juden wegen Mißhandlung einer Hostie auf Herzog Albrecht's Befehl in allen Ländern verjagt, und ihrer Güter verlustig erklärt wurden, auch der Pöbel ihre Synagoge in Wien zerstörte, erhielt die Universität das Mauerzeug derselben zum Geschenke, damit sich in dem erkauften Hause des ältern Krembser ein bequemerer und größerer Vorlesungssaal für die Facultäten und ihre Bibliothek herstellen ließe.

1425 kam dieses Haus zu Stande. Die theologische Facultät erhielt den Theil gegen die Dominikaner-Kirche; die juridische den mittleren; den übrigen die medicinische Facultät. Der größere Saal im oberen Stocke: Aula Universitatis genannt, wurde zu Zusammenkünften bestimmt. — Heute ist es für die untern Schulen verwendet.

Wegen fortwährender Streitigkeiten zwischen Bürgern und Studenten mußten, laut der in diesem Jahre erlassenen Verordnung, die letzteren sich unter besondere Aufsicht eines Magisters oder Baccalaureus in einer Burse **) stellen, oder bei einem bestimmten Wirthe wohnen.

*) Noch 1780 wurde ein Schüler der Theologie wegen Falschmünzens zum Tode verurtheilt, diese Strafe aber in zehnjähriges schweres Gefängniß gemildert ꝛc. Erst 1783 hörten die Verurtheilungen der Universität auf.

**) Unter Burse versteht man einen Fond, aus welchem Studenten erhalten wurden; auch die Häuser, welche

1449 waren die Lehrer der Mathematik an der Wiener Universität schon so berühmt, daß Papst Sixtus der IV. den Georg Purbach *) und Johann Königsberger zur Verbesserung des Kalenders nach Rom berief. — In den folgenden Jahren bis

1490 hatte die Universität bei den Verwirrungen und Uneinigkeiten in Österreich unter Kaiser Friedrich, Ladislaus, Herzog Albrecht dem VI., König Mathias von Ungarn, um Ordnung unter sich und im Fortgange der Wissenschaften zu erhalten, alle ihre Kräfte aufgebothen. — Als Kaiser Friedrich (1462) von den Bürgern in seiner Burg belagert wurde, trachtete die Universität (wiewohl vergebens) die Bürger zur Treue gegen den Landesfürsten zurück zu führen. Der Student Kronberger zeichnete sich dabei ganz vorzüglich aus; er

---

man später zur Wohnung für Studierende erkaufte, nannte man Burſen. — Die Burſchenſchaften neuerer Zeit brachten dieſes Wort wieder in Erinnerung.

Hier müſſen wir noch der Stiftung einiger Burſen gedenken, und zwar:

1418 durch Magiſter Ulrich Grienwalder, die Roſenburſe.

1420 durch Niklas Gleiwitz die ſchleſiſche Burſe.

1465 durch Burghardt Krebs die Libenburſe.

1469 durch Barbara Kurz jene mit dem Goldberg.

1484 durch Paul Wann von Keurath die Bursa gentium oder Heidenheim- und Heidenburſe.

1487 wurde das Vermächtniß des Chriſtoph Ozeſtorfer zur Erhebung der Burſen Spuenga und Pruck verwendet.

*) Purbach, geboren zu Peuerbach in Österreich, war der Erfinder der Trigonometrie.

brachte, unter andern, dem in der Burg eingeschlossenen Kaiser und seinem Sohne Maximilian Lebensmittel zu.

1494 erhielt die Universität unter Maximilian dem I. durch den von Kaiser Friedrich zum ersten deutschen Dichter gekrönten und zum Vorsteher der kaiserlichen Bibliothek bestellten Konrad Celtes einen eigenen Lehrer der Dichtkunst, und

1495 den Hieronymus Balbus zum Lehrer der Wohlredenheit. — Am 3. Juni d. J. bestätigte Maximilian die Universitäts-Privilegien.

1501 erhielt die Universität das Recht, gekrönte Poeten zu machen, und Maximilian versuchte vorzüglich die reine lateinische Sprache einzuführen. Durch seine anderweitige Unterstützung wurde die Universität wieder in den glänzendsten Stand gesetzt, der Zulauf der Studierenden vermehrte sich immer mehr, und

1502 zählte man schon bis 8000 Studenten. Da Wiens Raum noch sehr beschränkt war, wurden die Bürger ersucht, mehrere Häuser und Wohnungen zu bauen

1506 und 1507 ward die Anzahl der Studierenden durch die in Österreich wüthende Pest sehr vermindert.

1520 schlich sich Martin Luther's Lehre auch in Österreich und in Wien selbst auf der Universität ein. — Dies bewog Erzherzog Ferdinand den I. am 4. Juli

1524 das schon von Kaiser Karl dem V. 1521 gemachte Verboth, Luther's Bücher zu lesen, zu erneuern, und aufzutragen: alle zweifelhaften Sätze dieser Lehre zu untersuchen, irrige Sätze auszuheben und ihm vorzulegen. Dann wurde aus der theologischen Facultät gegen die Anhänger dieser Lehre eine eigene Inquisition zusammen gesetzt. — Allein durch die Verwirrungen und

Drangsale, welche die herbeiströmenden Türken verursachten; durch den

1529 erfolgten Tod des Superintendenten Johann Cuspinian *), faßten sie immer mehr festen Fuß, und da bei dem allgemeinen Elende auch die Ausbezahlung der Gehalte der Lehrer an der Universität in's Stocken gerieth, bemächtigten sie sich ganz derselben. Da ergriff der neue Superintendent Johann Pilhammer herzhaft alle ihm zu Gebothe stehenden Mittel, und, gestützt auf die vom Könige Ferdinand ergangenen Verordnungen, wußte er der Universität bald neue Kräfte gegen ihre Feinde zu verschaffen.

1533 und 1534 ward die Ausbesserung aller ihrer verfallenen Gebäude dekretirt; auch wurden neuerdings alle Privilegien und Freiheiten derselben bestätigt. Sie erhielt den neuen Vorzug, daß der Rektor bei öffentlichen Feierlichkeiten nach dem Landesfürsten und der kaiserlichen Familie den ersten Platz einnehmen dürfe. Pilhammer baute die Juristen-Schule neu. Das Bisthum Wien mußte von den Einkünften des heil. Geist-Spitales (in der Gegend des Stahrenbergischen Freihauses auf der Wieden) 50 fl. jährlich zum besseren Unterhalte eines theologischen Lehrers bezahlen, und das Stift St. Dorothea die Hälfte der Einkünfte von den Gütern des 1529 verwüsteten Frauenklosters St. Niklas (in Erdberg) der Universität überlassen. Alle Stifte und Klöster

*) Er hieß eigentlich Spießhammer, war Doctor der Medicin, Dichter, Historiograph, Vorstand des Staats-Archives und der Hof-Bibliothek, (1500 Rektor der Universität), Anwalt der Stadt Wien. Er liegt bei St. Stephan neben der Kreuzkapelle begraben.

mußten bis zur gänzlichen Erholung der Universität zu Georgi und Michaelis jeden Jahres Beiträge leisten.

1551 erscheint Kaiser Ferdinand der I. als zweiter Stifter der Universität, welchen Namen er sich wirklich durch die im Jahre

1554 nachgefolgte Reformation derselben erwarb. — Die früheren Einkünfte von der Mauth zu Ybbs pr. 930 fl. erhöhte er auf 1070 fl. — Zur Herstellung des Goldberges (Burse) bewilligte er 400 fl. — Durch die Jesuiten, welche 1551 nach Wien kamen, wurde eine neue Lehrart in der Grammatik, Dialektik und Rhetorik entworfen. P. Claudius, ihr Rektor, fing die Theologie zu lehren an. — Im Jahre 1552 wurden die untern lateinischen Schulen bei den Dominikanern eröffnet. — Ferner wurde ein fünfjähriges Studium für die Doctors-Würde bestimmt. Für arme Studierende mußten Wohnungen besorgt, für die Bibliothek Bücher angekauft werden. — Die geschicktesten Lehrer mußten gewählt und besoldet werden. — Die Güter von St. Nikola wurden verkauft und das Geld angelegt. — Von den Zinsen wurden drei Lehrer der Theologie, eben so viel der geistlichen und weltlichen Rechte, 3 Lehrer der Medicin, dann Lehrer der Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Physik, Logik, Mathesis, schönen Wissenschaften, Dichtkunst, hebräischen, griechischen und arabischen Sprache mit 300, 170, 140, 100 und 60 fl. Gehalt besoldet. — Dies Alles war jedoch noch kein hinlänglicher Damm gegen Luther's Lehre; Ferdinand fühlte es schmerzlich, er verfiel in ein abzehrendes Fieber, an welchem er den 25. Juli 1564 starb.

Sein Nachfolger, Kaiser Maximilian der II., both ebenfalls Alles auf, die Universität und Jesuiten vor diesen Umtrieben zu sichern; er gab letzteren

1570 die Erlaubniß, Theologie, Philosophie, Rhetorik und Poesie in ihrem Kollegium öffentlich zu lehren; er setzte eine Bücher-Censur ein *), welche

1573 mittelst Decretes vom 26. März der Regierung anvertraut wurde **).

1578 am 23. April setzte er den Rektor Johann Schwarzenthaler wegen seines Bekenntnisses zur lutherischen Religion ab; ferner verwies er den Landschaftsprediger Josue Opiz, und traf mehrere zweckmäßige Verfügungen.

1595 brachte der Bauernkrieg und Uneinigkeiten zwischen Kaiser Rudolph, Erzherzog Mathias und Ferdinand abermals nachtheilige Wirkungen auf Künste und Wissenschaften hervor.

1617 übertrug der Kaiser, bewogen durch den Nutzen und Vortheil, welchen die Jesuiten durch ihre theologische Kanzel auf der Universität der katholischen Religion verschafft hatten, ihnen auch den Unterricht in den verfallenen philosophischen Wissenschaften; doch mußten sie in ihrem eigenen Kollegium die Vorlesungen derselben aufheben, und durften nur die untern Schulen, mit Einschluß der Rhetorik, behalten; ihre besonderen Schüler konnten auch der Universität einverleibt werden, und genossen dieselben Freiheiten und Rechte. Die Religions-Unruhen in Böhmen, welche einen 30jährigen Krieg zur Folge hatten, hinderten aber wieder den guten Fortgang dieser Anstalt.

1619 stellte die Universität 500 Studierende in's Feld, unter Anführung Adolph's Grafen von Alt-

*) Die erste Anstalt dieser Art in Österreich.

**) Kaiser Rudolph dem II. gelang es besser durch seine Anordnungen die Irrlehrer zu entfernen.

hann und des Magisters der Philosophie Felix Frey mit einer Fahne *), welche die Überschrift „Litteris et armis" führte. — Am 21. Juli 1619 wurden die Schulen wieder eröffnet, und Kaiser Ferdinand dankte der Universität in einem öffentlichen Programm vor dem versammelten akademischen Senate, und versicherte darauf durch Handschlag dem damahligen Rektor, Johann von Landau, die Privilegien nicht nur zu erhalten, sondern auch zu vermehren.

1622 wurde der Societät der Jesuiten bewilligt, ihre Professoren selbst zu erwählen. — Alle Promotionen ad gradum sind auf der Universität vorzunehmen; alle halbe Jahre soll ein Doctor einer andern Fakultät zum Rektor gewählt werden.

1623 entsagen die Jesuiten auf immer dem Rektorate bei der Universität. — Auch andere Professoren, die nicht Jesuiten sind, dürfen Vorlesungen über die Theologie halten. — Ferner wird ihnen die Bibliothek anvertraut; Stipendien und Stiftungen für das Seminarium überlassen. Sie kauften das stubenvoll'sche Haus in der Bäckerstraße, welches die Universität mit dem Konsistorium, Archiv und der Kanzlei bezog. — Der Kardinal Peter Pazmani schenkte ihnen bei St. Anna sein Haus, worin das von ihm gestiftete geistliche Seminarium war.

1624 bezogen sie mit ihren Seminaristen und Stipendisten das für sie aus der Heidenburse zugerichtete Haus, und Kaiser Ferdinand legte den Grund zur Universitäts-Kirche, welche

*) Diese Fahne ist noch bei der Universität, und 1797 zogen die Studierenden damit aus.

1631 eingeweiht wurde.

1645 ergriffen die Studierenden abermals die Waffen wider die, sich schon der Donau-Brücke nahenden Schweden.

1649 am 19. Jänner befiehlt Ferdinand der III., daß niemand zu einer Würde bei der Universität gelangen könne, der nicht feierlich angelobe, „die unbefleckte Empfängniß Mariä öffentlich zu vertheidigen."

1653 wurden die bisherigen Streitigkeiten der Universität mit den Jesuiten, hauptsächlich der Stipendisten wegen, durch Ferdinands des III. weise Verfügungen ausgeglichen.

1669 bewirkten die Studenten, daß die Juden, denen, nebst anderen Verbrechen, auch eine Feuersbrunst zur Last gelegt ward, nun gänzlich aus Wien und Österreich abgeschafft wurden.

1683 den 16. Juli fochten die Studierenden unter Anführung des n. ö. Regierungsrathes Freiherrn von Wels, und des Professors Paul von Sorbait auf den Ravelinen zwischen dem Kärntner- und Stubenthore gegen die Türken mit besonderem Muthe bis zum Entsatze der Stadt.

An Kaiser Karl dem VI. hatte die Universität eine große Stütze; auch er bestätigte alle ihre Privilegien und Freiheiten, vermehrte sie mit neuen, und rettete

1735 besonders die unteren Schulen vom gänzlichen Verfalle. — Als

1741 die feindlichen Heere nur noch einige Meilen von Wien entfernt waren, errichtete die Universität, zur Vertheidung ihrer Landesfürstinn, Maria Theresia, und des Vaterlandes ein Korps bewaffneter Schüler, welche der damalige Prorektor anführte. Da-

für fanden sie an Maria Thereſia die größte Beſchützerinn und Beförderinn. Vorzüglich war sie bedacht, die durch Spitzfündigkeiten und unnütze Zänkereien in die Dunkelheit zurückgeſunkene Philoſophie zu heben, dieſelbe von allen Vorurtheilen zu reinigen, um die nöthigen Verbeſſerungen auch auf die anderen Wiſſenſchaften auszudehnen. Nur ſolche Profeſſoren befahl ſie anzuſtellen, die Kenntniſſe, Würde und Anſehen beſaßen. Früher wechſelten jährlich in der Poeſie und Rhetorik die Profeſſoren; das durfte wenigſtens nur alle zwei Jahre geſchehen. — Mit talentloſen Knaben dürfen die Kollegien nicht angehäuft werden; ſie ſollen früher leſen, ſchreiben und rechnen lernen. — Während eines Schul-Kurſes durfte kein Knabe aufgenommen werden. Keiner durfte ad Poësim befördert werden, der nicht früher Fertigkeit im Brief- und Geſchichts-Style erwieſen hatte. — Eine neue deutſche Grammatik mußte verfaßt, ein beſonderer Lehrer für die griechiſche Sprache beſtimmt werden. Die Lehrgegenſtände erhielten nach den Jahren eine zweckmäßigere Eintheilung, und wurden vermehrt; — die Lehre des Ariſtoteles mußte wegbleiben. Die philoſophiſche und theologiſche Fakultät erhielt jede einen Direktor mit 4 Examinatoren; dieſe hatten alle Tentamina und Disputationes zu dirigiren und zu beurtheilen. Die theologiſchen Studien wurden durchaus verbeſſert, und keiner ward zum Predigeramte zugelaſſen, bis er nicht über die Wohlredenheit, die in einem zweijährigen Kurſe vorgetragen wurde, die beſten Zeugniſſe aufzuweiſen hatte.

1753 wurden die gewöhnlichen Gaſtereien bei den Dekan-Wahlen und Graduationen abgeſchafft; der Univerſität wurde die Bücher-Cenſur *) abgenom-

*) Vergleiche Seite 370 dieſes Heftes.

men, und eine eigene Bücher-Censur-Kommission errichtet. Alle Professoren der Rechte wurden entlassen, und neue mit erhöhten Besoldungen angestellt.

1754 wurden die medicinischen Studien dem Leibarzte und berühmten Gerard van Swieten anvertraut. Seine Einsicht und Thätigkeit war von so gutem Erfolge, daß er auch die Vollmacht erhielt, die ganze Universität nach Gutbefinden einzurichten. Im Jahre 1763 wurde sein Bildniß im medicinischen Hörsaale, und 1769 sein Brustbild von Erz auf marmornem Postamente zur Verewigung aufgestellt. — Bei den theologischen Studien unternahm der Bischof von Stock einige zweckmäßige Änderungen.

In demselben Jahre kaufte auch Maria Theresia, weil das akademische Gebäude zu klein wurde, mehrere Häuser in der unteren und oberen Bäckerstraße, und an deren Stelle kam

1756 das neue, prächtige Universitäts-Gebäude zu Stande, welches am 5. April d. J. unter großer Feierlichkeit, im Beiseyn des allerhöchsten Hofes, der Minister ꝛc., nach abgehaltenem Hochamte, der Universität übergeben ward. Durch den obersten Kanzler, Grafen von Haugwitz, wurden die Schlüssel dieses Pallastes dem Erzbischofe Fürsten von Trautsohn, als ernannten Protektor der Studien, überreicht.

Das Haus in der Schulerstraße, worin die Juristen-Schule sich befand, wurde, nachdem man diese an die Universität gezogen hatte, der Kaiserinn Maria Theresia abgetreten, welche es den Piaristen überließ. Diese errichteten darin

1763 ein eigenes Collegium der Rechnungswissenschaften. Es wurde Wechselrechnung, doppelte Buchhaltung,

das Cameral-System, Geometrie, praktische Mathematik, Schön- und Rechtschreibung gelehrt.

1773 trat, nach Aufhebung der Jesuiten, der Professor Freiherr von Martini mit den schon lange durchdachten Veränderungen und Verbesserungen des juridischen, philosophischen und historischen Unterrichtes hervor. Die Philosophie kam in weltliche Hände, und man sah für die Wissenschaften mehrere neue Lehrstühle entstehen.

Die Theologie wurde mit den Lehrkanzeln der Hermeneutik, Exegese, Kirchengeschichte und Pastoral-Theologie vermehrt; auch dadurch von vielen Vorurtheilen gereinigt.

Zur Rechtsgelehrsamkeit, welche früher auf die so genannten gemeinen Rechte beschränkt war, kam das Natur- und allgemeine Staatsrecht, das Kirchen-, deutsche Staatslehen-, Privat- und österreichische Recht; auch die politischen Wissenschaften wurden zu öffentlichen Lehrgegenständen erhoben.

Zur Arzeneikunde wurden errichtet: die Lehrämter der Klinik, Botanik, Chemie, Geburtshülfe, speziellen Naturgeschichte, mit dem dazu gehörigen Spitale, botanischen Garten und chemischen Laboratorium.

Das philosophische Studium wurde mit der Lehre der Experimental-Physik, Mechanik, Natur- und Universal-Geschichte, Ästhetik, Philologie, Technologie und praktischen Geometrie bereichert.

Gleiche Sorge trug man auch für die zarteste Jugend in den deutschen Schulen.

1780 wurde die Lehrkanzel der Ökonomie an der Universität errichtet; vorher bestand zur Emporbringung der Bienenzucht eine eigene Schule im Belvedere.

1782 wurden die Studierenden, welche sich durch gute Sitten und einen guten Fortgang in den Wissenschaften auszeichnen, von der Rekrutirung befreit.

1783 nahm Kaiser Joseph der II. der Universität ihre Gerichtsbarkeit. Die Adeligen wurden den n. ö. Landrechten, die Unadeligen dem Magistrate zugetheilt. Der bei Erhebung zum Doktorate eingeführte Eid wegen Vertheidigung der unbefleckten Empfängniß Maria ward aufgehoben; vermöge eingeführter Toleranz konnten auch Juden und Protestanten zum Doktorate gelangen.

1784 wurden die Insignien des Rektors und der Dekane abgeschafft, die Stipendien verbessert und vermehrt, und für die Vermöglicheren ein mäßiges Unterrichtsgeld bestimmt. — Mit dem Schuljahre

1786 fing das vereinigte Studium der Arzenei- und Wundarzeneikunst an. Die bildenden Künste wurden von der Universität nach St. Anna versetzt, aus ihrem Saale ein anatomisches Theater zugerichtet, und der Medicin eine neue medicinisch-chirurgische Militär-Akademie zur Seite gestellt. — Das Magisterium der Philosophie wurde ganz aufgehoben, und dafür die Doktors-Würde errichtet, zu deren Erlangung drei strenge Prüfungen vorgeschrieben sind. — Die Universität durfte vier Domherren nach St. Stephan und zwei nach Linz ernennen; doch nur solche, welche sich wenigstens 14 Jahre als Lehrer oder in der Seelsorge rühmlich auszeichneten.

1788 wurde das Rechnungs-Kollegium an die Universität übersetzt, und eine eigene Lehrkanzel der Staatsrechnungswissenschaft errichtet, die ehemalige Juristen-Schule aber zum Besten der Piaristen in der Josephstadt verkauft.

1789, als ganz Wien wegen der Eroberung Belgrads beleuchtet war, ließen der Rektor, Freiherr von Quarin,

und der Professor der Physiologie, Dr. Barth, die Universität auf ihre Kosten herrlich beleuchten. Die Studierenden gaben eine große Serenade, mit einem beleuchteten Obelisk, der in der Stadt herumgetragen und dann in der Burg aufgestellt wurde.

1790 wurden alle General-Seminarien aufgehoben, und es trat eine völlige Regulirung des theologischen Studiums ein. Auch das übrige Studien-Wesen bekam eine ganz neue Einrichtung.

1791 wurde die Universität durch Leopold den II. zum Mitstande in Nieder-Österreich erhoben, und dem Rektor, als Repräsentanten derselben, am 24. Oktober d. J. auf der geistlichen Bank in der Versammlung der Herren Stände der Platz angewiesen.

1792 setzte Kaiser Franz, bei seinem Regierungsantritte, mit der dem erlauchten Herrscherhause angebornen Neigung für Künste und Wissenschaften, das angefangene Verbesserungswerk seines Vaters mitten unter Kriegsunruhen fort, und gewann sich dadurch nicht nur die Herzen der Jugend, sondern auch die Liebe der Väter.

1794 ward bey der Universität ein Lehrstuhl für die italienische Sprache und Literatur errichtet.

Das Jahr 1797 stellt einen großen, ewig denkwürdigen Beweis der Liebe und Anhänglichkeit dar, und macht die Treue und Vaterlandsliebe der Österreicher, insbesondere aber der Studierenden, unvergeßlich. — Unter der Leitung des Regierungs-Präsidenten, Grafen von Saurau, durch thätige Verwendung des Rektors, Freiherrn von Quarin, und der Professoren, formirten letztere zwei Bataillone, und zogen am 17. April unter Anführung des erstgenannten Rektors auf das Glacis der Stadt, schworen dort mit der übrigen Aufgebothsmann-

schaft den Eid der Treue, und begaben sich von da, unter dem Kommando des Herzogs Ferdinand von Würtemberg, 1024 an der Zahl, in das Lager bei Kritzendorf und Klosterneuburg, bereit, dem Feinde entgegen zu gehen; doch die Leobner Friedens-Präliminarien vom 28. April riefen sie wieder in ihre Schulen zurück.

Zwei, die Begebenheit verewigende Sinnbilder wurden in das Matrikel-Buch gemalt. Am 21. Mai schrieben Herzog Ferdinand von Würtemberg und Graf von Saurau ihre Namen eigenhändig unter das, jeden betreffende Sinnbild, und die Universität stellte die, vom k. k. Kammermahler Hickel verfertigten Bildnisse beider, zum immerwährenden Beweise ihrer Hochschätzung, und um der Zukunft ein Denkmal des Dankes und patriotischen Eifers zu hinterlassen, in dem Rathssaale auf.

1800 wurde dem Franz Pöltinger und Dr. Zierer die Erlaubniß ertheilt, an der Universität Vorlesungen über die englische Sprache zu halten.

1801 nahmen die Vorlesungen des Drs. Ignaz Sonnleithner über das österreichische Handels- und Wechselrecht ihren Anfang.

1803 feierte die Universität die Aufstellung der, auf Kosten der Mitglieder derselben, von dem Statuar und Professor Fischer aus carrarischem Marmor verfertigten Büste des um den Staat, durch seine 50jährige Praxis, besonders aber in seinen fünfmaligen Rektoraten um die Wiener Hochschule so verdienstvollen k. k. Leibarztes Joseph Freiherrn von Quarin.

1804 ertheilte Kaiser Franz dem Professor der Naturgeschichte am Theresianum, Dr. Schultes, die Erlaubniß, für die Handwerker an Sonn- und Feiertagen unentgeldliche technologische Vorlesungen halten zu dürfen.

1805 erschien ein eigener Plan zu einer gleichmäßigen, auf allen Universitäten der österreichischen Monarchie zu beobachtenden Studien-Ordnung in Bezug auf Arzeneikunde, Wundarzeneikunst und Pharmacie, wodurch der Grund zu jener Stufe der Vollendung des medicinischen Studiums an der Wiener Universität gelegt wurde, auf der wir dasselbe gegenwärtig erblicken.

1811 wurde die Herrschaft Vöfendorf durch die Milde Franz des I. zu einer praktischen Lehranstalt der Ökonomie bestimmt *).

1812 wurde die Doktors-Würde der Chemie creirt.

1813 eröffnete Dr. Beer die klinische Lehranstalt für Augenärzte; zugleich wurde verordnet, daß an allen Universitäten und Lycäen Vorlesungen über die Rettungsmittel der Scheintodten und der in plötzliche Lebensgefahr Gerathenen gegeben werden sollen.

1815 wurde ein unentgeldlicher Lehr-Kurs in der italienischen Sprache eröffnet. (Vergleiche Seite 377 das Jahr 1794.)

1819 ward Joseph Littrow zum Direktor der Sternwarte und zum Professor der wissenschaftlichen Astronomie ernannt. — Seit diesem Jahre gewann der mathematische Theil der Naturwissenschaft eine ganz neue Gestalt in Österreich. Vor allen suchte Littrow durch ein entsprechendes Lehrbuch der weiteren Ausbildung der Studierenden entgegen zu kommen; hierzu kamen seine geistvollen, sowohl theoretischen als praktischen Vorlesungen über Astronomie, unterstützt durch so viele herrliche Instrumente, welche durch väterliche Milde des Kaisers

*) Diese Lehranstalt hat wieder aufgehört.

angeschafft wurden. Durch den neuen Bau bekam die Sternwarte in den letzteren Jahren eine dem jetzigen Zustande der Wissenschaften angemessene Gestalt. Über das rege wissenschaftliche Leben wird durch die, auf Kosten des Staates periodisch erscheinenden Annalen der Sternwarte Zeugniß abgelegt. —

Zur Ausbreitung des Studiums der Botanik wurden in d. J. dem botanischen Garten mehrere Ackergründe zur Benutzung überlassen.

1820 wurde zur Aufmunterung der vaterländischen Jugend verordnet, daß an allen jenen Lehranstalten, wo Assistenten bestehen, zu diesen Stellen nur Inländer gewählt werden sollen.

1826, am 29. November, wurde das Brustbild des k. k. wirkl. geheimen, dann Staats- und Conferenz-Rathes, und ersten Leibarztes Sr. Majestät, Andreas Joseph Freiherrn von Stifft, im Consistorial-Saale der Universität feierlich aufgestellt. Es war ein merkwürdiger Tag für die Universität, an dem sie einem Manne ihren Dank und ihre Verehrung darbringen konnte, dem Österreichs Völker, nächst Gott, das Leben des allgeliebten Landesvaters zu danken haben; einem Manne, der sich durch eine Reihe von Jahren, durch die seltene Kraft seines Geistes, durch den liebenden Schutz, in dem alle Zweige der Wissenschaften zu einer seltenen Höhe gediehen, unsterbliche Verdienste um die Universität erwarb.

Gedrängte Übersicht

des gegenwärtigen Zustandes der Universität.

Alles anzuführen, was vorzüglich in der neueren Zeit zum Gedeihen der Wissenschaften, sowohl von Seite

des Hofes, als auch der Vorsteher und Professoren geschah, würde den Raum dieser Blätter überschreiten. Um dies nur einiger Maßen würdigen zu können, wollen wir einen Blick auf den gegenwärtigen Zustand der Universität werfen.

An der Spitze derselben steht ein Rektor Magnifikus: Johann Wilhelm Ridler, Dr. der Philosophie, k. k. n. ö. Regierungsrath ꝛc., und ein Kanzler: Jos. Spendou, Dr. der Theologie, k. k. wirkl. n. ö. Regierungsrath ꝛc. Der Rektor Magnifikus wird jährlich gewählt. — Die Universität ist in 4 Fakultäten, nämlich in die theologische, juridische, medicinische und philosophische, und in 4 akademische Nationen: österreichische, rheinische, ungarische und sächsische, eingetheilt, von denen jede ihren Prokurator, welcher jährlich gewählt wird, hat. Nebstdem hat die hohe Schule noch einen Syndicus: Vincenz Aug. Wagner, Dr. der Rechte und Professor, und mehrere Aktuare.

Theologische Facultät.

Präses derselben und Direktor der theologischen Studien ist Andreas Wenzel, Dr. der Philosophie und Theologie, Abt des Benediktiner-Stiftes zu den Schotten in Wien und zu Telky in Ungarn ꝛc. — Prov. Vicedirektor: Joh. Christ. Stelzhammer, Doktor der Theologie ꝛc. — Dekan: Michael Wagner, Dr. der Theologie ꝛc. — Senior: Jakob Stern.

Das Studium der Theologie theilt sich in vier Jahrgänge:

I. Die christliche Kirchengeschichte mit Rücksicht auf die Patrologie und theologische Literar-Geschichte vom Prof. Ruttenstock, (jetzt Propst von Klosterneuburg). Hebräische Sprache, biblische Archäologie, exegetische Vor-

leſungen über die Bücher des alten Bundes, Einleitung in die Bücher des alten Bundes vom Profeſſor Ackermann.

II. Die griechiſche Sprache und exegetiſche Vorleſungen über die Bücher des neuen Bundes, bibliſche Auslegungskunde, Einleitung in die Bücher des neuen Bundes vom Supplenten Dr. Zenner. — Öffentliches und Privat-Kirchenrecht vom Regierungsrathe und Prof. Dolliner.

III. Dogmatik vom Prof. Pletz. — Moral-Theologie vom Prof. Fritz.

IV. Paſtoral-Theologie vom Supplenten Gregor Hummel. — Katechetik und Methodik an der Normal-Schule.

Außerordentliche Vorleſungen.

Über die der hebräiſchen Sprache verwandten Dialekte, den arabiſchen, ſyriſchen und chaldäiſchen, dann aus der höheren Exegeſe, von dem außerord. Prof. Oberleitner. — Philologiſch-exegetiſche Vorleſungen vom Supplenten Dr. Zenner. — Nebſt dem ſind, laut Verordnung vom 10. Jänner 1812, die Schüler der Theologie im 2. Jahre verpflichtet, die Vorleſungen über die Erziehungskunde zu hören.

Juridiſche Fakultät.

Präſes derſelben und Direktor der juridiſch-politiſchen Studien: Karl edler von Adlersburg, Dr. der Rechte, k. k. Regierungsrath, Hof- und n. ö. Kammer-Prokurator. — Vicedirektor: Joſ. Leop. Stöger, Dr. der Rechte. — Dekan: Joh. Mich. Schönauer, Dr. der Rechte, Hof- und Gerichts-Advokat. — Senior: Joh. edler von Schwaiger.

Das Studium der juridischen und politischen Wissenschaften zerfällt ebenfalls in 4 Jahrgänge.

I. Encyclopädische Übersicht des juridisch-politischen Studiums; hierauf das natürliche Privat-Recht, das natürliche öffentliche Recht, dann das Kriminal-Recht, vom Prof. Franz edlen von Egger. — Die europäische und die österreichische Staatenkunde vom Prof. Springer.

II. Das römische Civil-Recht, das öffentliche und Privat-Kirchenrecht vom Prof. Dolliner.

III. Das öster. bürgerliche Recht (nach dem Gesetzbuche) vom Prof. Winiwarter. Das Lehenrecht, dann das Handlungs- und Wechselrecht vom Prof. Vinc. Aug. Wagner.

IV. Die politischen Wissenschaften, die politische Gesetzkunde, dann über schwere Polizei-Übertretungen vom Prof. Kudler. — Der Geschäftsstyl, hierauf das gerichtliche Verfahren in Streitsachen vom Prof. Wagner.

Außerordentliche Vorlesungen.

Die Staatsrechnungswissenschaft vom Professor v. Prosky. — Vorlesungen über das ungrische Privat-Recht, dann über das Bergrecht vom Supplenten Nemety.

Medicinische Fakultät.

Präses und Direktor der medicinisch-chirurgischen Studien: Andreas Joseph Freiherr v. Stifft ꝛc. — Erster Vicedirector: Ludwig Freiherr v. Türkheim, D. d. A. ꝛc. — Zweiter Vicedirector: Joh. Georg Plenker, D. d. Ph. u. A. ꝛc. — Dekan: Joh. Bap. Lachmann, Dr. d. A. ꝛc. — Senior: Jos. edler von Portenschlag-Ledermeyer, D. d. A.

Das Studium der Arzeneikunde und höheren Wundarzeneikunst umfaßt 5 Jahre.

I. Einleitung in das medicinisch-chirurgische Studium und spezielle Naturgeschichte vom Prof. Ritter v. Scherer. — Anatomie vom Prof. Mayer. — Botanik vom Prof. Joh. Freih. v. Jacquin.

II. Höhere Anatomie und Physiologie vom Prof. Czermak. — Allgemeine Chemie vom Prof. Jacquin.

III. Allgemeine Pathologie, Aetiologie, Semiotik und allg. Therapie vom Supplenten Dr. Wisgrill. — Die Geburtshülfe vom Prof. Horn. — Materia medica und chirurgica, Diätetik und Receptir-Kunst vom Supplenten Dr. Wisgrill. — Einleitung in das chirurgische Studium und die theoretische Chirurgie, d. i. allg. und spezielle Pathologie der äußerlichen Krankheiten; dann Vorlesungen über die chirurgische Bandagen- und Instrumenten-Lehre vom Prof. v. Löweneck.

IV. Medicinisch-praktischer Unterricht und Übungen am Krankenbette; dann specielle Therapie der innerlichen Krankheiten *), wird von Franz Güntner, D. d. A., supplirt. — Die Lehre von den Seuchen der Haus-

*) Diese Lehrkanzel wurde nach der Beförderung des seitherigen Direktors des allg. Krankenhauses, des Regierungsrathes edlen von Raimann, zum zweiten Leibarzte Sr. Majestät, durch Ph. Karl Hartmann, Professor der allg. Pathologie und Pharmacologie, provisorisch bekleidet; allein nicht lange war einem Manne ein Wirkungskreis gegönnt, in dem er mit seinem tief forschenden Geiste, vielseitiger Erfahrung, ausgezeichneter wissenschaftlicher Bildung noch so viel zum Wohle der Menschheit und zum Fortschreiten der Wissenschaften wirken konnte. Hartmann endete am 5. März 1830 seine segensvolle Laufbahn. — Sein Verlust wird allgemein betrauert.

thiere vom Professor Hayne (am k. k. Thierarzenei-Institute.)

V. Fortsetzung des medicinisch-praktischen Unterrichts ꝛc., wie im IV. Jahrgange. — Vorlesungen über gerichtliche Arzeneikunde und medicinische Polizei vom Prof. Bernt. — Klinischer Unterricht am Bette der Augenkranken vom Prof. Rosas.

Das chirurgische Studium für Civil- und Landwundärzte theilt sich in 2 Jahrgänge.

I. Einleitung in das chir. Studium und die theoret. Chirurgie und Anatomie, wie oben. — Physiologie, allg. Pathologie und Therapie der innerlichen Krankheiten vom Prof. Herrmann, D. d. A. — Materia medica und chirurgica, Diätetik und Anleitung zum Recept-Schreiben, von demselben. — Vorlesungen über die chir. Bandagen- und Instrumenten-Lehre.

II. Vorlesungen über die spezielle Therapie der innerlichen Krankheiten und praktischer Unterricht am Krankenbette vom Prof. Wawruch. — Chir.-praktischer Unterricht und Übungen am Krankenbette, vom Prof. v. Wattmann. Chir. Operations-Lehre mit Darstellung derselben am Leichname, von demselben. — Gerichtl. Arzeneikunde, wie oben. — Vorlesungen über die chir. spezielle Therapie vom Prof. v. Wattmann. — Die Geburtshülfe und Thierarzeneikunde, wie oben. — Nach geendigtem Schuljahre geburtshülfliche Übungen im Gebärhause vom Prof. Klein.

Außerordentliche Vorlesungen.

Über die Rettung scheinbar todter und in plötzliche Lebensgefahr gerathener Menschen, für Nichtärzte, vom

Prof. Bernt. — Über pathologische Anatomie von dem prov. patholog. Prosektor und außerordentlichen Prof. Dr. J. Wagner. — Über Zahnarzeneikunde von dem außerord. Prof. Dr. Carabelli. — Über Mineralogie vom Prof. Mohs *). — Über psychische Antropologie, Logik und Physik von dem außerord. Prof. Dr. Wisgrill. — Über pharmazeutische Waarenkunde und Pharmazie von dem außerord. Prof. Ehrmann, Magister der Pharmazie. — Über die Kenntniß eßbarer Schwämme, dann giftiger Schwämme und Pflanzen vom Universitäts-Gärtner Diffenbach.

Philosophische Facultät.

Präses derselben und Direktor der philosophischen Studien: Unbesetzt.

Vicedirektor: Blasius Primus Knees, Dr. der Phil. u. d. R. ꝛc. — Dekan: Hr. Franz Nikol. Titze, Dr. der Philosophie, Prof. der allg. Welt- und öster. Staatengeschichte ꝛc. — Senior: Franz Höck, Ritter des k. öst. Leopolds-Ordens, Abt zu Lecker und Kats in Ungarn ꝛc.

Das Studium der Philosophie umfaßt zwei Jahrgänge, und theilt sich in Obligat-Studien, und in freie (wissenschaftliche) Lehrgegenstände. Die Vorlesungen über dieselben werden — mit Ausnahme der

*) Eines der glücklichsten Ereignisse für das Fortschreiten der Naturwissenschaft ist unstreitig die Berufung des Fried. Mohs, des eigentlichen Schöpfers der Mineralogie als Wissenschaft, nach Wien. Das k. k. Mineralien-Kabinett hat durch die neue Aufstellung und verschiedene Anschaffungen eine ganz veränderte Gestalt erhalten, und ist dadurch unstreitig zu einer der ersten Sammlungen Europa's geworden.

Physik — im alten Universitäts-Gebäude gegeben, dessen Hörsäle, wegen des hohen Alters des Gebäudes, Manches zu wünschen übrig lassen, und in einem zu grellen Kontraste mit jenen des neuen Gebäudes stehen. — Da sich seit einigen Jahren die Zahl der Studierenden so bedeutend vermehrte, so wurden zwei Abtheilungen errichtet, in denen der Professor und Supplent wechselseitig ihre Vorlesungen halten.

I. Obligat-Studien.

I. Jahrgang: Religions-Wissenschaft vom Prof. Kepplер. — Theoretische Philosophie vom Supplenten Lorenz Gabriel, Dr. der Rechte, und dem Adjunkten Adolph Schmidl. — Reine Elementar-Mathematik vom Prof. Jenko und dem Supplenten Jos. Salomon. — Latein. Philologie vom Supplenten Kron.

II. Jahrgang: Religions-Wissenschaft, Moral-Philosophie, wie oben. — Physik vom Prof. Baumgartner *) und dem Supplenten Schrötter. — Latein. Philologie vom Prof. Ficker.

II. Freie (wissenschaftliche) Lehrgegenstände.

Erziehungskunde vom Prof. Ficker, als Supplenten. — Geschichte der Philosophie vom Supplenten. — Höhere Mathematik vom Prof. v. Ettingshausen. —

*) Was Direktor Littrow für die Astronomie und Sternwarte ist, das ist Prof. Baumgartner für die Physik und das physikalische Kabinett. Das letztere entspricht, durch die Anschaffung der neuesten Apparate, vollkommen dem gegenwärtigen Zustande einer Wissenschaft, in der seit kurzem so viele und wichtige Entdeckungen gemacht wurden. — Baumgartner's Lehrbuch findet im In- und Auslande vollkommene Anerkennung.

Wissenschaftliche Astronomie vom Direktor der Sternwarte und Prof. Littrow. — Populäre Astronomie vom Adjunkten Mayer. — Populäre Mechanik, zunächst für Gewerbsleute, vom Prof. Baumgartner*). — Universal-Geschichte, öster. Staatengeschichte, Diplomatik und Heraldik vom Prof. Titze. — Numismatik, im k. k. Münz- und Antiken-Kabinette, vom Direktor des benannten Kabinettes, Prof. v. Steinbüchel. — Ästhetik vom Prof. Ficker. — Naturgeschichte vom Prof. Braunhofer, D. d. A. — Landwirthschaftslehre vom Prof. Kettner, D. d. R.

Ordentlicher Unterricht in lebenden Sprachen.

Ital. Sprache und Literatur vom Prof. Fornasari da Verce. — Böhmische Sprache vom Prof. Hromatko.

Außerordentliche Lehrgegenstände.

Franz. Sprache vom Prof. v. Vogtberg. — Englische Sprache vom Prof. Zirer, D. d. A. — Schönschreibekunst vom Prof. Th. Hirsch.

Thierarzenei-Institut.

Unter Maria Theresia's Regierung wurde das erste Augenmerk auf die Verbesserung der Pferdezucht gerichtet, und zu dem Ende

1767 eine Pferde-Kur-Operations-Schule errichtet, in welcher der Prof. und Dr. Scotti, unter Oberaufsicht des Fürsten Karl von Lichtenstein, die Militär-Fahnenschmiede unterrichtete. In der Folge vereinigte Joseph der II. den Unterricht sowohl für

*) Der zahlreiche Zuspruch, welcher sich mit jedem Jahre mehrt, gibt das beste Zeugniß über die Gemeinnützigkeit dieser Vorlesungen.

die Kur der Pferde, als auch anderer nützlicher Hausthiere in Eine Professur. Er schickte früher in der Absicht den Prof. Wollstein nach England, Frankreich, Holland, Hannover ꝛc., um sich nach dem Muster der dortigen Schulen zu bilden. Nach seiner Zurückkunft wurde ihm der Jesuiten-Garten auf der Landstraße in der Rabengasse eingeräumt, wo er

1776 das Thierspital errichtete, in welchem öffentliche Vorlesungen über die Krankheiten der Thiere, der Arzeneien für Pferde, Horn- und Wollenvieh zu halten angefangen wurden. Zu dem Zwecke ward noch ein Professor und Adjunkt angestellt.

1795 erhielt es einen Professor der Anatomie, einen Apotheker und einen Lehrschmied, dann einen Oekonom als Kommandanten desselben. Die oberste Aufsicht hatte der k. k. Hofkriegsrath.

1812 wurde dieses Institut als ein Zweig der Wiener Universität der Regierung und Studien-Hof-Kommission untergeordnet. Zum besseren Gedeihen desselben ward

1823 ein neues herrliches Gebäude aufgeführt, das durch seine zweckmäßige Einrichtung allen Forderungen entspricht.

Direktor des Institutes ist Joh. Libl, D. d. A.

Das Studium der Arzeneikunde beschränkt sich auf einen 2jährigen Lehrkurs.

I. Naturgeschichte und Gesundheitspflege der nutzbaren Haus-Säugethiere vom Prof. J. E. Veith. — Anatomie und Physiologie des Pferdes mit Hinsicht auf die übrigen Haus-Säugethiere vom Prof. v. Erdelyi, D. d. A, — Theorie des Hufbeschlages vom Prof. Langenbacher. — Anfangsgründe der Naturlehre und Che-

mie, sammt der allgemeinen Pathologie und Therapie, Nahrungs- und Heilmittellehre vom Prof. Buchmüller, D. d. A.

II. Medicinische Klinik vom Prof. Hayne. — Chirurgische Klinik vom Prof. Langenbacher. — Theoretische Veterinär-Chirurgie vom Prof. Veith. — Spezielle Nosologie und Therapie der innerlichen Krankheiten vom Prof. Hayne. — Die Lehre vom Exterieur des Pferdes, die chirurgische Operations-Lehre, die Gestütkunde vom Prof. Langenbacher. — Die gerichtliche Thierheilkunde vom Prof. Veith. — Seuchenlehre und Veterinär-Polizei vom Prof. Hayne.

Nebst dem wird Unterricht ertheilt für Fleischbeschauer, und für Hirten und Schafmeister vom Correpetitor Stütz.

Summarischer Ausweis der Schüler an der k. k. Universität zu Wien am Schlusse des Schuljahres 1829.

Theologische Fakultät.

Im 1. Jahrgange	90	Im 3. Jahrgange	75
„ 2. „	75	„ 4. „	61

Juridische Fakultät.

Im 1. Jahrgange	136	Im 3. Jahrgange	145
„ 2. „	211	„ 4. „	173

Hörer der Staatsrechnungswissenschaft 241

Hörer des ungarischen Privat-Rechtes und des allgemeinen Bergrechtes 38

Medizinische Facultät.

Ordentliche Mediziner in allen 5 Jahrgängen . .	589
Außerordentliche „ „ „ . .	3
Schüler der Wundarzeneikunst in beiden Jahrgängen	601
Lehrlinge der Wundarzeneikunst	35
Pharmazeuten	79
Lehrlinge der Pharmazie	6
Geburtshelfer im praktischen Kurse	89
Hebammen in beiden theoretischen Kursen . .	122
Hebammen im praktischen Kurse	80
Außerordentliche Hörer der praktischen Augenheilkunde	126
Ökonomen und Dilettanten in der Naturgeschichte und Chemie	44

Schüler am Thierarzenei-Institute.

Militär-Schüler des 1. Jahrganges	23
„ „ „ 2. „	21
Civil-Schüler des 1. Jahrganges	31
„ „ „ 2. „	24
Civil-Schüler des einjährigen Kurses	73
Ökonomen, Gäste, Dilettanten ꝛc.	51
K. K. Offiziere und Unter-Offiziere	3
Bereiter und Stallmeister	11
Ärzte und Wundärzte	4
Pensionäre (öster. und italienische)	6
Vieh- und Fleischbeschauer	8
Viehhirten	2

Philosophische Fakultät.

I. Jahrgang	372
II. „	305

Außerordentliche Gegenstände.

Erziehungskunde	306
Landwirthschaft	150
Weltgeschichte	33
Öster. Staatengeschichte	63
Diplomatik und Heraldik	18
Münz- und Alterthumskunde	15
Classische Literatur	45
Griechische Philologie	46
Italienische Sprache 1. Jahrgang	329
„ „ 2. „	163
Französische Sprache	111
Böhmische „	46
Englische „	16
Wissenschaftliche Astronomie	9
Populäre Astronomie	39
Höhere Mathematik 1. Kurs	7
„ „ 2. „	30
Mechanik	84
Naturgeschichte	134
Kalligraphie	89

Bei den außerordentlichen Lehrfächern ist zu bemerken, daß die Hörer derselben keine ordentlichen philosophischen Schüler allein sind, sondern sich unter denselben Theologen, Juristen, Mediziner, Hofmeister, Ökonomen ꝛc. befinden, die Zahl derselben also nicht unter die Total-Zahl der ordentlichen Schüler gerechnet werden darf, indem sonst darunter ein Schüler 2, 3 oder mehrmal vorkommen würde.

(Die Fortsetzung der Geschichte der Schulen ꝛc. folgt).

Verzeichniß der Pränumeranten *).

Herr Ablersberg.
» Arnold.
» Ambroschitz, Hofbuchhaltungs-Ingrossist.
» Barth, Buchhändler in Leipzig . . . . 12 Ex.
» Johann Bauer, n. ö. Landschafts-Kassoffizier.
» Baum.
» Franz Beer.
» Franz Bernt, Operateur u. Magister der Geburtshilfe.
» Blaß.
» Ludwig Bösel.
» Bondel.
» Joh. Nep. edler von Brandt.
» Fr. Braunhofer, k. k. Beamter.
» von Breisach.
» Burger, Magistrats-Beamter.
» Louis Caminada, Hofbuchhaltungs-Ingrossist.
» Karl Ritter v. Cöckelberghe zu Düzele, k. k. Rath.
» Moriz Damm, Hofbuchhaltungs-Akzessist.
» Christoph Demmer.
» Dietl, mag. Taxamts-Akzessist.
» Eugen Distler.
» Alois Doll, Buchhändler in Wien.
» Michael Dorn.
» Dubeine.
» Ludwig von Dürfeld, Hofbuchhaltungs-Akzessist.
» Franz Eberle, Hofbuchhaltungs-Ingrossist.
Frau Katharina Ebner.

*) Alphabetisch nach der von den Herren Subscribenten selbst angegebenen Adresse.

Herr Karl Edlezberger, k. k. Rechnungsoffizial.
» Wilhelm Egger, Kaufmann in Wien.
» Franz Elster.
» Alois edler von Engel, Hofbuchhaltungs-Ingrossist.
» Ed. Fabisch.
» Alois Fanello, n. ö. ständ. Rechnungsoffizial.
» Joh. Fanello, Amtmann der Herrschaft Wullersdorf.
» Ferstl, Buchhändler in Grätz.
» Fink, Buchhändler in Linz . . . . . 10 Ex.
» Joseph Fleisch.
» Alois Fleischmann.
» Floh.
» August Forst.
Frau Katharina edle von Fölsch.
Herr Frank, Kassier.
» Johann Fritz.
» Johann Fuchs.
» Joseph Fuchs.
Frau Anna Füger.
Herr Gastl, Buchhändler in Brünn . . . . . 7 Ex.
» Karl Gemacher.
» Alphons, Ritter von Gionima.
» Franz M. Göbel, k. k. Beamter.
» Franz Götz.
» Vinzenz Fr. Gottfried.
» Fr. Gottesberger.
» Paul Gottesdorf.
» Anton edler von Grienberg.
» Groiß.
» Gruber.
» Joseph Gruber, mag. Taxamts-Kontrollor.
» Gußmann.
» Gulden.
» Haasey.
» Haberler.
» Franz W. Habit, k. k. Rechnungsoffizial.
» Alexander Hackel.
» Hanaißka.

Herr Johann Haselmann.
» Johann Haslbach, k. k. Rechnungsrath.
» Georg Hausner.
» Haslinger, Buchhändler in Linz . . . . 4 Ex.
» Johann Heeg.
Fräulein Amalia Hell.
Herr Johann Hennhapl.
» Franz von Herz.
» Joseph Heßl.
» Hisch.
» Johann Hölzl.
» Holzschuh, Buchhändler in Wiener-Neustadt 4 Ex.
» Huber.
» Hütter.
» Franz Hruschauer.
» Alois Janiczek, k. k. Kassenoffizier.
» Alois Jüstel, } Hofbuchhaltungs-Akzessisten.
» Karmine, }
» Franz Kepelhofer.
Fräulein Wilhelmina Klingenbrunner.
Herr von Knoch.
» Koch.
» Königstetter.
» Karl Kollmünzer, n. ö. ständ. Kassenoffizier.
» Korn, Buchhändler in Laibach.
» Johann Kovaczek, k. k. Beamter.
» Anton Kreitzer, pens. k. k. Rechnungsrath.
» Johann Kroy, k. k. Rechnungsrath.
» Heinrich Krumhaar, k. k. Kassenoffizier.
» Anton Krupitz, mag. Beamter.
» Johann Kudlich, Professor.
» Kurzweil, k. k. Rechnungsoffizial.
» Blasius Kusterna.
» Jacob Leeb, Hofbuchhaltungs-Akzessist.
» Lehner.
» Felix Franz Lenz, Registrator und Expeditor.
» J. Löbl, k. k. Beamter.
» Mack.

Herr Joseph Malovany, k. k. Rechnungsrath.
» Mansberg.
» Martinolj, k. k. Rechnungsoffizial.
» Dominik Mazani.
» August Merkl, k. k. Rechnungsoffizial.
» Christoph edler von Meyer, Obereinnehmer der k. k. Universal-Staats- und Banko-Schuldenkasse.
» Meyerhofer.
» Milde.
» Joseph Mohl, k. k. Rechnungsoffizial.
» A. Müller.
» Joseph Müller.
» Münzer.
» Nekola.
» Jos. Karl Netzl.
» Philipp Neubauer.
» Neugebauer, Buchhändler in Olmütz . . 5 Gr.
» Blasius Neumann.
» Wenzel Neuwich aus Böhmisch-Leippa.
» Niedermayer.
» Guido Nigris, k. k. Rechnungsrath.
» Nittel.
» Ortmann.
» Heinrich Opitz.
» Ignaz de Pauli.
» Pepermann.
» Karl Perger, n. ö. ständ. Kassa-Journalist.
» Pernold.
Don Johann Baptist Peter, Prokurator des Barnabiten-Kollegiums zu St. Michael in Wien.
Fräulein Marie Pfaffenberg.
Herr Franz Pfeffer.
» Plechinger.
» Pock, k. k. Rechnungsoffizial.
» Leopold Pöll.
» Dominik Ponisio.
» Joseph Popp, Bürger in Wien.
» Friedrich Porgthal.

Herr Regen, Kaufmann.
» Reiß.
» Johann Rettmayer, k. k. Rechnungsrath.
» Franz Rischaneck, Hofbuchhaltungs-Ingroſſiſt.
» Bernhard Roller.
» Karl Roſſi, Hofbuchhaltungs-Ingroſſiſt.
» Rothner.
» edler von Rottenſtätter, k. k. Rechnungsrath.
» Ruppan.
» Franz Ruſch, Landſchafts-Kaſſier.
» Karl Sartori, k. k. Kaſſeoffizier.
» Ignaz von Schauenſtein.
» Schaden.
» Scheiber.
» Karl Schifmann, k. k. Rechnungsrath.
» Michael Schindler.
» Auguſt Schmidl, aus Chriſtophen.
» Franz Schmidler.
» Karl edler von Schmelte, k. k. Kaſſeoffizier.
» Guſtav Schröder.
» Joſeph Schrötter, k. k. Kaſſeoffizier.
» C. H. Schumann von Mannsegg.
» Maximilian Schuſter.
» Johann Seewald, k. k. Kaſſeoffizier.
» Johann Seidel.
» Mathias Seis.
» Seri, k. k. Kaſſeoffizier.
» B. Skrivanek, mag. Taramts-Akzeſſiſt.
» Joſeph Sonauer.
» Franz Speil, k. k. Rechnungsoffizial.
» Karl Spiller, Landſchafts-Kaſſier.
» Freiherr von Spenz.
» Franz de Paula Staller, n. ö. Landſchafts-Obereinnehmer.
» Ritter von Stegnern, k. k. Rechnungsoffizial.
» Stix.
» Stoß.
» Stöck.

Herr Thomayer.
» Joseph Toifl, Verwalter der Herrschaft Breiteneich.
» Traunmüller.
» Thulner, Spediteur.
» Uible.
» Georg Ullrich, Hofbuchhaltungs-Akzessist.
» Joseph Umlauf.
» Franz Urban.
» Wilhelm Viktor.
» Johann Ritter von Vogtberg, k. k. Rechnungsrath.
» Wallishausser, Buchhändler in Wien.
» Joseph Walser, k. k. Rechnungsoffizial.
» Michael Walter.
» Franz Waßhuber.
» Wieser.
» L. Wildteisser.
» Ferdinand Wilfing, Magistrats-Sekretär.
» Nikolaus Winkelmann, Fabrikant.
» Franz Wirschmiedt, Hofbuchhaltungs-Ingrossist.
» Wittmann.
» Franz edler von Wouters.
» Gottfried Ritter von Wurzer, k. k. Rechnungsoffizial.
» Vinzenz Ziegler.
» Franz Ziwuschka, k. k. Kassier.
» Zöhrer.

Die später eingetretenen und hier nicht aufgenommenen Pränumeranten werden dem zweyten Bande beygedruckt.

Die Herren Buchhändler in den Provinzen werden ersucht, das Subscribenten-Verzeichniß einzuschicken.

Inhalt

des ersten Bandes.

Österreichische Staatengeschichte.

Urgeschichte von der Bevölkerung Österreichs bis Albrecht den I. aus dem Hause Habsburg (1282).

	Seite
Erste Bewohner von Österreich	4
Das Land unter der Ens wird römisch	5
Welche Verdienste hatten die Römer um Österreich?	6
Österreich während der Völkerwanderung	7
Karl der Große entreißt den Avaren das Land von der Ens bis an die Raab, und setzt über dasselbe einen eigenen Grenzgrafen	16
Schicksale Österreichs unter den Karolingern	19
Österreich in dem Besitze der Magyaren	21
Heinrich der I. entreißt den Magyaren das Land von der Ens bis in die Nähe von Melk	23
Leopold I., der Erlauchte	81
Heinrich I.	83
Albrecht I., der Siegreiche	84
Ernst der Tapfere	86
Leopold III., der Schöne	88
Leopold der IV., der Heilige	92
Veränderungen des Sitzes der Markgrafen v. Österreich	95
Leopold der V., der Freigebige	96
Baiern kommt an Österreich	99
Heinrich Jasomirgott (1141—1177)	161
Leopold VI., der Tugendhafte (1177—1194)	168

Seite

Steyermark kommt an Österreich 168
Rückblick auf die Geschichte Steyermark's 169
Friedrich I., der Katholische (1194—1198) 170
Leopold VII., der Glorreiche (1198—1230) 170
Leopold erweitert die Kammergüter 174
Privilegium Heinrich's VII. 175
Friedrich II., der Streitbare (1230—1246) . . . 175
Friedrich rettet Österreich und Deutschland von den Mongolen 179
Krieg mit den Ungarn 182
Verdienste der Babenberger um Österreich 183
Schicksal Österreich's nach dem Tode Friedrichs des Streitbaren 241
Ottokar, König von Böhmen, nimmt Österreich, und Bela, König von Ungarn, Steyermark in Besitz . . 243
Ottokar entreißt dem Könige von Ungarn Steyermark, und bringt Kärnthen und Krain an sich . . . 245
Ottokar weigert sich, Rudolph von Habsburg als deutschen König anzuerkennen 247
Kriege Rudolphs von Habsburg mit Ottokar . . . 249
Zweiter Krieg zwischen Rudolph und Ottokar . . . 252
Schlacht bey Stillfried, wo Ottokar, von den Seinen verlassen, das Leben verlor 253

Ausgezeichnete Personen, Entdeckungen, Erfindungen, Anstalten und andere Erscheinungen, durch welche diese Periode merkwürdig geworden ist.

Seite

Belisar 27
Mahomet 31
Karl der Große 37
Der Cid 101
Otto von Freisingen 107
Friedrich II. 186
Rudolph von Habsburg 260

Seite

Glasfenster 41
Erfindung des Glases 41
Seidenbau 44
Wasseruhr 46
Wasserorgel 47
Der Bergbau 48
Münzen 49
Lehranstalten in dem westlichen Europa im 7. Jahrhunderte 49
Papier 111
Turniere 114
Wappen 116
Entstehung der Städte, und ihr Einfluß auf die Civilisation 117
Münzen 120
Die Kreuzzüge 190
Erster Kreuzzug unter Gottfried von Bouillon . . . 193
Unternehmungen der Kreuzfahrer unter Gottfr. v. Bouillon 194
Zweiter Kreuzzug unter Conrad III. und Ludwig VII. 197
Dritter Kreuzzug unter Kaiser Friedrich I., Philipp August, König von Frankreich, und Richard I., König von England 198
Wirkungen der Kreuzzüge in Europa 203
Älteste österreichische Gesetzsammlung 206
Der Sachsenspiegel 207
Brillen 271
Hanseatischer Bund oder Hansa 274
Sicilianische Vesper 279

Chronologische Darstellung der Geschichte Wien's von seinem Entstehen bis Albrecht I., aus dem Hause Habsburg (1282).

Vorzeit 321
Wien, die Residenz der Herzoge von Österreich . . 329
Wien's Erweiterung und Befestigung unter Leopold dem Glorreichen 335

Seite

Leopold's des Glorreichen fernere Verdienste um Wien 336
Wien eine freie Reichsstadt 343
Wien wird von Friedrich dem Streitbaren belagert und unterwirft sich 347
Wien neuerdings eine Reichsstadt 349

Schulen, Unterrichts-, Erziehungs- und Bildungsanstalten in Wien.

Einleitung 355
Die Schule bei St. Stephan 359
Universität 361
Gedrängte Übersicht des gegenwärtigen Zustandes der Universität 380
Theologische Fakultät 381
Außerordentliche Vorlesungen 382
Juridische Fakultät 382
Außerordentliche Vorlesungen 383
Medicinische Fakultät 383
Außerordentliche Vorlesungen 385
Philosophische Fakultät 386
I. Obligat-Studien 387
II. Freie (wissenschaftliche) Lehrgegenstände . . . 387
Ordentlicher Unterricht in lebenden Sprachen . . . 388
Außerordentliche Lehrgegenstände 388
Thierarzenei-Institut 388
Summarischer Ausweis der Schüler an der k. k. Universität zu Wien am Schlusse des Schuljahres 1829. 390

Völkerkunde.

Gemälde aus Brasilien.

Ureinwohner 54
Mulattos, Mamalucos und Mestizos 57
Die Sertanejos 58
Freineger 60
Mandinga 61
Charakter der Neger 62

Seite

Der Negerkönig 63
Die Weißen 121
Der neue Pflanzer 122
Der junge Pflanzer 123
Brasilianische Postbothen 125
Die wandernden Priester 125
Feste 126
Der Intrudo 128
Gesellschaftliche Verhältnisse 130
Belohnter Edelmuth 131

Gemälde aus Griechenland.

Aberglaube 209
Religiöse Gebräuche 211
Fröhlicher Sinn 212
Witwentrauer 213
Lebensweise der Frauen 213
Wahrsagerei und Traumdeutung 216
Zeitvertreib 218
Tänze 219
Heirathsgebräuche 219
Die Mainoten. Verfassung der Provinz Maina . . . 284
Moritt's Besuch bei einem Häuptling der Mainoten . 285
Strenge Sitten der Frauen 289
Religion der Mainoten 289
Seeräuberei 289
Charakter der Mainoten 290
Anekdote von zwei mainotischen Seeräubern 291
Einige Gebräuche der Mainoten 293
Aberglaube der Athener 294
Die Athenerinnen 296
Das Hirtenleben in Thessalien 296
Costüm der Einwohner auf der Insel Tine (Tenos) . 298
Charakter und körperliche Eigenschaften dieser Insulaner 298
Bauart und einige Gebräuche auf Tine 299
Bewohner der Insel Cypern 300
Geschicklichkeit der Symioten als Taucher 301

Seite

Sammlung des Intereſſanteſten und Wichtigſten älterer und neuerer Zeit.

Mekka 65
Medina 66
Mahomets Grabmal zu Medina 68
Die Miſſiſſippi-Wächter 147
Der Puma und der Jaguar 149
Chineſiſche Gartenkunſt 151
Salz in Chile 151
Die Stiere in Indien 152
Der Talipot 125
Magnetnadel 229
La Trappe 231
Charta magna 233

Heilbäder, Mineral-Quellen und Geſundbrunnen des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates.

Öſterreich unter der Ens.

Einleitung 133
Baden 139
Pyrawarth 221
Heiligenſtatt 221
Meidling (bei Schönbrunn) 225
Mödling 227
Iſchl 303
Hall 304
Hallein 305
Das Gaſteiner Wildbad 305

Hiſtoriſche Ährenleſe . . . . . 72—80; 154—160
Miscellen . . . . . 235—240; 310—320

Aus der Buchdruckerey
der Witwe Anna Stöckholzer von Hirſchfeld.

Stanford University Libraries
3 6105 005 921 460

DB
1
932
1830
V. 1

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.